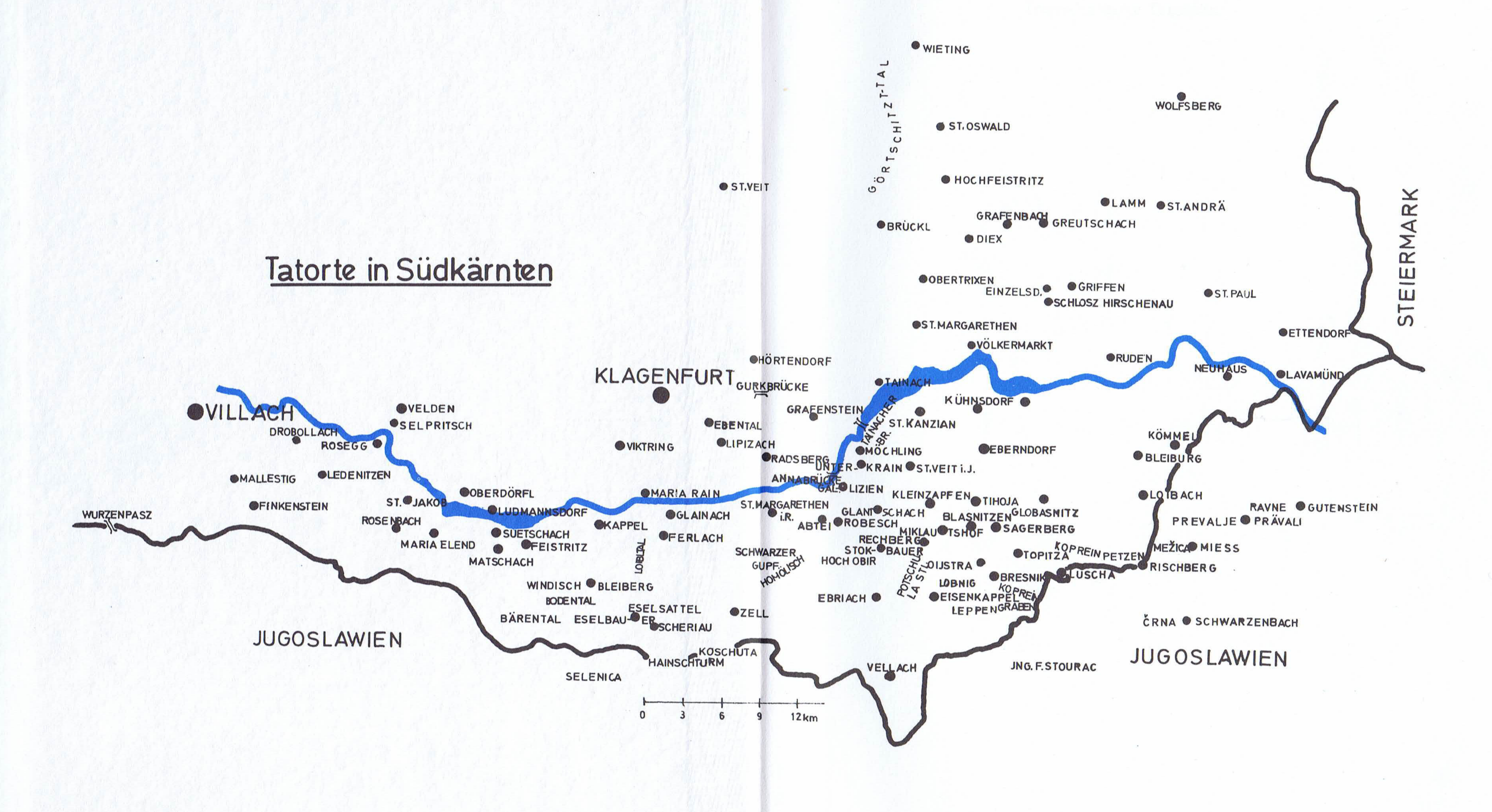
Ingomar Pust · Titostern über Kärnten 1942—1945

Titostern über Kärnten 1942 — 1945

Ingomar Pust

Totgeschwiegene Tragödien





Tatorte in Südkärnten
VILLACH
KLAGENFURT
WIETING
GÖRTSCHITZ-TAL
WOLFSBERG
ST. OSWALD
HOCHFEISTRITZ
ST. VEIT
LAMM
ST. ANDRÄ
GRAFENBACH
GREUTSCHACH
BRÜCKL
DIEX
STEIERMARK
OBERTRIXEN
EINZELSD.
GRIFFEN
SCHLOSZ HIRSCHENAU
ST. PAUL
ST. MARGARETHEN
VÖLKERMARKT
ETTENDORF
HÖRTENDORF
RUDEN
NEUHAUS
LAVAMÜND
GURKBRÜCKE
TAINACH
VELDEN
SELPRITSCH
GRAFENSTEIN
KÜHNSDORF
DROBOLLACH
ROSEGG
EBENTAL
TAINACHER BR.
ST. KANZIAN
KÖMMEL
VIKTRING
LIPIZACH
MÖCHLING
EBERNDORF
BLEIBURG
RADSBERG
UNTER-KRAIN
ST. VEIT i. J.
MALLESTIG
LEDENITZEN
ANNABRÜCKE
GALIZIEN
OBERDÖRFL
MARIA RAIN
KLEINZAPFEN
TIHOJA
LOIBACH
FINKENSTEIN
ST. JAKOB
ST. MARGARETHEN i. R.
GLANT
SCHACH
BLASNITZEN
GLOBASNITZ
RAVNE
GUTENSTEIN
WURZENPASZ
ROSENBACH
LUDMANNSDORF
GLAINACH
ABTEI
ROBESCH
PREVALJE
PRÄVALI
KAPPEL
MIKLAU
TSHOF
SAGERBERG
SUETSCHACH
FERLACH
RECHBERG
MARIA ELEND
FEISTRITZ
SCHWARZER GUPF
STOK-BAUER
TOPITZA
KOPREIN PETZEN
MEŽICA
MIESS
MATSCHACH
LOIBLTAL
HOCH OBIR
HOHÖLISCH
OJSTRA
POTSCHULA STL
RISCHBERG
WINDISCH BLEIBERG
BRESNIK
LUSCHA
BODENTAL
LOBNIG
EISENKAPPEL
KOPREIN
EBRIACH
ESELSATTEL
ZELL
LEPPEN
GRABEN
BÄRENTAL
ESELBAUER
SCHERIAU
ČRNA
SCHWARZENBACH
JUGOSLAWIEN
KOSCHUTA
HAINSCHTURM
VELLACH
JNG. F. STOURAC
JUGOSLAWIEN
SELENICA
0
3
6
9
12km



Titostern über Kärnten 1942—1945
Totgeschwiegene Tragödien

Das Umschlagbild zeigt:
Demonstration der Titopartisanen und Kärntner in Klagenfurt am 16. Mai 1945.
Aufschrift der Transparente:

Wir fordern	Wir fordern
Titos Armee	freies Kärnten
nach Kärnten	in Titos Jugoslawien

(Aus: Bitka kakor življenje dolga. Ljubljana 1975)

Ingomar Pust

Titostern über Kärnten 1942—1945

Totgeschwiegene Tragödien

Klagenfurt 1984
Herausgegeben und verlegt vom Kärntner Abwehrkämpferbund, Landesleitung 9020 Klagenfurt, Karfreitstraße 14.
Druck: E. Ploetz, 9400 Wolfsberg.

VORWORT

Dieses Buch soll Einblick geben in die Zeit, in welcher der Titostern und das Zeichen OF über einen Teil Kärntens ihre Schatten warfen, in der Gewalttaten begangen wurden, die man heute am liebsten totschweigen möchte. Es soll der heutigen Generation Einblick geben in die Ereignisse in Kärnten gegen Ende des zweiten Weltkrieges und in den Tagen nach dem Waffenstillstand.

Eines der prägenden Kennzeichen der jungen Historikergeneration ist die besondere Vorliebe für zeitgeschichtliche Fragen. Auf Kärnten bezogen, wird zwar die bis in die Gegenwart hereinwirkende Problematik des Verhältnisses zwischen Deutschen und Slowenen fast ausschließlich aus slowenischer und jugoslawischer Sicht dargestellt und gewertet. Die Darstellung aus gesamtkärntner und damit österreichischer Sicht wird jedoch sträflich vernachlässigt und führt somit zum Aufbau eines Bildes über die jüngste Vergangenheit Kärntens, das nicht den Tatsachen entspricht.

Wer sich über die auch in der Gegenwart hervorbrechenden nationalen Auseinandersetzungen wundert oder bestürzt ist, mit welcher Härte die jeweiligen Standpunkte vertreten und verteidigt werden, der kann die Gründe dafür in der jüngsten Vergangenheit finden, wenn er bereit ist, beiden Teilen Objektivität widerfahren zu lassen. Es wird ihm dabei sicher auffallen, daß es einige durch die Historiker bisher nicht bearbeitete und damit nicht bewältigte Fragen gibt. Eine dieser Fragen ist der Kampf der Titopartisanen auf Kärntner Boden. Die politisch motivierten Morde an Zivilisten, die als Abschreckung für die gegen Jugoslawien eingestellte Bevölkerung gedacht waren, sowie die Verschleppung und Ermordung der Kärntner nach Kriegsende, sind zwei weitere, bisher nicht wissenschaftlich-kritisch aufbereitete Probleme.

Ingomar Pust, von Beruf Journalist, unternimmt es, mit großem persönlichem Mut, diese Ereignisse, aufgebaut auf Zeugenaussagen und auf eigene Nachforschungen, der völligen Vergessenheit zu entreißen. Noch heute geht uns das berichtete Geschehen unter die Haut, macht uns betroffen und verursacht Erschütterung über das Vorgefallene. Die in einfacher Sprache abgefaßten Erlebnisberichte ergeben, durch die noch immer mitschwingende Betroffenheit, eine gefühlsbetonte Schilderung. Sie sind sicher auch ein Gewinn für die Geschichtsforschung, weil sie die Möglichkeit erhält, diese Zeit besser beurteilen zu können, ohne kritiklos die slowenische Sicht dieser Epoche zu übernehmen, die alle Schuld einseitig den Deutschnationalen auflastet.

Es geht um die Wiedergabe von persönlichen Erlebnissen und Wahrnehmungen von Menschen, die das Geschehen miterlebt haben oder wie es ihnen von ihren Eltern und Verwandten mitgeteilt worden ist. Diese Berichte sollen nicht nur den Leser zum Nachdenken anregen, sondern auch den Geschichtsforscher anspornen in die Archive vorzustoßen.

Als Journalist mit hervorragendem Spürsinn für das Menschliche des Geschehens und mit großer Formulierungskraft beschränkt sich Ingomar Pust nicht nur auf die Vermittlung trockener Informationen, vielmehr versucht er, ein Bild des Kärntner Grenzlandes und seiner im Krieg und in den ersten Nachkriegstagen leidenden Menschen zu zeichnen.

Wer Leid erfahren hat, wird Verständnis für die Not anderer aufbringen. Wir sind uns auch bewußt, daß nicht alle Fälle erfaßt und behandelt worden sind. Wir regen daher an, Ergänzungen, neue Einzelheiten und Klarstellungen uns mitzuteilen, um eine möglichst lückenlose Erfassung zu erreichen. Wir wünschen, daß dieses Buch nicht nur gelesen, sondern auch diskutiert wird, damit es zu einer kritischen Verarbeitung, der in ihren Folgen bis in die Gegenwart hereinreichenden Epoche beitragen kann.

Dieses Buch ist geschrieben aus Pflichtgefühl gegen jene, die sterben mußten, zur Erinnerung für jene, die überlebten und zur Mahnung an jene, die nach uns kommen, die nicht zu vergessen oder zu verleugnen, die wegen ihres aufrechten Bekenntnisses zu unserer Heimat einen grausamen Tod erleiden mußten.

Bisher sind die Leiden dieser Opfer, deren oft qualvoller Tod als Symbol für Kärntnertreue steht, verschwiegen worden. Diese Menschen haben in Standhaftigkeit ein großartiges Zeugnis ihrer Heimatverbundenheit abgelegt. Weil sie sich nicht anpassen wollten, wurde ihr Wollen als Verrat eingestuft, und sie mußten sterben.

Vor dem Hintergrund der Gegenwart tritt der Opfergang dieser Kärntner Zivilisten viel deutlicher hervor und läßt auch die Zusammenhänge klarer erfassen. Das unermeßliche Leid erhält nachträglich nur Sinn und Würde, wenn daraus Kräfte für eine zukunftsorientierte Gestaltung der Gegenwart erwachsen und eine Wiederholung solchen Geschehens verhindern.

Der Kärntner Abwehrkämpferbund widmet dieses Buch allen, die für ein freies und ungeteiltes Kärnten eintreten.

Den, in ihren Gefühlen durch ein hartes Grenzlandschicksal betroffenen Familien schlägt unsere verstehende Anteilnahme entgegen. Wir wollen nicht Wunden aufreißen, sondern der Nachwelt Kunde geben, von einer durch Gewalttaten und Grausamkeiten gezeichneten Epoche unserer gemeinsamen Heimat.

Wir wollen die Mauer des Schweigens und die Mauer der Mythen um die „heldenhaft kämpfenden“ Titopartisanen niederreißen und die wahren Hintergründe dieser Auseinandersetzung in Kärnten durchleuchten.

Die Generationen der Kärntner des 20. Jahrhunderts sind zutiefst geprägt worden vom Erleben zweier Weltkriege und zweier Versuche des expandierenden slowenischen Nationalismus, 1918—1920 und nach 1945, große Teile Kärntens an Slowenien anzuschließen. Sie können zwar die Leiden, die sie da-

durch erdulden mußten, nicht vergessen, suchen aber dennoch einen Weg der Gerechtigkeit für das Zusammenleben im gemischtsprachigen Gebiet, der jedoch auf Gleichberechtigung bei garantierter Freiheit des Volkstumsbekenntnisses gegründet sein muß.

Möge dieses Buch, das in vielen Familien schmerzvolle Erinnerungen wachruft, als ein Beitrag für ein unverfälschtes Bild unserer Vergangenheit aufgefaßt werden.

Valentin Einspieler
Landesobmann des
Kärntner Abwehrkämpferbundes



Die Gehirnwäsche an der Drau

Unglaubliches konnte in Kärnten geschehen!

Fast ein halbes Jahrhundert lang konnte die Mordwelle, die im Partisanenkrieg über das Grenzland ging, in der Öffentlichkeit totgeschwiegen werden.

Es geht um die Liquidierungen, die „Hinrichtungen", die Terrormorde zur Einschüchterung und das furchtbare Abschlachten wehrloser Opfer aus der Zivilbevölkerung.

Das Totschweigen wurde möglich, weil die Medien während der NS-Zeit über die Schreckenstaten der Partisanen schweigen mußten, um den von den Partisanen beabsichtigten Einschüchterungseffekt in der Bevölkerung nicht noch zu vergrößern. Auf diese Weise wurde das planmäßige Töten heimattreuer Kärntner über die Ortschaften und Gemeinden hinaus kaum bekannt.

Was aber darüber in den Unterlagen der Gendarmerieposten aktenkundig war, das hatten die Partisanen in den Maitagen 1945, als sie die Südkärntner Orte besetzten, wohlweislich vernichtet.

Nach 1945 schwiegen die Angehörigen der Opfer, weil sie noch immer unter dem Psychoterror der „Osvobodilna fronta" standen, der noch Jahre später über dem Grenzland lag.

Dann resignierten sie. Anzeigen gegen bekannte Mörder erwiesen sich als sinnlos. Denn alle „antifaschistischen" Verbrechen während des Krieges deckte die Befreiungsamnestie. Die Hinterbliebenen derer, die durch die Deutschen zu Schaden kamen, erhielten reichliche Unterstützung, die Opfer der Partisanen nichts.

Sie resignierten und schwiegen.

Und in der Flut der Partisanenliteratur, die nach dem Krieg den Partisanenkult begründete, fand sich über die Terrormorde, die dunkle Seite des Partisanenkrieges, kein Wort.

Vielleicht wäre die schon im Krieg entstandene Schweigemauer nie niedergerissen worden, wenn nicht unentwegt noch immer das Schwarz-Weiß-Bild vom armen gehetzten slowenischen „Freiheitskämpfer" und dem blutrünstigen, unbarmherzigen, faschistischen deutschen Verfolger an die Wand gemalt würde. Das fordert zur Richtigstellung heraus.

Hier wird ein falsches Klischee, ein verzerrtes Geschichtsbild in das Bewußtsein der Zeit gehämmert.

Entstehen konnte die Gehirnwäsche durch einen verblüffend einfachen Gedankengang:

„Das Übel aller Übel ist der Faschismus. Was also gut und notwendig ist, das ist Antifaschismus."

Antifaschisten von bedingungsloser Härte sind aber die Kommunisten. Also muß Kommunismus gut und notwendig sein. Wenn er aber gut und notwendig ist, ist Antikommunismus suspekt.

Auf diese Weise wurde die Aggression der kommunistischen Partisanen zur „Befreiungstat" hochstilisiert und der Widerstand dagegen diskriminiert.

Diese permanente Geschichtsfälschung zwang dazu, den Berichten über die Verbrechen der Partisanen nachzugehen, die im Grenzland in mündlicher Überlieferung noch lebendig sind. Das mußte geschehen, solange noch Augen- und Ohrenzeugen der totgeschwiegenen Geschehnisse am Leben sind. Es ist da fünf Minuten vor 12. Mehr als vier Jahrzehnte haben die Blutspuren der Titopartisanen in Kärnten zu einem Teil bereits verwischt.

Die slowenische Partisanenliteratur schweigt ja darüber und die beteiligten Titopartisanen und Mitwisser schweigen auch heute noch. Es gab da keine Enthüllungen, keine gegenseitigen Anschuldigungen, keine Indiskretionen, aber auch kein Bedauern.

Das Totschweigen der Tragödien gelang perfekt.

Es kann deshalb nur e i n e Seite aussagen.

Durch den Mund ihrer Angehörigen und Schicksalsgefährten müssen die Toten reden, die Opfer der Titopartisanen, die unbedankt als Wehrlose für die ungeteilte Heimat Kärnten einen oft qualvollen Tod gestorben sind.

Den Getreuen, die zu dieser Dokumentation beigetragen haben, muß Dank gezollt werden. Dank für ihren Mut. Weil heute nämlich noch immer dunkel, ungewiß und unterschwellig die Angst vor den Partisanen und ihren Nachfahren unter den Karawanken hockt, die Angst vor denen, deren Mutterstaat und Muttervolk Slowenien ist.

Sie kämpften nur für Tito und Jugoslawien

In der slowenischen Volksgruppe Kärntens wird der Partisanenkult gepflegt. Mit Inbrunst werden Partisanenlieder gesungen. Partisanenchöre pflegen das Liedgut einer blutigen, kommunistischen Revolution. Das Kärntner Grenzland wird systematisch mit einem Netz von Partisanendenkmälern überzogen. Der Sinn des Kults wird deutlich in der Devise, daß „überall, wo ein Partisane ruht, slowenische Erde sei".

Warum ist der Partisanenmythos in der slowenischen Minderheit zu einem Mittelpunkt der Zeitgeschichte geworden? In der ernüchterten Nachwelt in Jugoslawien wird er nur mehr durch Einflußmittel des Staates wachgehalten. In Kärnten wird er freiwillig gepflegt.

Der Grund für die Verklärung des Partisanenkampfes in Südkärntens Minderheit liegt wahrscheinlich in seiner historischen Zielsetzung: Im Traum von



Marschall Tito war ihr Vorbild, ihr Feldherr und ihr Führer. Das Idol der Kärntner Partisanen.

einem Großslowenien, das vom Küstenland bis zum Herzogstuhl reichen soll und Klagenfurt miteinschließt.

Der Traum ist den Slowenen nicht zu verübeln. Nur müßten sie Verständnis dafür haben, daß das Wissen um dieses Fernziel ihre Kärntner Landsleute vorsichtig machen muß. Aber hier wird eines der merkwürdigsten Phänomene der regionalen Gegenwartsgeschichte offenbar: Die breite Öffentlichkeit des deutschsprachigen Raumes weiß gar nichts über die wahren Ziele des Partisanenkampfes in Österreich. Sie ist darüber völlig falsch informiert.

40 Jahre nach dem Krieg weiß ein großer Teil der Öffentlichkeit nicht, daß die Partisanen Titos in Kärnten zu keiner Stunde für Österreich gekämpft haben. Sie kämpften auf österreichischem Staatsgebiet nur, um Österreich nach der Befreiung um einen Teil dieses Staatsgebietes berauben zu können. Sie kämpften für Tito, für Jugoslawien und für ein Groß-Slowenien unter Einschluß eines großen Teiles von Kärnten. Sie kämpften bis 1945 dafür mit dem Gewehr, dann mit den politischen Waffen der Einschüchterung und durch

Täuschung der Weltöffentlichkeit, der in Resolutionen vorgegaukelt wurde, daß die Bevölkerung sich nichts sehnlicher wünsche, als die Eingliederung in die kommunistische jugoslawische Volksrepublik.

Die Partisanenbewegung war eine die Grenze überschreitende revolutionäre Kraft, die an Stelle der deutschen NS-Herrschaft in Kärnten, die Herrschaft der jugoslawischen KP setzen wollte. Von 1942 an war die Führungsrolle der Kommunistischen Partei in der OF bereits unumstritten. Der Krieg der Partisanen, der 1943 von Slowenien aus nach Kärnten getragen wurde, war in diesem Jahrhundert der zweite gewaltsame Griff über die Grenze. Es war eine Aggression, deren Bedeutung im Donner des Zweiten Weltkrieges unterging und in Österreich im ganzen Ausmaß bis heute nicht erfaßt wurde.

Wenn hier die Tätigkeit der Titopartisanen ins Scheinwerferlicht gerückt wird, dann soll damit nicht das Bild der Tapferkeit und der Opferbereitschaft verstellt werden, das auf den kleinen Kern dieser Kämpfergemeinschaft zutrifft. Aber in dieser Dokumentation ist nicht von Tapferkeit und nicht von Kampfhandlungen die Rede, sondern von einer Seite des Partisanenkrieges, über die die heroisierende Geschichtsschreibung vollkommen schweigt: Das Hinmorden wehrloser Zivilpersonen.

40 Jahre nach den Geschehnissen soll die Dokumentation keine Anklage, sondern nur ein notwendiger Beitrag zur Zeitgeschichte sein.

Sie wollten gar nicht kämpfen

Die ersten, die mit den Bewaffneten in den Karawanken konfrontiert wurden, waren die Aufsichtsjäger. Von 1941 an waren die Wälder um Zell voll von Deserteuren. Es waren meist junge nationalgesinnte Slowenen, die schon bald nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Österreich nach Jugoslawien geflüchtet waren, um dem Wehrdienst in Deutschland zu entgehen. Sie wurden jenseits der Grenze keineswegs freundlich aufgenommen. Die damals zu einem Pakt mit Deutschland neigende jugoslawische Regierung war über die unerbetenen Gäste aus Kärnten nicht erfreut.

Als dann unter der Parole „Lieber Krieg als Pakt" die deutschfreundliche Regierung in Belgrad durch Putsch gestürzt wurde und die deutschen Truppen Jugoslawien besetzten, kehrten die Deserteure in die Karawanken zurück. Die Burschen aus Zell Pfarre stellten das Hauptkontingent. In den Hochrevieren begann es jetzt zu knallen. „Wir lebten ausschließlich von Wild", bekennt Karel Prušnik in seinem Buch „Gemsen auf der Lawine".

Karel Prušnik, geboren 1910 in Eisenkappel, war von Jugend an überzeugter Kommunist. Unter dem Partisanennamen „Gašper" war er im Krieg talauf talab gefürchtet. Nach 1945 kämpfte er in Kärnten mit allen politischen Waffen



Der kommunistische Partisanenführer Prušnik im Jahre 1944 (aus „Gemsen auf der Lawine")

fanatisch für die Einverleibung Südkärntens in die „Jugoslawische Volksrepublik". Er starb 1980 in Laibach.

Der österreichische Bundespräsident hatte ihm 1977 das „Ehrenzeichen für Verdienste um die Befreiung Österreichs" verliehen.

Von Partisanen war 1941/42 in den Karawanken aber noch keine Rede. Partisanen gab es nur drüben in Krain. Die Deserteure dachten nicht an Kampf. Sie wollten weder für Deutschland sterben, noch für Tito. Sie hatten sich Erdbunker am Ferlacher Horn, am Hochobir und in der Koschuta gebaut, ließen sich von ihren Angehörigen versorgen und knallten die Gemsen ab. Prušnik gibt in seinem Buch zu, daß der aus Jugoslawien gekommene Kommissar Tomaž den Burschen vergeblich zuredete: „Was hat es für einen Sinn, daß ihr Euch versteckt. Das slowenische Volk braucht Soldaten." Aber die Kärntner Slowenen wollten nicht Soldaten werden. Erst später, schreibt Prušnik, als der Druck der Polizei stärker wurde, schlossen auch sie sich den Partisanen an.

Die ersten, die sterben mußten, waren Aufsichtsjäger. Unter dem Titostern wurden alte Rechnungen beglichen.

Tödliche „Hausbesuche“

Am 12. August 1942 drangen Partisanen aus Krain in das Jagdhaus in Ebriach ein, in dem der Wehrmachtsurlauber Hugo Urbas wohnte. Seine Frau erwartete in der Klinik in Klagenfurt ein Kind, und der Urlauber war gerade im Begriff, zum Besuch seiner Frau aufzubrechen. „Jetzt werden wir abrechnen“, sagten die Besucher. „Lauf“ geboten sie dem Waffenlosen mit angeschlagener MP. Urbas mag gewußt haben, daß er verloren war. Er machte ein paar Schritte, und ein Partisan jagte ihm eine Maschinenpistolengarbe in den Rücken. Das Kind, das in Klagenfurt geboren wurde, hatte keinen Vater mehr.

Unter den Mördern war ein Jugoslawe, der einige Jahre zuvor mit drei Komplicen bei einem Großeinbruch in die Büchsenmachergenossenschaft in Ferlach beteiligt war. Urbas war damals Aufsichtsjäger. Er war im Revier bei Trögern auf die Einbrecher gestoßen, die viele gestohlene Jagdgewehre mit sich trugen, je eines war schußbereit. Im Feuerkampf wurden drei Einbrecher erschossen. Der vierte entkam über die Grenze nach Jugoslawien. Dr. Ariprand Graf Thurn, Bleiburg, erinnert sich an den Ermordeten: „Er war ein engagierter hervorragender Jäger. Er sagte damals aus, er habe eine Idee schneller geschossen als die Jugoslawen. Diesem ruhigen verläßlichen Forstbeamten war unbedingt Glauben zu schenken.“

Auch die behördliche Untersuchung ergab, daß der Jäger absolut korrekt gehandelt hatte. Die Büchsenmachergenossenschaft schenkte ihm als Dank für die sichergestellte Beute ein Jagdgewehr. Der Mord an Hugo Urbas ist eine der ganz wenigen „Liquidierungen“, die Prušnik in seinem Buch zugibt. Er stellt die Genickschüsse als „Notwehrakt“ der Partisanen dar, die Einbrecher von damals als harmlose unschuldige Grenzgänger, die in Ferlach Gewehre „erstanden“ hätten.

Wer schnitt die Pulsadern auf?

In den Revieren knallte es also damals, und es war die Pflicht der Aufsichtsjäger, nach dem Rechten zu sehen. Einer von ihnen war Hans Rohr von der Herrschaft Hollenburg.

Am 10. Oktober 1942 fand aus Anlaß des Volksabstimmungsgedenkens eine Parade in Klagenfurt statt, und die Wilddiebe mochten glauben, daß Rohr daran teilnehmen werde. Aber Rohr fuhr nicht nach Klagenfurt, sondern stieg mit seiner Büchse in die Nordhänge der Setitsche auf. Und hier stieß er auf Deserteure. Friedbert Rohr, wie sein Vater heute Revierförster in den Kara-

wanken, erinnert sich an die Erzählung seines Vaters: „Zwei Bewaffnete kamen auf mich zu. Ich rief ‚Halt, Gewehr weg'. Sie befolgten die Aufforderung nicht, sie legten an. Ich schoß, einer brach zusammen. Er hatte einen Lungenschuß, und ich stürmte nach Zell Pfarre, um Hilfe zu holen. Als wir zurückkamen, waren dem Verletzten auch die Pulsadern aufgeschnitten worden."

Was inzwischen geschehen war, läßt sich nur vermuten. Der Wildschütze konnte nicht selbst Hand an sich gelegt haben. Seine Komplicen müssen zurückgekehrt sein, um ihn zum Schweigen zu bringen. Sie hatten wohl gefürchtet, er könnte der Gendarmerie Angaben über die Schlupfwinkel der grünen Kader der Deserteure machen. Der Wilddieb, ein einheimischer Deserteur der Wehrmacht, wurde nach Klagenfurt gebracht und starb im Spital. Das war am 11. Oktober 1942. Schon damals war Rohr gewarnt worden, daß er sich vor der Rache der Waldläufer in acht nehmen müsse. Sein Dienstherr Maresch versetzte ihn vorsorglich nach Niederösterreich.

Aber, so sagt Friedbert Rohr, mein Vater wollte dort nicht bleiben. Er habe korrekt nach seiner Aufsichtspflicht gehandelt, sagte er. Er habe sich der Aussiedlung der Slowenen derart widersetzt, daß schon an seiner Loyalität gezweifelt wurde. Vielen Familien habe er das Lager erspart, vielen Slowenen hatte er geholfen, hatte sie vor Verfolgung geschützt. Er sah keinen Grund, warum er nicht wieder in den Karawanken Dienst tun sollte.

Der Mord im Bärental

Inzwischen hatten die Sicherheitskräfte so viele Informationen über die Bandenbildung im Gebiet von Zell Pfarre erhalten, daß sie 1942 zu einem vernichtenden Schlag schreiten konnten. Eine ganze Anzahl von Deserteuren wurde festgenommen und zusammen mit Helfershelfern vor ein Gericht gestellt. Es gab Todesurteile, über die damals von der NS-Presse ausführlich berichtet wurde. Das schüchterte die Männer in den Wäldern derart ein, daß es im Winter 1942/43 zu keinem organisierten Widerstand auf der österreichischen Seite der Karawanken kam. Erst im Frühjahr 1943 suchte die jugoslawische Führung den Bandenkampf über die Grenze zu tragen. Es gelang auf jugoslawischer Seite etwa 60 Mann zusammenzubekommen und auf dem Kahlkogel zu einer Aktion im Rosental bereitzustellen.

In der Nacht vom 17. auf 18. Mai 1943 marschierten sie ungehindert durch das Bärental, brannten in Feistritz das Sägewerk Götz nieder und beschädigten das Elektrizitätswerk, das die Akkumulatorenfabrik Jungfer und den Bergbau in Windisch-Bleiberg mit Strom versorgte. Dann wollten sie die Insassen eines französischen Kriegsgefangenenlagers befreien, aber die bedankten sich und lehnten ab. Die Titopartisanen raubten ihnen die Rotkreuzpakete mit Scho-



Das erste Haus, das in Flammen aufging, war die Klagenfurter Hütte. Nach dem Überfall auf Feistritz i. R. und der Ermordung von Hans Rohr steckten die Partisanen, gewissermaßen im Vorbeigehen zum Bilschitzasattel, die Klagenfurter Hütte in Brand. Am 16. 6. 1943 vernichteten sie dann die Schutzhütte auf der Petzen.

kolade. Nur gefangene Russen schlossen sich ihnen an. Bei dieser Aktion wurde Hans Rohr ermordet.

Ein Trupp umstellte das Forsthaus, das damals in der Nähe der Stouhütte unter der Volksschule stand. Friedbert Rohr war damals 14 Jahre alt und wohnte als Schüler in Ferlach. Seine Eltern waren mit seinem vierjährigen Bruder allein im Haus. Nach den Erzählungen seiner Mutter klopfte es um 3 Uhr früh. Eine Stimme rief: „Rohr, aufstehen. Polizei." Der Jagdaufseher glaubte, daß er als Führer irgendwie gebraucht werde. Er zog sich hastig an, konnte aber das Streichholz zum Anzünden der Petroleumlampe nicht finden. Das dauerte den Henkern draußen zu lang. Unwirsch kam der Ruf: „Wirds bald."

Da wußte Rohr, was es geschlagen hatte. Die Partisanen stürmten ins Haus, sperrten die Mutter und ihr Kind ein, schlugen im Hause alles kurz und klein, und raubten alles, was sie an Lebensmitteln fanden. Sie stießen Rohr ins Freie. Er mußte 20 Minuten anhören, wie die Partisanen im Hause wüteten und wie im Haus ein Schuß fiel. Der Unglückliche vor dem Haus mußte glauben, daß die Partisanen seine Frau erschossen hätten. Mit dieser schrecklichen Angst um sie muß er gestorben sein. Seine Frau fand ihn mit einem Genickschuß tot vor der Haustüre. Hochbeladen mit Raubgut zogen die „Freiheitskämpfer" davon.

Rohr war nicht der letzte, sein Schicksal teilten später zwei andere Forstbeamte. Aber der Überfall auf Feistritz und der Mord an Rohr waren die ersten

Aktionen der zum größten Teil aus Jugoslawen bestehenden OF im Rosental. Dieser Unternehmung vorausgegangen war schon im März 1943 ein Raubzug mit Liquidierungen im östlichen Bereich der Petzen, der näheren Heimat Prušniks.

„Deutsches Blut muß fließen"

Im November 1942 setzte sich eine elf Mann starke Partisanengruppe aus Krain auf der Petzen fest. Sie hatte den Auftrag, den Kampf in Kärnten zu organisieren. Als erster Kärntner stieß zu ihnen der Kommunist Karl Prušnik, der schon im Frieden nie einen Zweifel darüber gelassen hatte, daß sein Vaterland Jugoslawien sei. In seinem Buch zitiert er den Befehl, den der Politkommissar der 4. Operationszone am 11. Februar 1943 den 16 Partisanen auf der Petzen sandte, die sich hochtrabend „Kärntner Kompanie" nannten. Der Befehl wies auf die Dringlichkeit eines Vordringens auf Kärntner Boden hin: „Die Kompanie muß sofort in Richtung Eisenkappel und Klagenfurt marschieren. Es müssen einige erfolgreiche Fallen gestellt werden. In Kärnten muß noch in diesem Monat deutsches Blut fließen. — Tötet die Denunzianten. Zeigt durch die Tat, damit die ganze Welt weiß, daß auch Kärnten Partisanen hat."

Die „Kompanie" hatte es nicht eilig. Wegen des tiefen Schnees brach sie erst am 8. März 1943 in Richtung Eisenkappel auf. Der Haufen war inzwischen auf ganze 37 Mann angewachsen. Fallen stellten sie zunächst keine, dafür warben sie mit Tanz und Gesang für das künftige kommunistische jugoslawische Arbeiterparadies.

Prušnik schreibt: „Die Einheit ging über Luscha nach Koprein. Čemer Luki und seine Frau bewirteten uns. Der Schnaps war hochgradig, und wir tanzten mit dem Gewehr und den Mädchen. Gar manchen verwirrten die Wohltaten den Kopf ... Nachher schlugen wir über Peršmann den Weg nach Lobnig ein. Bei Vegel tanzten wir mit den Mädchen bis zum Morgen ..." Soweit Prušnik. Aktionen gab es keine. Polizeiposten wurden keine angegriffen. Aber befehlsgemäß sollte doch „deutsches Blut fließen".

Schreckensnacht auf dem Jegart-Hof

Also machte sich der Partisanenhaufen am 11. März 1943 nach Blasnitzen auf. Die Bergbauernsiedlung liegt am Nordfuß der Ojstra, 3,5 km ostwärts von Miklauzhof. Dort sollte der erste bewaffnete „Einsatz" im Befreiungskampf auf Kärntner Boden durchgeführt werden.

Den Hof bewirtschaftete der 58jährige Landwirtschaftspächter Alois Gritsch mit seiner Familie, die aus dem Lavanttal stammte. In jenen Märztagen war auf dem Hof auch der Schwiegersohn des Bauern, der Hauptmann der deutschen Luftwaffe, Dr. Adalbert Bencsik als Urlauber auf Besuch. Der 11. März war sein letzter Urlaubstag, und er wollte eigentlich schon am späten Nachmittag zum Nachtzug nach Rechberg fahren. Der Hauptmann wollte es aber vermeiden, in den Nachtstunden mit dem Gespann zur Bahn gebracht zu werden, denn damals wurde schon mit Partisanen gerechnet. Es hatte sich vermutlich ihr Auftauchen auf der Südseite der Ojstra bereits herumgesprochen.

Aus irgendeinem Grund entschloß er sich aber dann doch dazu, sich von seinem Schwiegervater erst später zur Bahn bringen zu lassen. Jede Stunde bei der Frau war kostbar, die ein Kind unter dem Herzen trug. Und das war ein tödlicher Entschluß. Als es dunkel wurde, waren nämlich wie aus dem Boden gewachsen, die Partisanen da. Über das Drama, das sich nun im Hause abspielte, kann kein Augenzeuge mehr aussagen.

Der einzige, der heute noch ein Bild von den Ereignissen geben kann, ist der ehemalige Gendarmeriebeamte und damalige Bürgermeister von Sittersdorf, Johann Skoff. Er hat nach dem Abzug der Partisanen die Leichen der Ermordeten gesehen und die Aussagen der Frauen in Erinnerung, die in der Nacht Witwen geworden waren.

Die Eindringlinge hatten zunächst alle Hausinsassen gezwungen, sich dem schaurigen Theater eines „Partisanengerichtes" zu stellen. Der Fliegerhauptmann mußte sich vor der drohenden Mündung einer Maschinenpistole die Uniform ausziehen, die sich dann der Kapo der Partisanen anlegte. Der verurteilte die beiden Männer zum Tode. Die Todeskandidaten wurden dann getrennt. Für den Hauptmann hatten sich die Henker eine besondere Seelenfolter ersonnen. Er durfte in seinem Zimmer mit seiner hochschwangeren Frau auf seine Todesstunde warten. Der Posten stand mit schußbereitem Gewehr daneben. Der Flieger und seine Frau müssen Stunden furchtbarer seelischer Qual durchlitten haben. Gritsch und seine Frau wurden getrennt. Gritsch wurde allein in ein Zimmer eingesperrt, und dann mußte seine Frau auftragen, was in Küche und Keller an Vorräten vorhanden war.

Das Haus wurde ausgeplündert, und dann begann erst ein wildes Gelage bei Most und Schnaps. Eine ganze Nacht zechten die Partisanen, grauenhafte Stunden mußten die Todgeweihten und ihre Frauen in namenloser Angst durchwachen, bis sich der Führer der Partisanen gegen 4.30 Uhr zum Aufbruch entschloß. Die beiden Männer wurden erschossen. Die schwangere Frau brach ohnmächtig zusammen. Gritsch muß vorher noch schwer mißhandelt worden sein. Sein Arm war ausgedreht, und ein Arm wies Bajonettstiche auf.

Das war die erste „Befreiungstat“ der von der Petzen gekommenen „Kärntner Kompanie“ mit Karel Prušnik.

Es muß der Wahrheit willen festgestellt werden, daß Gritsch einen Hof gepachtet hatte, der durch die nationalsozialistische Aussiedlungsaktion frei geworden war. Wer sich auf einen solchen Hof setzte, mußte wissen, daß er sich zur Zielscheibe machte. Die Aussiedlung ist in Südkärnten auf Ablehnung gestoßen. Die meisten hätten es lieber gesehen, wenn sie unterblieben wäre.

Niemand aber verurteilt in Jugoslawien die Austreibung und Ermordung von hunderttausenden unschuldiger Menschen, die der deutschen Volksgruppe angehört haben. Unzählige Jugoslawen sitzen auf geraubtem deutschen Besitz und sind durchaus angesehene Bürger. Das ist der Unterschied.

Kann man den Fall Gritsch noch in den „antifaschistischen Befreiungskampf“ einordnen, so war die Erschießung des vollkommen unschuldigen Fliegeroffiziers reiner Mord. Und reiner Mord waren die Liquidierungen, die diese „Kärntner Kompanie“ an heimattreuen Frauen und Männern in den folgenden Wochen in diesem Gebiet zwischen Obir und Petzen durchführte.

Hinrichtung im Kinosaal

Zur Basis des Partisanenkampfes in Kärnten wurde damals das Mießtal, das beim Friedensdiktat von Saint Germain mit seinen 3000 deutschsprachigen Bewohnern und der slowenischen Bevölkerung ohne Volksabstimmung an Jugoslawien abgetreten werden mußte.

Das Tal heißt heute noch in Jugoslawien Koroška (Kärnten).

Von hier aus unternahmen die Partisanen die ersten Aktionen. Hier hatte später auch die berüchtigte Sonderabteilung ihren Sitz, die für die Liquidierungen zuständig war. Hier im Mießtal wurde nach dem 8. Mai 1945 der Großteil der Verschleppten aus Kärnten ermordet.

Während des Krieges gehörte das Töten von wehrlosen Zivilpersonen zum Alltag. Man nannte das „Bestrafung von Kollaborateuren“. Kollaborateur war jeder Mießtaler, der in den Deutschen notgedrungen einen Bundesgenossen gegen die kommunistischen Partisanen sah. Wieviele Menschen während des Krieges hingerichtet wurden, wird nie bekannt werden. Die Partisanenliteratur schweigt darüber.

Erwähnt wird nur die „Hinrichtung“ im Kinosaal in Mežica, weil sie in eine militärische Aktion eingebettet war.

Diese wurde vom Petzengebiet aus durchgeführt. Vor dem Angriff fand ein „Meeting“ statt, an dem zwei Bewohner von Mežica teilnahmen. Dabei wurde nicht nur der Angriffsplan festgesetzt, die Partisanen erhielten auch die Namen von vier Mitgliedern des Kulturbundes, die am Abend des 3. April 1943 an einer Filmvorführung im Kinosaal teilnehmen würden.



Pasterk Lenart. Aus dem Gebirgsjäger der Eismeerfront wurde ein legendärer Partisanenführer, ein „jugoslawischer Volksheld". Er war eine soldatische Führernatur. Sein Name wurde auch beim Gegner mit Achtung genannt.

Es lief dann alles nach Plan.

Die Partisanen umstellten den Ort und den Gendarmerieposten. Ein Trupp drang in den Kinosaal ein und schrie: „Roke kvišku" (Hände hoch)! Dann wurden die vier Namen aufgerufen. Die Todgeweihten mußten vortreten und wurden niedergeschossen.

In Mežica hatte sich inzwischen ein Feuerkampf entwickelt, in dessen Verlauf auch Franc Pasterk-Lenart tödlich verwundet wurde. Dieser junge Bauernsohn aus dem Lobniggraben nimmt in der Geschichte des Partisanenkrieges in Kärnten einen besonderen Platz ein. Er ist so etwas wie eine legendäre Gestalt, der heute auch die Heimattreuen des Petzengebietes, die ihn gekannt haben, die Achtung nicht versagen.

Er hatte sich als Gebirgsjäger in Narvik ausgezeichnet. Er war ein Draufgänger, der Führereigenschaften besaß und durch sein sonniges Wesen die Menschen zu gewinnen verstand.

Bei einem Fronturlaub im Juli 1942 geriet er offenbar unter den Einfluß seiner zum Teil ausgesiedelten Sippe und desertierte zu den Partisanen nach Krain. Dort erwies er sich bald als militärischer Senkrechtstarter, der rasch zum Bataillonskommandanten aufstieg.

Sein Tod in Mežica ist deshalb erwähnenswert, weil sich um das Ende des kühnen Mannes, der bei Kamnik vorher ein Auge verloren hatte, bald Gerüchte rankten, die sogar den Krieg überlebten.

Bei seinem Tod sei es nicht mit rechten Dingen zugegangen, erzählt man sich noch heute in der Bevölkerung. Prušnik, so raunt man, habe den strahlenden Burschen gehaßt. Denn er selber sei gefürchtet gewesen, Pasterk aber war beliebt.

In der Tat ist der Tod des Partisanenführers mysteriös. Während des Kampfes in Mežica kam aus dem Dunkel ein Radfahrer auf ihn zu. Er kam aus einer Richtung von der Pasterk wußte, daß sie von Partisanen hermetisch abgeriegelt war. Er hielt ihn deshalb für einen Melder, einen Partisanen. „Was ist los“, rief er auf Slowenisch.

Der Radfahrer sprang vom Rad und schoß. Pasterk wurde schwer verwundet und starb wenige Tage später.

Wer war der geheimnisvolle Radfahrer?

Und für die Mutti den Genickschuß

Ein einziger Fall mag Aufschluß geben über das Wüten der titokommunistischen Liquidierungskommandos.

Frau Paula Linortner aus Klagenfurt war 1943 eine blutjunge Krankenschwester im Landeskrankenhaus in Wolfsberg.

Sie erinnert sich an ein tragisches Ereignis.

An einem Sommermorgen wurde eine junge Landwirtin mit einem Genickschuß eingeliefert. Sie lebte. Sie war nicht einmal bewußtlos. Sie war im Gegenteil hellwach. In ihren Augen stand namenlose Verzweiflung.

Sie konnte sprechen. Aber außer den Sprachwerkzeugen konnte sie keinen Muskel ihres Körpers bewegen. Sie war vollkommen gelähmt.

Frau Linortner erinnert sich, daß die Schwerverletzte eine ungewöhnlich schöne Frau mit langen schwarzen Zöpfen war. Sie war genau 32 Jahre alt und Mutter dreier Kleinkinder. Die ehemalige Krankenschwester weiß den Namen der Patientin nicht mehr und auch nicht den Namen des Hofes, von dem sie kam. Sie weiß nur soviel, daß er irgendwo zwischen Lavamünd und Unterdrauburg stand.

Aber was die Unglückliche aussagte, hat sich tief in das Gedächtnis der Schwester eingemeißelt. Nachts kamen die Titopartisanen auf den Hof. Ihr Mann war auf Urlaub daheim. Die Familie wurde zusammengetrieben. Der Vater vor den Augen der Familie erschossen. Dann spürte die junge Frau einen Schlag im Genick und brach zusammen. Sie spürte im Sturz noch, daß sie lebte und stellte sich tot. Sie hörte wie die Killer den Kindern befahlen, auf keinen Fall fortzulaufen. Erst am nächsten Morgen dürften sie das Haus verlassen und melden was geschehen war.

So geschah es. Eine grauenvolle Nacht lag sie gelähmt neben ihren Kindern.

Eine Qual für sie und die Kinder, für die die Sprache keine Worte haben kann. Um die seelische Folter zu schildern, die die Frau in den drei Wochen durchlitt, würde menschliche Ausdrucksfähigkeit nicht ausreichen.

Sie sah ihre Kinder nicht mehr. Nach drei Wochen erlöste sie der Tod.

Harmonikaspiel für Todeskandidaten

Die ersten Genickschüsse im östlichen Teil der Karawanken hatten die Bevölkerung eingeschüchtert. Die Staatsgewalt, so hatte es sich schon gezeigt, konnte dem Bürger keinen Schutz bieten. Sie konnte kriegswichtige Objekte sichern, aber nicht jedes Haus. Überleben konnte man also nur bei Neutralität.

Aber auch Neutralität half dem nicht mehr, der auf der „Schwarzen Liste" der Partisanen stand. Für die aber sorgten die einheimischen Slowenen. Auf die Häuser der Heimattreuen hatten die slowenischen Fanatiker schon 1919/20 das Schimpfwort „Schwaba" geschmiert, um die Bewohner als „Verräter" zu brandmarken. Was weiß die Heimat vom Mut und von der Treue der Männer und Frauen, die im Grenzland auf einsamen Höfen, inmitten einer feindseligen Umgebung ausharrten, obwohl auch 1942 unsichtbar auf ihrem Haus wieder das diffamierende „Schwaba" stand.

Nicht prominente Nationalsozialisten waren das Ziel der tödlichen „Hausbesuche". Die Prominenten wohnten nicht auf Grenzlandhöfen. Die Opfer waren kleine Leute, Männer und Frauen, heimattreue Kärntner windischer Zunge, in denen die Partisanen wiederum „Verräter" sahen. Sie hatten sich schon einmal der Preisgabe ihrer Heimat widersetzt, sie würden es wieder tun. Also mußten sie fallen.

Heimattreue bedeutete Todesurteil.

Das erste traf die Bäuerin Therese Operian auf dem Saagerberg bei Miklauzhof.

Viele Kärntner kennen sie gar nicht, diese eigenartige, schöne Karawankenlandschaft, die mit ihren Höhen und Gräben, mit ihren einsamen Weilern und Höfen der Topica und Ojstra, den Westausläufern des Petzenmassivs vorgelagert ist. Hier in diesem Gebiet schlug der Einfall der jugoslawischen Partisanen der Bevölkerung die ersten und die schwersten Wunden. Am 3. 1. 1943 hatten sie Globasnitz überfallen, die Läden ausgeplündert und im Gasthaus Zankl den Gemeindeangestellten Lorenz Lassnig erschossen.

Frau Mathilde Prutej lebte damals mit ihrer Mutter Therese Operian beim Venetek auf dem Venetek-Hof auf dem Saagerberg. Sie berichtet: „Ich kam am nächsten Morgen mit einer Kuh nach Globasnitz. Die Menschen standen entsetzt in Trauben vor dem Gasthaus. In der Gaststube lag der Ermordete auf

einem Tisch. So, als wenn er schlafen würde. Wir hatten damals alle Angst". „Wir auf den einsamen Höfen waren ohne Schutz vor den Partisanen. Die Obrigkeit gebot uns jeden Raubzug der Partisanen zu melden, die Partisanen drohten uns im Fall der Meldung mit dem Tod.

So war es am 24. April 1943. Drei Bewaffnete kamen, nahmen uns an Lebensmittel ab, was sie schleppen konnten und trugen uns auf: ‚Keine Meldung, sonst bringen wir Euch um.' Nun wollten wir den Partisanen nicht helfen. Aber wir wollten uns auch nicht der Gefahr aussetzen, die Partisanen zu begünstigen. So sandte ich der Gendarmerie in Globasnitz eine schriftliche Meldung. Die schickte Streifkommandos aus, obwohl es längst zu spät war. Die Partisanen waren schon wieder weiß Gott wo auf der Ojstra und der Topica. Aber dafür waren am 1. Mai, ehe die Sonne unterging, wieder die drei Partisanen da. Die Küche bei uns war voll Menschen, Verwandte, Frauen, das Gesinde und ein junger Wehrmachtsurlauber, der Nachbarsohn Florian Petek mit seiner Harmonika. Die drei Partisanen drängten sich mit vorgehaltenen MPs in den Raum und verwandelten mit hysterischem Schreien die Szene in ein schauerliches Tribunal."

Frau Maria Prutej, damals 30 Jahre alt und im 6. Monat schwanger, schilderte die makabre Situation: „Aus ihrem Brüllen entnahmen wir langsam was sie in slowenischer Sprache sagen wollten. Wir, meine Mutter Therese Operian und ich, seien Verräter und wir müßten jetzt sterben, weil wir mit den Deutschen zusammengearbeitet hätten. Dabei hatte Mutter die Meldung gar nicht gemacht, die habe ich geschrieben. Aber von meiner Mutter war in der Gegend schon aus der Zeit des Abwehr- und Abstimmungskampfes bekannt, daß sie unverbrüchlich an der Seite Österreichs stand, so wie Vater auch, der schon bei Kriegsbeginn gestorben war."

„Ich war eine Kärntnerin und bleibe es"

„Sie war eine Frau, die neun Kinder geboren hatte, eine mutige, harte Bergbauernfrau. Jetzt riß ihr ein Partisan den 5jährigen Enkel aus der Hand, den sie am Schoß gehalten hatte, und verkündete ihr und mir das Todesurteil. Wir wußten damals schon, daß an dem furchtbaren Ernst dieser Drohung nicht zu zweifeln war. Aber die Eindringlinge wollten uns vor dem Tod noch quälen. Zunächst raubten sie das Haus aus und packten Säcke und Rucksäcke voll. Auch die Ersparnisse der Mutter raubten sie und als sie sagte, daß das Geld nicht alles ihr gehöre, schlug ihr einer der Wüteriche so furchtbar ins Gesicht, daß die 58jährige Frau durch den Raum geschleudert wurde und ohnmächtig zusammenbrach.



Frau Therese Operian, die mutige Frau, in dem Kleid, in dem sie ermordet wurde.

Dann ließen sich die Gewalttäter Eierschmarren kochen und befahlen dem jungen, geschockten Wehrmachtsurlauber vor den Todeskandidaten und der entsetzten, starren Runde fröhliche Weisen zu spielen. Zu der Runde hatten sich im Laufe des Abends noch drei Slowaken gesellt, die bei einem Nachbarn einen Zaun gemacht hatten, und auf dem Heimweg beim überfallenen Haus dem Titoposten in den Arm gelaufen waren. Sie mußten nun dableiben, um den Überfall im Tal nicht verraten zu können. Während in der unheimlichen Stille die Harmonika erklang, war die Mündung einer Maschinenpistole ständig auf uns alle gerichtet. Die Mutter mußte, nachdem sie wieder zu sich gekommen war, allein auf dem Fußboden in einer Ecke neben dem Ofen hocken. So ging es bis Mitternacht. Dann schien den Partisanen die Folterzeit genug. Sie drängten uns alle in das Nebenzimmer. Ich stand noch an der Tür, als sich einer der Partisanen mit der Maschinenpistole im Anschlag hinter meine Mutter kniete. Ein Dialog entstand. Ich erinnere mich an den Wortlaut nicht mehr genau. Irgendwie wollte der Mörder von ihr ein Abschwören von ihrer Gesinnung, sie sollte in „Reue sterben".

Aber noch heute weiß ich, was meine Mutter im Angesicht des Todes sagte: ‚Ich muß meiner Obrigkeit folgen. Ich war eine Kärntnerin und ich bleibe es.' Dann wandte sie sich im Sitzen ab und der Partisan schoß in den Rücken der wehrlosen Frau eine ganze Garbe. Er hat mit Dum-Dum-Geschossen gefeuert. Ihr ganzer Oberkörper war zerfetzt, zerfleischt, eine einzige Wunde. Pulverrauch erfüllte die ganze Küche. Ich stürzte mich über die Tote. ‚Zurück',

schrien sie mich an, ‚sonst schießen wir auch Dich nieder. Du verdankst es nur dem da — sagte er auf meinen Bauch weisend, — daß wir Dich leben lassen.‘ Dann verschwanden die Mörder in der Nacht und befahlen uns, das Haus bis zum Morgen nicht zu verlassen.“

Den jungen Urlauber mit der Harmonika nahmen sie mit. Er mußte ihnen daheim seine Uniform und sein Gewehr ausliefern, und der pflichtgetreue junge Bauer hatte später Angst, ohne Gewehr und Uniform zu seiner Truppe einzurücken. Er tat es doch. Er ist bald danach gefallen.

Trutzig steht der Grenzlandhof Venetek noch immer unter dem Nordhang der Topica. Heute führt der junge Prutej, der als 5jähriger am Schoß der Großmutter gesessen war, den Gasthof, zu dem vom Sonnegger See eine schöne Straße hinaufführt. Ein Schilift erschließt im Winter die Hänge. Noch immer spricht man in diesem 180 Jahre alten Haus deutsch und windisch durcheinander. Aber der Geist der Ahnin lebt, die einst vor der tödlichen Mündung des jugoslawischen Partisanengewehrs trutzig bekannt hatte: „Ich bin eine Kärntnerin und bleibe es.“

Ein Nachspiel am Rande. Frau Mathilde Prutej erinnert sich: „1950 muß es gewesen sein, als ich in einem Gasthaus in Eisenkappel glaubte einen der Peiniger meiner Mutter gesehen zu haben. Aber er konnte es nicht gewesen sein. Er war viel älter. Es war der alte Wölfel, der Vater von Karl Prušnik.“

Drama im Lobniggraben

Zu Pfingsten 1943 töteten die Partisanen im Lobniggraben den Bauern Josef Piskernik. Die Frau des Ermordeten, Frau Elisabeth Piskernig lebt heute in Klagenfurt. Sie sagt rückschauend: „Wir wußten, daß Partisanen auf Nachbarhöfen tanzten und sangen. Aber mein Mann hatte keine Angst. Wohl wußten im Tal alle Nachbarn, daß er schon zur Zeit der Volksabstimmung für Österreich eingetreten war. Aber er war allen jugoslawisch gesinnten Bauern ein selbstloser und hilfsbereiter Nachbar. Wir waren die einzigen im Lobniggraben, die Pferde hatten. Wo immer ein Nachbar ein Pferd brauchte, mein Mann war um Gottes Lohn zur Stelle, auch wenn er die eigene Arbeit liegen lassen mußte.

Er hatte mit allen in Frieden gelebt und war überzeugt, keine unversöhnlichen Feinde zu haben. Aber es muß doch einer gewesen sein, der ihn denunziert hat. Am 13. Juni 1943 gegen Mitternacht trommelte es an die Tür. ‚Vbrnik Pepi, steh auf‘, rief eine Stimme, ‚Partisanen sind da‘. Mein Mann öffnete, und im Nu war das Haus voll bewaffneter Männer. Wir mußten uns in einem Zimmer im 1. Stock hinsetzen. Mein Mann, ich, die drei Buben, 13, 9 und 5 Jahre alt. Das vierte Kind war erst ein halbes Jahr alt und schrie ohne



Der gutmütige, hilfsbereite Bauer Josef Piskernik im Lobniggraben mußte sterben, weil er sich zur ungeteilten Kärntner Heimat bekannte.

Unterlaß. Die Männer spien uns ins Gesicht und schrien auf uns ein. Ich weiß nicht mehr, was sie brüllten, nur an das Wort ‚Verräter, Verräter' erinnere ich mich. Ich fiel in Ohnmacht, alle die folgenden Stunden sehe ich in der Erinnerung nur bruchstückhaft, denn ich verfiel immer wieder in Bewußtlosigkeit.

Ich sehe noch wie die Partisanen das ganze Haus ausraubten, das Geld, die Lebensmittel, alles was nicht niet- und nagelfest war. Einmal hörte ich, vor Schreck gelähmt, einen Schuß. Dann umfing mich wieder Nacht. Im Morgengrauen stießen mich die Männer aus dem Haus. Die Kinder auch, das Baby trug der Großvater. Es regnete in Strömen. Aber hinter uns wurde es plötzlich hell. Lodernd schlugen die Flammen aus dem Haus. Wir wandten uns ab und flüchteten zu den Nachbarn. Die Partisanen stiegen im Regen in Richtung Ojstra auf. Auch der Partisan war dabei, der bei dem Überfall das größte Wort geführt hatte. Ein Bursch aus dem Lobniggraben, ich kannte ihn gut: Karl Prušnik vulgo Wölfel."

Erst Tage später fand die verstörte Familie in dem verkohlten Haufen, der von dem Anwesen übriggeblieben war, die Überreste des Bauern, den die Partisanen im Haus verbrennen ließen.



Das Wohnhaus des von Partisanen niedergebrannten Piskernik-Besitzes wurde wieder aufgebaut. Nichts erinnert im Haus an die Schreckenstage der Partisanenzeit. *Photo: L. Ganzer*

Eine Leiche in den Flammen

Nach den ersten Überfällen jugoslawischer Partisanen wurde in Miklauzhof mit dem Ausbau eines Stützpunktes begonnen. Dem Mädchenlager des Reichsarbeitsdienstes (RAD) wurde ein RAD-Sicherungszug beigegeben. Besonders gefährdete Bauern verließen bei Dunkelheit ihre Höfe und schliefen im Schutz des Sicherungszuges im Stützpunkt Miklauzhof. Der Wasenmeister und Bauer F r a n z K o h l w e g (50) in Tihoja bei Miklauzhof tat das nicht. Er war nicht bei der Partei, er hatte keine Funktion. Es war nur bekannt, daß er nichts von den Kommunisten hielt und sich trotz seiner windischen Muttersprache dem deutschen Kulturkreis zugehörig fühlte.

Der damalige Bürgermeister Johann Skoff, der schon als Gendarm in diesem Gebiet gewirkt hatte, kann sich an Kohlweg gut erinnern: „Ein freundlicher, geselliger, rechtschaffener Mann, der politisch zwar nicht hervortrat, aber kein Hehl daraus machte, daß er kein Freund der jugoslawisch gesinnten, kommunistischen Partisanen war.

„Uns schwante sofort Böses, als eines Nachts, es war der 3. August 1943, vom Einschichthof der Wasenmeisterei herunter Schüsse zu hören waren und Flammenschein aufloderte“, erinnert sich Bürgermeister Skoff. „Mit dem alarmierten Sicherungszug des RAD stiegen wir sofort nach Tihoja auf. Der Hof

Kohlwegs brannte noch. Wir drangen in das Wohnhaus ein. Aus dem Keller hörten wir ein Stöhnen. Wir stürzten uns in den Qualm hinunter, mußten aber wieder flüchten. Der RAD-Mann, Horst Ungar, drang tollkühn ein zweitesmal in den Keller vor und barg die verletzte Bäuerin, die unter Tierfellen lag.“ Sie hatte schwerste Brandwunden erlitten, kam zwar mit dem Leben davon, aber sie blieb seelisch und körperlich ein Wrack. Ungar wurde bei der Rettung durch einen stürzenden Balken verletzt. Er fiel später in Italien, zwei Tage bevor die Rettungsmedaille ihn erreichte.

Die Auffindung des Bauern schildert Wolfram Mallebrein, der damalige Oberfeldmeister in seinem Buch „Einer für alle“: „Unter den ausgebrannten und noch glimmenden Holztrümmern liegt die halbverkohlte Leiche des Bauern. Der halbe Leib war von MP-Salven aufgerissen, sein verbranntes Jagdgewehr lag neben ihm. Offenbar hatte er versucht vom Oberstock des brennenden Hauses herabzuspringen und zu entfliehen. Dabei war er von den Partisanen, die das Haus umzingelt hatten, zusammengeschossen und ins Feuer geworfen worden.“

Nach den späteren Aussagen der Bäuerin, erinnert sich Johann Skoff: „Die Tragödie hatte um Mitternacht begonnen. Sie und ihr Mann waren allein im Haus, die beiden Söhne standen als Gebirgsjäger an der Ostfront. Um 0.45 Uhr pochte es an das Tor: ‚Aufmachen!‘ Als der Bauer aus dem Fenster sah, erblickte er die Partisanen und wußte, was das zu bedeuten hatte. Er gebot seiner Frau, ihr Versteck unter Tierfellen im Keller zu beziehen. Kohlweg aber, der Frontsoldat des Ersten Weltkrieges, warf als Antwort eine Handgranate aus dem Fenster. Nun schossen die Partisanen im Stall das ganze Vieh zusammen und zündeten das Haus an. Der Bauer feuerte aus der Dachluke, bis ihn die Flammen zu versengen drohten. Dann sprang er in die Garbe der Partisanen. So starb der Kärntner Bauer Franz Kohlweg, ein später Abwehrkämpfer.“

Triumphgesang vor dem Leichenhaus

Am 17. August 1943 überfiel eine Partisanengruppe das Wohnhaus der Besitzerin A n n a S t e t s c h n i g in Abtei. Im Haus befanden sich Bombenflüchtlinge aus dem Ruhrgebiet, eine Schwester von Anna Stetschnig und ihre Tochter Erika, die damals 14 Jahre alt war und an einer Nierenentzündung krank im Bett lag.

Frau Erika Stetschnig lebt heute in Klagenfurt. Sie erinnert sich: „Die Partisanen begannen das Haus zu plündern. Die Bombenflüchtlinge, drei Frauen und fünf Kinder, wurden in einen Raum gezwungen. Die Partisanen fragten nach meinen Tanten Luise und Maria. Aber Luise war nicht da, und Maria



Im ersten Stock dieses Hauses wurde Frau Stetschnig ermordet. Im Dachboden zitterte indessen ihre Schwester in ihrem Versteck um ihr Leben.

hatte sich rechtzeitig auf dem Dachboden verstecken können. Die Partisanen durchsuchten das ganze Haus, auch den Dachboden, wo Tante Maria zitternd unter einem Korb verborgen war. Sie hörte wie die Partisanen erwogen, das Haus anzuzünden, weil sie die Frauen nicht finden konnten.

Mutter und ich schliefen damals in einem Raum. Im Haus war in jener Nacht ein ständiges Kommen und Gehen. Mutti wurde immer wieder geholt, um mit der Lampe zu leuchten und die Partisanen in Geschäft und Keller zu den Dingen zu führen, die sie uns wegnehmen wollten. Ich erinnere mich an einen Partisanen, der ein Band in den jugoslawischen Farben um die Brust trug. Er machte mir Vorwürfe, daß die Familie Stetschnig Jugoslawien immer schon ablehnend gegenübergestanden sei. Zwei Stunden dauerte das schreckliche Durcheinander in einer Atmosphäre von Aufregung und namenloser Angst.

Dann kam gegen 2 Uhr früh ein Partisane ins Zimmer und sagte: ‚Die Frau, die geleuchtet hat, soll mitkommen.' Ich werde nie vergessen, wie meine Mutter, am ganzen Leib zitternd, dem Bewaffneten folgte. Minuten später hörte ich aus dem ersten Stock einen Schuß. Sie hatten meine Mutter ermordet. Bevor sie abzogen, sangen sie vor dem Haus ein kämpferisches Partisanenlied."

Frau Erika Stetschnig erinnert sich, daß die deutschen Bombenflüchtlinge mit ihren geschockten Kindern fluchtartig das Haus verließen, um dann ins Ruhrgebiet zurückzufahren. Lieber in die Bombenhölle, sagten sie, als noch länger hier in Angst zu leben. Im Gasthaus Betty Stetschnig in Abtei hatten

dieselben Partisanen auch meine Tante Betty bedroht. Sie hatten ihr ein Hitlerbild in den Mund gesteckt und dann zu ihrem 7jährigen Sohn gesagt: „Deine Mutter ist ein Schwein!" In den sechziger Jahren erkannte Betty Stetschnig in einem Gast einen der Männer wieder, die damals den Überfall durchgeführt hatten. Sie sagte ihm auf den Kopf zu: „Sie waren bei der Aktion in Abtei dabei." Der Gast, es soll Karl Prušnik gewesen sein, antwortete mit einem Wutausbruch.

Ein Adventist mußte sterben

In derselben Nacht brachten die Partisanen im Freibachgraben den Invalidenrentner J o s e f J u r i um. Es war einer ihrer sinnlosen Morde. Fritz Maklin war vor dem Krieg Lehrer in Abtei und hat Juri gekannt: „Ein hagerer Mann der bemitleidenswert schlecht aussah. Von Krankheit gezeichnet. Auch die Kinder, die ich zu unterrichten hatte, sahen jammervoll aus, gelb und grünlich im Gesicht. Von der NSDAP war Juri als Adventist weit entfernt. Und trotzdem mußte er sterben. Seine Frau Maria gab nach dem Mord an, die Partisanen hätten ihren Mann gezwungen, Stück für Stück den Karton eines Hitlerbildes hinunterzuwürgen. Sie und die Kinder mußten zuschauen. Als die schreckliche Prozedur beendet war, hob ein Titopartisane die Maschinenpistole und schoß. Im Herrgottswinkel des kleinen Hauses waren noch jahrelang die Einschüsse zu sehen.

Frau Maria Juri ist längst tot. Die Kinder, die den Mord an ihrem Vater miterleben mußten, leben heute irgendwo in Kanada.

Rache der Wilderer

Am 10. Oktober 1943 suchten sich die Partisanen zur „Hinrichtung" den Jäger und Forstwart E d u a r d S c h i c k aus, einen im ganzen Umkreis hochgeachteten Mann. Für ihn war jeder Gang in sein Revier auf der Ferlacher Alm ein lebensgefährliches Unternehmen. Aber noch hatte er mit den Waldläufern keine Konfrontation gehabt. Er kam am 10. Oktober 1943 von einem Reviergang zurück, plauderte im Gasthof in Rechberg noch mit Oberfeldmeister Mallebrein und schritt dann arglos seinem Haus in Unterort zu. Vor der Haustür warfen sich aus der Dunkelheit Gestalten auf ihn, entrissen ihm die Flinte und schleppten ihn in das Haus.

Mallebrein, der zwei Stunden später mit seinen Leuten am Tatort war, schildert in seinem Buch „Einer für alle", das was geschehen war so: „In Anwesenheit seiner Frau wurde er zum Tode ‚verurteilt'. In ihrer Verzweiflung knie-

ten er und seine Frau nieder und flehten um Gnade. Aber sie ernteten nur Spott und Hohn. ‚Hast du Angst vor dem Sterben?' fragten sie höhnisch, und schon legte einer an und schoß den wehrlosen Mann mit ein paar Dutzend Schüssen, wie man einen tollen Hund erschießt, vor den Augen seiner entsetzten Frau zusammen. Sie fiel ohnmächtig zu Boden."

Über das Mordmotiv gibt es nur Mutmaßungen. Schicks Vorgesetzter war Forstmeister Kümmel, der heute in Eberstein im Ruhestand lebt. Er sagt: „Edi Schick war ein prächtiger Mensch, ein Aufsichtsjäger, auf den man sich verlassen konnte. Er hatte Jahre vor dem Krieg eine harte Begegnung mit Wilderern aus Ebriach. Es wurde nicht geschossen. Aber Edi Schick warf einen der Bewaffneten in der Nähe des Idastollens auf der Grafensteiner Alm über eine Halde hinunter. Der hat ihm das offenbar nicht vergessen. Jetzt unter dem Titostern war Mord in Kärnten frei."

Henker ins Jauntal

Nach Allerheiligen 1943 wagten sich die Partisanen aus dem Raum um Eisenkappel hinaus und stießen nach St. Veit im Jauntal vor. Dort ermordeten sie den 47jährigen Postbediensteten Valentin Pleschounig. Seine Frau Anna war damals nach einem Krankenhausaufenthalt auf Erholung. Er war mit seiner Schwester allein im Haus. Um 1 Uhr nachts muß eine Stimme, die er gekannt hat, ihn veranlaßt haben, ohne Arg die Haustür zu öffnen. Dann hörte seine Schwester Lärm und Schüsse. Sie fand Pleschounig später im Vorraum auf dem Boden. Sein Gesicht wies Wunden auf. Die rechte Hand war gebrochen. Er muß schwer mißhandelt worden sein. Seine Frau Anna lebt noch und sagt mit tiefer Überzeugung: „Mein Mann hat niemandem etwas getan. Im Gegenteil, er hat sich erbittert gegen die Aussiedlungsaktion gewehrt und über ihre Urheber wütend gesagt: ‚Ich schmeiß ihnen alles hin.'"

Frauenmorde unter dem Titostern

Die schauerlichsten Verbrechen, die unter dem Titostern begangen wurden, waren die sadistischen Frauenmorde im Gebiet von Eisenkappel. Es werden nicht alle sein, aber vier Fälle aus diesem Jahr sind bekannt. Junge Frauen und Mädchen wurden von Partisanen entführt und ermordet.

Am 18. Juli 1943 wurde die 30jährige Elise Komar mit einem Genickschuß auf dem Heiligengeistsattel aufgefunden. Am 18. März 1944 wurde die 20jährige Elli Novak, die Tochter armer Keuschler, im Lobniggraben von Partisanen entführt. Ihre Leiche wurde nie gefunden. Über diese beiden

Fälle fehlen Einzelheiten. Zeugen aus dieser Zeit sind entweder tot, oder sie wollen nicht reden. Nur wenig weiß man vom Tod der Schwestern Ottilie und Veronika Piskernik.

Das Verbrechen, das an ihnen verübt wurde, kann aber in großen Zügen rekonstruiert werden, weil eine Verwandte der, unter grauenhaften Umständen, ermordeten jungen Frauen, noch am Leben ist. Veronika Piskernig lebte mit ihren drei Kindern im Alter von ein bis fünf Jahren bei der Mutter Rosalie auf dem Prasch-Hof im Lobniggraben. Frau Rosalie war die Witwe des verstorbenen Bürgermeisters von Vellach, der immer als Heimattreuer gegolten hatte. Die 19jährige Ottilie war beim RAD. Sie war ein begnadetes Geschöpf: bildschön, klug, wissensdurstig, ernst, aber aufgeschlossen, von herzensgewinnender Art. Zu ihrem bezaubernden Wesen kam noch ein vornehmer Charakter, treu, wahrheitsliebend, pflichtbewußt und ungemein hilfsbereit. Sie hatte keine Schattenseiten. An ihr war alles Licht. So schildern sie jene, die sie gekannt haben.

„Ich werde sie umbringen"

Als Otti 1942 eines Tages mit der Kleinbahn, dem „Vike", nach Eisenkappel fuhr, gesellte sich zu ihr Karl Prušnik, der damals noch nicht bei den Partisanen war. Otti las „Mein Kampf". Die Lektüre war Pflicht für die Prüfung, die ihr als angehende Handarbeitslehrerin bevorstand. „Weg mit dem!", sagte Prušnik auf slowenisch. Otti ignorierte ihn und sah beim Fenster hinaus. Und das muß ihn maßlos erbost haben. Ottilie hat daheim von dem Zwischenfall erzählt, aber man maß ihm weiter keine Bedeutung zu.

Anfang März 1944 kam Prušnik mit anderen Partisanen zum Prasch-Hof. Er fragte nach Ottilie. Sie war nicht da. Es war nur die Mutter mit den anderen Töchtern im Haus. Prušnik fragte, was sie zur Liquidierung des Nachbarn Vrbnig zu sagen hätten. Dieser war von Partisanen erschossen worden. Die Frauen sagten: „Er war ein guter Nachbar." „Nein", sagte Prušnik, „er war ein Nazischwein". Dann brachte er, in Abwesenheit der anderen Partisanen, in der Küche das Gespräch auf Ottilie. Er schilderte zornig die Szene im Zug. Wie sie beim Fenster hinausgesehen und ihn ignoriert habe. Am Bahnhof habe er zu ihr „Na svidenje" gesagt und sie habe geantwortet „Heil Hitler". Er machte Ottilie Vorwürfe wegen ihrer Gesinnung und sagte dann wörtlich: „Ich werde sie persönlich umbringen". „Ich", er wies dabei mit dem Zeigefinger auf seine Brust.

Er sagte das natürlich auf slowenisch. Jetzt sprang Veronika dazwischen und fragte: „Hast du vergessen, daß du selber zur SS gehen wolltest und daß sie dich nur nicht genommen haben!" Prušnik stutzte. Dann fuhr er sie wütend an: „Halt's Maul."



Die bildhübsche Ottilie Piskernik wurde von Partisanen gefoltert und zu Tode vergewaltigt.

Meldung zur SS

Die Frage Veronikas klingt aus heutiger Sicht grotesk. Ob sich der Kommunist Prušnik zur SS gemeldet hat oder nicht, auf jeden Fall war er dreimal bei der Musterung und wurde nicht genommen.

Und auf jeden Fall haben sich slowenische Kommunisten zur Wehrmacht und zur SS gemeldet. Der Stalin-Hitler-Pakt tat seine Wirkung. Prušnik bekennt in seinem Buch „Die Gemsen auf der Lawine", daß sich die Reihen der slowenischen Kommunisten gelichtet hatten. Er nennt die Namen der Genossen, die plötzlich zu eifrigen Nationalsozialisten wurden, denn es hieß: „Die Sowjetunion und wir sind eins." — „Der Nichtangriffspakt verwirrte auch standfeste Genossen", klagte er. „Wir waren alle ohne klaren Blick für die Zukunft und irrten wie verlorene Schafe in Hitlers ‚Paradies' umher, bis uns schließlich die jugoslawischen Kommunisten zu Hilfe kamen."

„Ich wurde dreimal zur Musterung gerufen", bekennt er. „Alle bekamen den Wehrpaß, nur ich nicht. Mein Verbrechen war nicht kommunistischer, sondern nationaler Natur." Weil er sich zur slowenischen Volkszugehörigkeit bekannt habe, sei er wehrunwürdig gewesen, glaubte er.

Die Gestapo scheint ihn allerdings nicht verfolgt zu haben. Prušnik ging 1938 nicht wie andere Slowenen in die Wälder oder nach Jugoslawien. Er ging ungehindert verschiedenen Beschäftigungen nach.

Als 1942 die Aussiedlungsaktion begann, wurden davon nur seine Eltern erfaßt, er nicht. Er berichtet, daß er seine Eltern in Ebenthal im Aussiedlungslager und später auch im Lager Frauenaurach in Deutschland besucht habe. Erst im Herbst 1942 habe er mit den Partisanen Kontakt aufgenommen: „Damals war die Kunde von den Partisanen bereits klarer", schreibt er, „nur unsere Klagenfurter Führer (er meinte offensichtlich die Slowenenführer) schickten uns nach wie vor nach Deutschland oder sogar in die Hitler-Armee."

Erst Ende November 1942 kam die Gestapo, um Prušnik zu verhaften. Er konnte ihnen aber leicht entkommen: „Ich lasse Aktentasche und Handschuhe fallen, schrei ‚Pfiat euch' und renne los", erzählt er. So entkommt er den verdutzten Gestapoleuten. Auf der Petzen fand Prušnik Anschluß an die Partisanen und kehrte mit ihnen 1943 in sein Heimattal zurück.



Ein schreckliches Ende fand Veronika Piskernik. Sie ist bis heute verschollen. Niemand kennt ihr Grab.

Entführung um Mitternacht

Am 18. März 1944 trommelten gegen Mitternacht Partisanen an die Haustür der Behausung, in der Frau Piskernik mit ihrer Tochter Veronika und deren drei kleinen Kindern wohnte. Sie zwangen die verzweifelte Veronika, ihre Kinder zu verlassen und mitzukommen. Mitnehmen durfte sie nichts. Die junge Frau ging mit ihren Entführern in die Nacht und wurde nie wieder gesehen.

Bis heute blieb das Motiv der Verschleppung und Ermordung im Dunkel. Wer gab dazu den Befehl? Die Angehörigen erfuhren es nie, und die, die es wissen, schweigen.

Ein Verbrechen zog das andere nach sich.

Nach der Entführung Veronikas stand ihre Mutter mit den Kleinkindern ohne Hilfe auf dem Hof. Also erhielt Ottilie, die beim RAD in der Steiermark war, 14 Tage Urlaub, um der Mutter über die schlimmste Zeit hinwegzuhelfen.

Der Urlaub wurde ihr zum Verhängnis.

Mutter und Schwester drängten Otti, nachts den Hof zu verlassen, nach Eisenkappel zu gehen und dort bei ihrer Schwester Paula zu schlafen. Eisenkappel war vor den Partisanen sicher.

Aber dieses mutige Mädel wollte das nicht. „Das braucht zuviel Zeit", sagte sie, „und dann fehle ich bei der Arbeit am Morgen und am Abend. Und außerdem", so sagte sie, „habe ich niemandem etwas getan, ich habe keine Angst".

Es war also so, daß sich das Mädel von niemandem bedroht fühlte.

Vergewaltigt und zu Tode gefoltert

Das Schlafen in Eisenkappel hätte Otti auch nichts genützt, denn die Partisanen kamen am hellichten Tag. Am 25. März, um 16.30 Uhr, an einem hellen Frühlingstag.

Otti kam gerade mit einem Kübel Wasser, um den Hausflur aufzuwaschen. Da standen sie plötzlich vor der Tür: „Mitkommen!" — „Ja warum denn?" stammelte Otti totenbleich.

Die Mutter mußte mit entsetzensgeweiteten Augen mitansehen, wie die Henker mit ihrer Tochter in Richtung Petzen aufstiegen. Sie sah ihre Tochter zum letzten Mal.

Die Kriegsjahre vergingen, von Otti fand sich keine Spur. Jene, die um ihr Schicksal wußten, schwiegen. Aus Angst. Erst im Jahre 1946 lockerte sich der Bann. Eine Bemerkung hier, ein hingeworfenes Wort dort, ergaben allmählich



Das Gehöft Brečk, das wie ein Schwalbennest am Hang der Oijstra klebt. In der Nähe dieses Partisanennestes wurde nach dem Krieg die Leiche Ottis gefunden.

eine Spur; sie führte zum Gehöft Jerlih vulgo Brečk. Und wieder ergab sich allmählich aus Andeutungen und vorsichtigen Angaben ein schauerliches Mosaik.

Otti war an jenem Aprilabend zum Brečk gebracht worden, wo sich die Partisanen vorübergehend festgesetzt hatten. Dem schönen, blonden Mädel wurden die Kleider vom Leib gerissen. Ein Partisanenweib zog sich gleich das hübsche Dirndlkleid an, das Otti getragen hatte. Auch die Windjacke nahm sie an sich. Dann hörte man aus dem Hause gellende und immer wieder erstickte Schreie, wenn das Mädchen von den Unholden, den antifaschistischen Freiheitskämpfern, vergewaltigt wurde.

Es gibt keinerlei Hinweise dafür, wie lange die Qual der Unglücklichen gedauert hat und wann sie endgültig zu Tode gefoltert wurde.

Das spärliche Bild der Mosaiksteinchen wies schließlich auch eine Spur zu der Stelle, wo man das Mädchen verscharrt hatte, am Waldrand, auf einer Wiese, gar nicht weit vom Hof entfernt. Der Tod hatte sie von grauenhaften Qualen erlöst. Sie muß nackt verscharrt worden sein, denn es fanden sich keine Spuren von Textilresten. Ihr Unterkiefer war total zertrümmert.

In einem Sack trug der Totengräber im Frühjahr 1946 die sterblichen Überreste Ottis in den Friedhof Eisenkappel hinab. Dort ist ihr Grab, eines von vielen. Keine Inschrift kündet von ihrem Schicksal.

Nur aus Partisanengräbern werden in Kärnten Denkmäler gemacht!

Todesschreie aus dem Jäckelgraben

Auch der attraktiven, lebenslustigen Veronika Piskernik haben menschliche Bestien ein grausiges Ende bereitet. Bruchstücksweise erfuhren die Angehörigen nach dem Krieg Einzelheiten über ihr Schicksal durch den Vater eines Partisanen, Johann Schorli. Sein Sohn Cyrill war als Wehrmachtsurlauber zu den Partisanen übergelaufen. Nicht, weil er Sehnsucht nach der kommunistischen, jugoslawischen Diktatur gehabt hätte, sondern weil er, wie so viele, den Wald für sicherer hielt als die Ostfront.

Aber so sicher war der Wald gar nicht, nachdem das Polizeiregiment 13 eingegriffen hatte: Cyrill Schorli fiel im Herbst 1944 auf dem Kömmelgupf.

Aber vor seinem Tod muß er wohl dem Vater von der Ermordung Veronikas erzählt haben.

Cyrills Haufen war damals, 1943, in St. Jakob-Koprein; das ist eine Siedlung jenseits der Grenze auf jugoslawischem Gebiet. Im Jäckelgraben wurde die lebenslustige, hübsche Veronika zu Tode gefoltert. Die grausigen, fast tierischen Schreie der jungen Mutter dreier Kleinstkinder gingen den Partisanen, die in St. Jakob Ohrenzeugen waren, durch Mark und Bein.

Wer hat den Martertod der beiden jungen Frauen auf dem Gewissen, wer gab dazu den Befehl?

Wir wissen es nicht.

Der Brečk-Hof, wo die unberührte, unschuldige Ottilie Piskernik vergewaltigt und erschlagen wurde, war ein Stützpunkt der Partisanen. Prušnik hatte dort 1942 nach seiner Flucht Aufnahme gefunden. Die Bäuerin Elisabeth Jerlih war, nach Prušniks Worten, „eine echte Partisanenmutter, die den Partisanen-Namen Žena trug. Es gab keinen Partisanen, der sie nicht gekannt hätte“, schrieb er.

Der Bauer Franz Piskernik, vulgo Pistotnik, sagte lang nach dem Krieg den Angehörigen der ermordeten Ottilie, er habe sie am Tag der Entführung mit Prušnik und anderen auf dem Weg zum Brečk-Hof gesehen. Wie sie das Mädel so vor sich hertrieben, habe er sich gedacht: „Armes Dirndl“.

Der Pistotnik-Bauer ist tot, seine Aussage kann nicht mehr überprüft werden.

Prušnik befand sich zweifellos in diesem Gebiet. Er war damals Bezirkssekretär der KP Sloweniens im Bezirk Völkermarkt. Der Kreisausschuß hauste in Bunkern unter dem Plešivec.

Mitte April 1944 wurde Prušnik gar zum Sekretär des Gebietsausschusses der OF und der KP für Slowenisch-Kärnten ernannt, der sein Quartier unter dem Matschacher Gupf im Rosental hatte. Prušnik hing an der Gegend um Eisenkappel und verlegte den Standort des Gebietsausschusses vom Matschacher Gupf in den Raum Luscha auf der Petzen. „Wir bauten dort richtige Baracken“, schreibt er, „in denen wir wie in Ämtern arbeiteten“.



Das ist das Vaterhaus der ermordeten Schwestern Piskernik in Lobnig. Von diesem Haus aus wurden sie verschleppt.

Aber zu dieser Zeit waren die beiden Frauen schon lange tot.

In seinem Buch über seine Erlebnisse in der Partisanenzeit erwähnt Prušnik die Verbrechen mit keinem Wort.

Als die Briten im Mai 1945 Eisenkappel besetzt hatten, berichteten die Angehörigen der beiden verschwundenen Frauen dem Ortskommandanten ausführlich über das, was im Lobniggraben geschehen war. Der britische Offizier sagte: „Ja, ich weiß, daß hier furchtbares Unrecht geschehen ist. Aber die Kärntner Partisanen gehörten zur jugoslawischen Armee, und Jugoslawien ist ein Siegerstaat."

Schreckensnacht im Hause Einspieler

Ein anderes Drama ereignete sich in der Nacht vom 25. auf den 26. März des Jahres 1944 in Oberdörfl. Die einzige überlebende Augenzeugin der Geschehnisse ist heute Frau Agnes Knapp, die Tochter des Landwirtes Josef Einspieler in Oberdörfl.

Dem angesehenen Bauern hatte 1915 in Gallizien ein russischer Granatsplitter den rechten Arm weggerissen. Mit einer Armprothese schaffte er die bäu-

erliche Arbeit auf dem Hof zusammen mit seiner Frau und seinen Kindern. Vier Söhne standen an der Front. Einer war bei Stalingrad gefallen. Valentin, der heutige Hofrat Dr. Valentin Einspieler, war als Fallschirmjäger in Rommels Afrikakorps in englische Gefangenschaft geraten.

„An jenem Abend des 25. März", so erinnert sich Frau Agnes Knapp, „war ich mit dem Omnibus in Klagenfurt gewesen. Auf der Heimfahrt nach Oberdörfl sprachen die Leute im Omnibus davon, daß nun auch nördlich der Drau bei Ludmannsdorf Partisanen aufgetaucht sein sollen.

Das war neu und beunruhigte mich. Denn bisher waren wir völlig unbehelligt geblieben, und wir waren sorglos.

Auch damals, als ich heimkam und die Nachricht vom Auftauchen der Partisanen brachte, erschreckte das die Eltern nicht. Dabei war mein Vater Ortsbauernführer.

Das gute Gewissen sollte ihm zum Verhängnis werden. Es dauerte nicht lange, da kamen die Landwachtmänner vorbei und forderten ihn auf, sich in Sicherheit zu bringen. Partisanen sind da. Aber mein Vater blieb.

Kurze Zeit später hörten wir Schüsse. Dann klopfte es plötzlich an das Fenster. Draußen stand mein Onkel Johann Praster, ein ehemaliger Abwehrkämpfer, und rief: „Sie haben mich angeschossen, ich bin verletzt!"

Er stürzte dann wieder fort. Wie wir später hörten, hatten die Partisanen zuerst den Gendarmeriepostenkommandanten erschossen, dann hatten sie Praster aus seinem Wohnhaus verschleppen wollen.

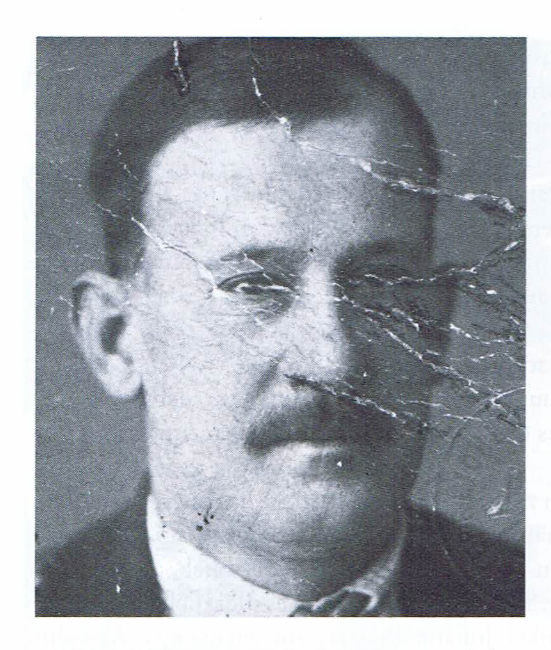
Als die Partisanen gewaltsam in das Haus eindrangen, stürzte Praster zu einem Fenster im Hinterhaus, die Partisanen schossen ihm nach. Mit einer Kugel im Oberarm konnte er entkommen. Er war mit der blutenden Wunde 500 m durch die Nacht zu unserem Haus gehetzt, um unseren Vater zu warnen.

Erst nachher suchte er sich ein Versteck. Eine mutige Nachbarin verbarg ihn später unter ihrem Bett und leistete ihm erste Hilfe.

Selbst die Alarmmeldung Prasters konnte meinen Vater nicht zur Flucht bewegen. Aber wahrscheinlich wäre es auch schon zu spät gewesen. Wir eilten in den ersten Stock, wo ein Mansardenfenster Ausblick in die Richtung bot, woher die Schüsse zu hören waren.

„Es war eine ungewöhnlich mondhelle Nacht", entsinnt sich Frau Knapp. „Nie werde ich den Anblick vergessen, der sich uns jetzt beim Blick aus dem Fenster bot. Im hellen Mondlicht huschten bewaffnete Gestalten gebückt auf unser Haus zu. Ich sah sie zwischen Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude geduckt laufen, wie bei einem Sturmangriff.

Jetzt sah auch mein Vater den tödlichen Ernst der Situation. Der Angriff galt ihm. Er war nur wenig bekleidet, weil er schon im Bett gewesen war. Es blieb ihm als Ausweg nur mehr die Flucht auf den Dachboden.



Verschleppt und ermordet wurde der einarmige Kriegsinvalide Josef Einspieler, ein heimattreuer Bauer in Ludmannsdorf.

Meine Mutter und ich aber eilten nach unten, verschlossen die Haustür und löschten das Licht. Und schon trommelte es an die schwere, eichene Tür: „Aufmachen! Aufmachen!"

Der Mann, der da kommandierte, sprach deutsch, und er rief: „Polizei!" Wir verhielten uns, klopfenden Herzens, still. Ich wagte mich an ein Fenster, um einen Blick in den Hof zu tun. Da klirrte und zerbarst die Scheibe. Ein Partisane hatte meine Silhouette am Fenster gesehen und geschossen. Die Kugel fuhr über meinen Kopf in die Wand.

Aber das war nur der erste Schuß. Jetzt begannen sie zu feuern. Auf die Scheiben, aber vor allem wohl auf das Schloß der Haustür. Mutter und ich flüchteten in ein Hinterzimmer.

Als der Angriff begann, muß es gegen 22 Uhr gewesen sein. Zwei Stunden lang belagerten sie das Haus. Wir litten unsagbare Angst. Gegen Mitternacht wurde es plötzlich ruhig. Dann zerriß ein schrecklicher Knall die Stille. Die Partisanen hatten die Haustür aufgesprengt.

Im Dunkeln schrien sie: „Waffen her! Einspieler, gib die Pistole her!"

Wir traten jetzt den Eindringlingen entgegen, und ich sagte: „Mein Vater ist nicht da, er ist in Wien."

„Lüg nicht", herrschte mich der Wortführer der Gruppe an, die aus vier bunt uniformierten jungen Männern bestand. Er sprach Kärntner Dialekt. „Lüg nicht, er ist ja noch gesehen worden", sagte er.

Was nun geschah, fällt der Frau, die damals 17 Jahre alt war, heute noch schwer zu sagen. Sie mußten die Petroleumlampe anzünden. Ein Partisane

hielt ihr das Gewehr in den Rücken und befahl, die Männer zu ihrem Vater zu führen.

„Ich zitterte so, daß die Lampe meiner Hand zu entgleiten drohte" sagt Frau Knapp. Sie führte die Menschenjäger in den Keller, durch alle Räume. Und dann zwang sie der Unhold, die Gewehrmündung in ihren Rücken stoßend, zur Stiege, die auf den Dachboden führte.

„Ich kann heute noch nicht verstehen", bekennt Frau Knapp, „daß ich in meiner Angst, die mich fast besinnungslos machte, gar nicht auf den Gedanken kam, die Lampe auf den Boden fallen zu lassen. Die Flammen hätten vielleicht einen Ausweg aus der hoffnungslosen Situation schaffen können.

Aber ich kletterte willenlos, die Gewehrmündung im Rücken, auf die Leiter. Was wird sich mein Vater gedacht haben, als er mich mit der Lampe vor sich stehen sah. Hinter mir die Partisanen."

Das Hinrichtungskommando hatte offenbar mit einer bewaffneten Gegenwehr des Invaliden gerechnet und deshalb das Mädchen gezwungen, als Geisel oder als Kugelfang vor ihnen herzugehen. „Pistole her!" forderte jetzt der Kommandant.

Aber Josef Einspieler hatte keine. Er sah im düsteren Licht die auf sich gerichteten Gewehrmündungen und fügte sich in sein Schicksal. Die Partisanen führten ihn in das Wohnzimmer und zwangen ihn, die uralte Pistole ohne Munition zu holen. Sie hatten genau gewußt, daß eine Pistole im Haus war. Das Wort führte nur der Eindringling mit dem Kärntner Dialekt. Die anderen konnten offenbar kein Wort Deutsch. Schon bei der Festnahme auf dem Dachboden hatte der Wortführer den Bauern als „Verräter" beschimpft.

Verräter waren in den Augen der Befreiungsfront alle Kärntner windischer Zunge, die sich zu Österreich bekannten und nicht Anhänger der Partisanen waren. Einspieler war schon während des Abstimmungskampfes ein führender Mitarbeiter des Heimatdienstes in der Gemeinde Augsdorf gewesen. „Verräter" hieß es jetzt, nach mehr als 20 Jahren.

Die Wohnstube hatte sich in eine gespenstische Szene verwandelt. Eine Maschinenpistole war ständig auf die Tür gerichtet. Die Partisanen nahmen am Tisch Platz und verlangten zu essen. Es war schon lange nach Mitternacht. Von einem Partisanen eskortiert, mußte die Tochter Verpflegung aus der Vorratskammer holen, und die Henker begannen, neben ihrem Opfer zu schmausen. Sie schienen durchaus nicht ausgehungert gewesen zu sein, sie waren sogar wählerisch. Die Marmelade schmeckte ihnen nicht, und das Mädchen mußte mit dem Posten neuerlich in den Keller, um eine andere zu holen. Sie schienen keine Eile zu haben, offenbar hatten sie sich an einen Zeitplan zu halten. Erst gegen zwei Uhr beendeten sie die Qual der nächtlichen Stunde.

Wieder baten die Frauen, zu denen inzwischen auch die ukrainische Landarbeiterin gekommen war, die Partisanen flehentlich, den Vater dazulassen. In

einem Anfall von Galgenhumor sagte der Führer der Gruppe: „Wir bringen ihn nur zu einer Gerichtsverhandlung. Dann kommt er wieder."

„Sie nahmen Vater in die Mitte", entsinnt sich Frau Agnes Knapp. „Wir folgten ihm noch in die Nacht hinaus. Nie werde ich die stumme Verzweiflung vergessen, die ich in seinen Augen sah."

Ein Skelett unter Reisig

Was dann geschah, wurde alles erst später bekannt. Die Partisanen requirierten in Oberdörfl den Postautobus, der dort abgestellt war. Sie zwangen den Chauffeur ans Lenkrad.

Schon wenige hundert Meter nach Verlassen der Ortschaft mußte der Fahrer halten. Zwei Partisanen stiegen mit dem entführten Bauern aus und verschwanden in der Nacht. Der Omnibus fuhr weiter und wurde dann von den Partisanen in der Nähe von St. Egyden verlassen und in die Luft gesprengt.

Einspieler blieb für die trostlose, in wildem Weh zurückgebliebene Familie verschollen.

Der Sommer verging, der Frühherbst kam. Es war am 4. September 1944, da war in der Nähe von Oberdörfl eine Militärpatrouille unterwegs, der das ungestüme Gebaren eines Hundes auffiel, der in einem Reisighaufen scharrte. Die Soldaten sahen nach. Und sie fanden ein Skelett mit einer Armprothese.

Kaum 1000 Meter von seinem Anwesen entfernt, hatten die Unmenschen den Invaliden niedergeknallt.

Todesurteil für „Beifallklatschen"

Um Mitternacht des 27. März 1944 trommelte es an die Wohnungstür des Fabriksarbeiters J a k o b T o n i t z in Rechberg. Ein Trupp Partisanen drang in das Haus ein, in dem das Ehepaar mit der 14jährigen Tochter Martha und ihrer Cousine anwesend war.

Die Eindringlinge durchwühlten das ganze Haus und nahmen alles mit, was sie brauchen konnten. Die Tochter Martha erinnert sich mit Schrecken an diese Nacht: „Die Eindringlinge zwangen den Vater zum Mitgehen. Wir wollten uns verzweifelt an ihn klammern, die Partisanen rissen uns roh von ihm weg und scheuchten uns mit Gewehr im Anschlag ins Haus zurück."

Martha Raunjak erinnert sich, als wenn es heute gewesen wäre, an die Antwort eines Partisanen auf die verzweifelten Fragen: Warum? Warum nehmen Sie den Vater mit?

„Weil er so begeistert geklatscht hat", sagte einer.

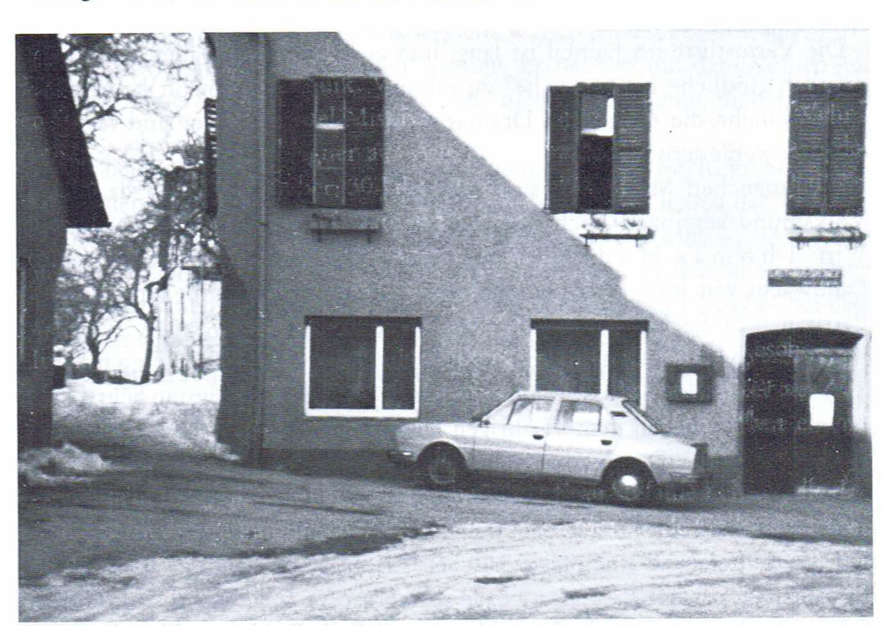
Der Sinn der Antwort blieb im Dunkeln. Sie bezog sich offenbar auf irgendeine Versammlung. Dabei war Tonitz ein bescheidener Mensch, ein Kärntner windischer Zunge, der an seiner Heimattreue freilich nie einen Zweifel ließ.

„Er war ein Mensch", sagte Martha Raunjak, „der niemandem etwas zuleide tun konnte."

Und dieser gutmütige Mann wurde umgebracht. Die Frauen wagten sich in der Nacht nicht mehr aus dem Haus. Am frühen Morgen eilten sie zum Nachbarn, dem Gastwirt Paul Kapus. Im Gasthaus fanden sie den Vater in seinem Blut liegen. Ein Schuß in den Kopf und ein Schuß ins Herz hatten ihn getötet. Aber auch Kapus war verschwunden. Die Suche in der Umgebung blieb vergebens.

Fünf Monate vorher hatte Kapus ein Gespräch mit dem Arbeitsdienstführer Mallebrein. Dieser berichtet darüber in seinem Buch „Einer für alle", und das Gespräch kennzeichnet die Situation jener Zeit.

Nach dem ersten Partisanenüberfall auf seinen Betrieb fragte der verstörte Kaufmann und Gastwirt Kapus den Oberfeldmeister: „Was soll ich tun? Der Staat gewährt mir keine Hilfe gegen die Banditen. Keine Gendarmerie, nichts ist hier in diesem Ort zum Schutz der Bevölkerung. Der Partisanenführer, ein anständig aussehender junger Mann, und eine Studentin aus Laibach, sie haben mich gewarnt, ich dürfe es nicht mehr mit den Deutschen halten, sonst sei



Im Keller dieses Hauses in Rechberg wurde Paul Kapus zu Tode gefoltert. Im Gastzimmer erschossen wurde der Fabriksarbeiter Jakob Tonitz, ein Mann, der niemandem etwas zuleide tun konnte.

mein Leben verwirkt. Sie sagten, sie wären über mich genauestens informiert, denn sie hätten Spitzel bei allen deutschen Dienststellen, sogar bei der Gestapo.

Unterstütze ich nun die Partisanen, indem ich keine Anzeige erstatte, wenn sie mich aufsuchen, dann komme ich ins KZ. Erstatte ich Anzeige, dann knallen mich die Banditen in kurzer Zeit ab. Wer kann mir helfen? Niemand."

Nein, niemand konnte ihm helfen. In derselben Nacht, in der sie Tonitz ermordeten, haben die Partisanen auch Kapus in seinen eigenen Räumen umgebracht. Niemand war dabei, und der Wirt schien zunächst vermißt.

Am nächsten Tag ging eine Nachbarin in den Keller, um für den Knecht Most zu holen. Da schrie sie auf. Im Halbdunkel neben dem Mostfaß sah sie ein Paar Füße. Kapus lag tot im Keller. Er war blau geschlagen. Man hatte ihm die Zähne zertrümmert und bei lebendigem Leib die Arme gebrochen.

Das Mordmotiv? Die älteren Nachbarn vermuten: „Ein unvorsichtiges Wort in der Gaststube." Ihr Urteil über den Toten: „Er war ein anständiger Mann."

Tierisch mißhandelt und als lebende Fackel verbrannt

Die Verlustliste im Jauntal ist lang, und es ist in vielen Fällen nicht mehr möglich „tödliche Hausbesuche" zu rekonstruieren. Es gibt oft keine Angehörigen mehr, die Zeugen des Dramas waren. Sie sind tot oder sind verzogen. 40 Jahre verändern viel.

Von manchen Mordfällen sind nur mehr dürre Mitteilungen da, die im Volksmund vereinzelt noch weiterleben. Nur wenige wissen z. B., daß der Wirt Thomas Hudelist in Enzelsdorf bei Griffen erschossen wurde. Landwacht war im Gasthof einquartiert. Als sie auf Patrouille ging, drangen Partisanen in das Haus ein und erschossen den Wirt.

Am 5. Februar 1944 starb bei Eisenkappel der Traktorfahrer Franz Federan unter den Schüssen von Partisanen. Eine der grausigsten Schreckenstaten begingen sie an dem 45jährigen angesehenen Bauern Jakob Pirtscher in Abtei. Der deutschgesinnte Mann wußte, daß er gefährdet war. Er schlief jede Nacht in einem andern Haus, aber am 12. 10. 1944 fanden sie ihn doch im Hause seiner Braut. Sie zwangen ihn, mit auf seinen Hof zu kommen. Dort verhafteten sie einen französischen Kriegsgefangenen, der auf dem Hof Pirtschers gearbeitet hatte. Er wurde später wieder freigelassen. Von ihm erfuhren die Angehörigen des Verschleppten, daß die Partisanen Pirtscher einen Zehn-Liter-Kanister mittragen ließen. Sie sagten: „Damit werden wir dir ein Feuer machen."



„Jakob Pirtscher, verschleppt am 12. 10. 1944", steht auf dem Grabstein in Abtei.

Was nun in der Nähe der Ortschaft Homölisch, fünf Kilometer von Abtei entfernt, geschah, hatte einen unfreiwilligen Augenzeugen, den Hirten Michael Koda, der erst nach dem Krieg sein Wissen preiszugeben wagte. Pirtscher wurde an Händen und Füßen gefesselt, grauenhaft mit dem Kolben geschlagen. Seine Schreie sollen entsetzlich, nicht mehr menschlich gewesen sein.

Dann ließen sie den Unglücklichen, an ein Holzgerät gefesselt, im Sägewerk Schellander liegen, schütteten den Benzinkanister aus und ließen das Werk in Flammen aufgehn. Der Bauer ist als lebende Fackel verbrannt.

Nach dem Krieg machte der Volksmund einen einheimischen Sympathisanten der Partisanen für den Mord mitverantwortlich. Er soll Pirtscher bei den Partisanen verteufelt haben. Aber der Mann bestritt das immer wieder und beteuerte: „Blind soll ich werden, wenn ich so etwas getan hätte." Merkwürdiger Zufall: Der Mann ist blind gestorben.

Ein Grab am Schwarzgupf

Es ist merkwürdig, daß auf der Abschußliste der Partisanen fast nur kleine Leute waren. Eines dieser unbekannten Opfer war der Holzarbeiter Josef Woschitz aus der Gemeinde St. Margareten im Rosental. Er mußte wahrscheinlich sterben, weil er aus einer heimattreuen Familie stammte oder weil er trotz des Verbotes der Partisanen Holz schlägerte. Arbeit im Wald duldeten

sie nicht, aus Sicherheitsgründen. Außerdem sollte die Holzwirtschaft gelähmt und die Lieferungen für die deutsche Wirtschaft behindert werden.

Sie holten ihn im Frühjahr 1944 von der Holzarbeit am Fuß der Matzen. Im Winter wurde er noch einmal in Homölisch gesehen.

Woschitz, der Joza Messner, wie er mit dem Vulgarnamen hieß, war wie ein Packesel mit vier schweren Rucksäcken beladen, zwei am Rücken, zwei trug er vorne. Die Last war so schwer, daß der Gepeinigte sich kaum erheben konnte. Er weinte wie ein Kind. Wenn er zusammenbrach, wurde er mit dem Kolben geschlagen.

Von der Ermordung selbst gibt es keine Zeugen. Zwei Expartisanen, die dabei gewesen sein sollen, leben noch. Aber sie schweigen. Angeblich soll die Leiche auf dem Schwarzgupf verscharrt worden sein. Sie wurde bis heute nicht gefunden.

Der Vermißte war ein Onkel des Bürgermeisters von Ferlach, Anton Woschitz. Woschitz betont, daß auch die Familie bis heute nichts über das Schicksal des Entführten erfahren hat.

„Er stand auf unserer Liste"

Es ist merkwürdig, daß in dem von Partisanen beunruhigten Gebiet die Bürgermeister und Ortsgruppenleiter der NSDAP kaum auf der Abschußliste der Partisanen standen. So erregte es im Gebiet des Klopeiner Sees großes Aufsehen, als wie ein Lauffeuer die Nachricht bekannt wurde, daß die Partisanen den Schmied Johann Krassnig in St. Kanzian ermordet hatten.



Heimtückisch ermordet wurde in seinem Wohnhaus der Schmied Josef Krassnig in St. Kanzian. Das schwarze Tuch verdeckt die von einem Dum-dum-Geschoß zerschmetterte Schädeldecke.

Er war weder Ortsgruppenleiter noch Bürgermeister; der kam erst bei Kriegsende mit seiner Frau ums Leben. Er war nur Ortsstellenleiter der Volkswohlfahrt.

Das Wohnhaus der Familie Krassnig liegt am Waldesrand, am Ostausgang der Ortschaft St. Kanzian. Es war am 29. März 1944, nach 20 Uhr. In der Volksschule fand eine Filmvorführung statt. Die Partisanen rumpelten in den Saal und zertrümmerten die Vorführgeräte. Dann schnappten sie sich den 17jährigen Walter Kuster und befahlen ihm, er solle sie zum Haus des Schmiedes führen.

Auf dem Weg dahin ertönte aus dem Dunkel plötzlich: „Stoj!" Ein Posten verlangte die Parole.

„Tipptopp", antwortete der Kommandant des Hinrichtungskommandos. Als dieses zum Haus ihres Opfers kam, zeigte Walter Kuster auf das Haus und verschwand mit seinem Motorrad im Dunkel.

Aber auf dem Weg zur Straße, die nach Kühnsdorf führt, erschreckte ihn wieder der Befehl: „Stoj!" Wieder forderte ein Posten die Parole, und da hatte der Junge den Mut und sagte dreist: „Tipptopp."

Er konnte passieren und jagte, wie von Furien gehetzt, die vier Kilometer nach Kühnsdorf zur Gendarmerie und schlug Alarm. Der mutige junge Melder ist ein Jahr später in Rußland gefallen.

Sein Alarm nützte nichts. Die Gendarmerie hatte dazumal keine Autos und nicht einmal Fahrräder genug.

Als die Gendarmen nach St. Kanzian kamen, lag der Schmied schon längst mit zertrümmertem Kopf in seinem Blut.

Die Partisanen hatten eine Taktik angewandt, die von der üblichen abwich. Der Schmied hatte sich geweigert, die Tür des Hauses aufzumachen. Er zog sich in den ersten Stock zurück und öffnete das Fenster.

Die Belagerer stürmten das Haus nicht, sie machten auch keine Anstalten, die Tür einzurammen. Sie fürchteten offenbar, Krassnig, der 59jährige Frontsoldat des Ersten Weltkrieges, würde schießen. Also forderten sie von ihm die Auslieferung der Jagdgewehre.

Krassnig stand am Fenster, hinter ihm seine Frau. Er mochte glauben, daß die Titoleute dann wieder abziehen würden, wenn er ihrem Begehren nachkam. So warf er die Jagdgewehre aus dem Fenster.

Und in diesem Augenblick drückte ein Scharfschütze vor dem Haus trotz der Dunkelheit ab. Sein Dum-Dum-Geschoß traf und riß dem alten Mann im ersten Stock die Schädeldecke ab. Das Hirn trat aus. Er fiel nach vorn. Blut schoß aus dem Fenster. Die Blutspur war noch viele Jahre an der Hauswand zu sehen.

Erst jetzt verschaffte sich ein Partisane Eingang in das Haus, sah sich den Toten an und meldete dann dem Kommandanten: „Befehl ausgeführt."

So berichtet Hans Krassnig, der Sohn des Toten, der damals eingerückt war und vom Hergang der Geschehnisse von der Mutter weiß, die 1963 starb. Er weiß von ihr noch mehr.

Die Partisanen kamen später zum Nachbarn Peter Fingerle, der zu ihnen vorwurfsvoll sagte: „Was bringt ihr denn den Krassnig um, der hat doch keinem Menschen etwas getan?"

Der Sprecher der Titoleute antwortete: „Ja, das wissen wir ja nicht. Wir haben eine Liste gekriegt und einen Befehl, und den führten wir aus."

Es war die einzige Mordtat im Gebiet des Klopeiner Sees. Auch von der Verschleppungsaktion blieb St. Kanzian verschont. Hans Krassnig meint, daß dies dem mäßigenden Einfluß des slowenischen Bauern Michael Katschnig vulgo Joger zu danken war. Er war später einer der politisch aktivsten christlichen Slowenen. Er starb 1982.

Bleiburgs Tierarzt erschossen

Aufsehen erregte im Juli 1944 die Ermordung des langjährigen Tierarztes von Bleiburg Dr. Karl Freithofnig.

Der 41jährige Mann war Vater von sieben Kindern. Das siebente kam zur Welt, als seine Mutter schon Witwe war.

Sein Tod durch die Hand der Titopartisanen stieß schon deshalb auf Fassungslosigkeit, weil der Tierarzt in allen Kreisen der Bevölkerung, in Stadt und Land, ohne Unterschied der Sprache, der Gesinnung und der Volkszugehörigkeit, uneingeschränkte Beliebtheit genoß.

Zu seinem freundlichen Wesen kam noch die Hilfsbereitschaft. Wer immer ihn rief und wann immer er gerufen wurde, Tag und Nacht, Werktag und Sonntag, er war immer bereit, er kam.

Und diese Hilfsbereitschaft wurde ihm zum Verhängnis.

„Am Sonntag, dem 9. Juli 1944", so berichtet seine Tochter, die Lehrerin Gerda Hammer in Klagenfurt, „wurde er telefonisch zu einem Hausbesuch nach Rischberg gerufen. Rischberg, das war damals ein Gebiet, das weitgehend von den Partisanen kontrolliert wurde.

Meine Mutter, die das siebente Kind unter dem Herzen trug, war voll schrecklicher Ahnungen. Sie beschwor den Vater, dem Ruf in diese Gegend nicht Folge zu leisten.

Aber sein Pflichtgefühl war unbezwinglich. Er fuhr mit seinem Wagen los. Auf der Fahrt von Loibach nach Rischberg wurde er von Partisanen angehalten und erschossen.

Wir haben Einzelheiten über den Mord nie erfahren. Meine Mutter brach damals zusammen. Sie hat den Tod des Vaters bis zu ihrem Tod nie überwunden, die Wunde ist nie geheilt."

Von ihrer Mutter hatte Frau Gerda Hammer später gehört, daß Wochen nach dem Mord Partisanen zu nächtlicher Stunde an das Tor ihres Wohnhauses auf dem Hauptplatz in Bleiburg gepocht und Einlaß begehrt hatten. Sie haben der Mutter gesagt, daß die tödlichen Schüsse „ein Irrtum" gewesen seien. Die Gendarmen in Loibach hätten den Vater nicht auf den Rischberg fahren lassen dürfen, sie hätten es unterlassen, ihn zu warnen.

Aufgeklärt wurden die mysteriösen Zusammenhänge nie. Frau Gerda Hammer hatte nach dem Krieg in der LBA freiwillig Slowenisch gelernt. Sie hoffte, es würden sich ihr durch die Überwindung der Sprachbarriere neue Möglichkeiten eröffnen, das Dunkel um den Tod ihres Vaters aufzuhellen.

Aber alle Beteiligten schwiegen. Die Schuldigen blieben bis heute unbekannt.

Mord am Kömmel

Im Juni 1943 wurde der Pächter Johann Kressnig auf seinem Hof am Kömmel von Partisanen ermordet. Die näheren Umstände der Untat sind nicht mehr zu eruieren. Die Behörden besitzen keine Unterlagen mehr. Die Angehörigen des Ermordeten haben den Hof verlassen und leben nicht mehr in Kärnten. Die Wissenden am Kömmel, die noch leben, schweigen. Das Verbrechen wäre nie bekannt geworden, wenn der Fall nicht in einem Buch erwähnt worden wäre. Es ist dies eine der ganz wenigen Liquidierungen, die in der Partisanenliteratur zugegeben wurden.

Hingerichtet statt eines andern

Neun Kinder hatte Frau Maria Leitner geboren, und so verlor sie ihren Mann Valentin Leitner:

Die Familie wohnte in Unterkrain, Gemeinde Gallizien. Valentin Leitner, geboren 1884, war im Ersten Weltkrieg schwer verwundet worden. Er war Maurer und hatte keinerlei politische Funktion. Nur bei der NSV, der „Volkswohlfahrt", war er tätig, und wenn es wieder einmal befohlen wurde, ging er mit der Sammelbüchse von Haus zu Haus.

Und das sollte ihm zum Verhängnis werden. Er hatte, ohne böse Absicht, die Tatsache nicht bei sich behalten, daß ihm der Nachbar Hribar einmal nur einen einzigen Pfennig in die Büchse geworfen hatte.

Als Hribar, viel später, im Zusammenhang mit regimefeindlichen Äußerungen verhaftet wurde, hatte ihm die Gestapo auch den „Pfennig" vorgehalten.

Aber Leitner entlastete seinen Nachbarn bei der Vernehmung und sagte, das sei ein Spaß gewesen. Er fuhr mit ruhigem Gewissen wieder nach Hause.

Am 20. April 1944 waren plötzlich die Partisanen da. Leitners Tochter Stefanie war damals 19 Jahre alt. Sie erinnert sich an jenen Schreckenstag: „Wir hatten Mädchen aus der Nachbarschaft zu Gast. Deutsche Soldaten waren bei uns. Wir hörten Schallplattenmusik, und als es Mitternacht wurde, wagten sich die Mädchen wegen der Partisanen nicht nach Hause, sondern schliefen in unserem Haus.

Vater lag krank im Bett. Um Mitternacht pochte es an die Tür. Verwahrloste, wüste Gestalten durchwühlten das ganze Haus, zertrümmerten das Bild einer meiner Schwestern, die als Nachrichtenhelferin eingerückt war.

‚Dobro' sagten sie dann und gingen hinüber zum Haus des Nachbarn Franz Kaiser, der Ortsgruppenleiter war. Aber Kaiser hatte, durch einen Polen rechtzeitig vom Auftauchen der Partisanen gewarnt, ein vorbereitetes Versteck auf der Tenne bezogen. Die Jugoslawen durchwühlten das Haus von oben bis unten. Kaiser erzählte später, daß die Partisanen nur einen Meter von ihm entfernt gestanden seien und erwogen hätten, das ganze Haus anzuzünden.

Aber dann kamen sie doch davon ab. Sie berieten in der Stube. Sie waren wütend, daß sie Kaiser nicht finden konnten. Es war Hitlers Geburtstag, der 20. April 1944. „Da muß einer umgelegt werden", sagten sie.

„Und so kamen sie wieder zu uns zurück", erzählt Frau Stefanie Leitner, „und gingen schnurstracks in das Schlafzimmer der Eltern.

‚Mitkommen!' befahlen sie."

„In jenen Tagen", besinnt sich Frau Stefanie Leitner, „war oft die Rede davon gewesen, daß die Bauern für Verstecke Vorsorge tragen sollten, falls die Partisanen kämen. Aber mein Vater wollte das nicht. ‚Ich verstecke mich nicht', hatte er gesagt, ‚ich habe nichts verbrochen. Wenn sie mich trotzdem holen wollen, dann sollen sie es tun.'

Noch heute höre ich", sagte die Tochter, „wie der kranke Vater mit seinen Holzzoggeln, schleppenden Schrittes, über den Hausflur mit seinen Mördern zur Haustür ging.

Schreckensstarr blieben wir alle zurück. Ich war damals schwanger. Zitternd verbrachten wir die grauenhafte Nacht in namenloser Angst um den Vater.

Einmal fuhren wir erschreckt zusammen. Wir hörten einen Schlag, als wenn ein schweres Brett auf den Boden knallen würde. Es war nicht der Schuß, der meinen Vater tötete, den konnten wir nicht hören. Aber es war die Zeit, in der seine letzten Gedanken bei uns gewesen sein müssen!

Am Morgen kam Mitzi Kaiser, die Tochter des Nachbarn. Ohne ihre schönen langen Zöpfe, die Partisanen hatten ihr ein Hakenkreuz ins Haar geschnitten. ‚Euer Vater ist tot', sagte sie.



Ein Bild tragischer Symbolik. Der getreue kleine Mann des Grenzlandes: Valentin Leitner, von Partisanen ermordet, weil „an Hitlers Geburtstag einer sterben mußte".

Wir fanden seine Leiche mit einem Genickschuß im Kartoffelkeller des Nachbarhauses."

Frau Stefanie Leitner schließt ihren Bericht mit einer tragischen Wahrheit: „Selbst wenn sie nur eingesperrt waren, bekamen Partisanen und ihre Sympathisanten Tausende an Opferfürsorge von Österreich. Um uns Hinterbliebene kümmerte sich niemand."

Verschollen in den Karawanken

Ein Fall, von dem man noch heute im Rosental spricht, ist das Schicksal des damals 50 Jahre alten Aufsichtsjägers Josef Puck, der 1944 spurlos verschwunden ist. Er hatte seinen Besitz in Maria Saal, wo auch seine Frau und drei Kinder lebten. Ein Sohn war in Rußland gefallen. Josef Puck hatte im Rosental eine Stelle als Aufsichtsjäger angenommen. Er war nie Parteimitglied gewesen und hielt sich in seinem politischen Urteil sehr zurück.

Schon 1943 stellten ihn die Partisanen, nahmen ihm sein Jagdgewehr weg und verboten ihm, weiterhin ins Revier zu gehen. Sie hatten allen Grund, lästige Augen von den Karawankenhängen fernzuhalten, an denen sie damals ihre Erdbunker zu bauen begannen.

Puck war ein ruhiger, unauffälliger Mensch, der sich im Einvernehmen mit seinen Dienstgebern an diese erzwungenen Auflagen der Waldläufer hielt. Umso unverständlicher ist das, was am 1. Mai 1944 geschah:

Der Landwirt Thomas Partl sah den Jäger, der in seinem Haus in der Backstube eine bescheidene Unterkunft hatte, am Hang des Matschacher Gupfes aufsteigen.

„Wohin heut?“ fragte der Bauer. „Ah, nur zu die Beinvögel schauen“, sagte der Jäger, der von seinem Hund begleitet war.

Thomas Partl sollte seinen Hausgenossen zum letzten Mal im Leben gesehen haben. Gegen 15 Uhr hörte er oben im Wald zwei Schüsse. Das war nichts Seltenes damals. Seltsam war nur, daß Josef Puck von den Bienen nicht zurückkam.

Obwohl es lebensgefährlich war, wagten es einige Nachbarn doch, nach dem stillen Weidmann zu suchen, der sich weitum bei den Bauern einer uneingeschränkten Beliebtheit erfreute. Sie fanden von ihm keine Spur und sie fanden auch keine Spur von dem Hund.

Schlechtes Gewissen war offenbar bemüht, auch die Spuren des Verbrechens zu verwischen. Mit Erfolg. Bis heute ist seine letzte Ruhestätte unbekannt.

Die Mörder kannten das Versteck

Das nächste Opfer war der Gastwirt Franz Andretschitsch aus Matschach. Er hatte beim Streuholen in seinem Wald entdeckt, daß die Partisanen dort mit dem Bau von Unterkunftsanlagen begonnen hatten.

Nun hatten sich die Eindringlinge von Anfang an als Herren der Karawanken aufgespielt und den Bauern und Forstbesitzern verboten, im Wald Holz zu schlägern oder den Forst auf andere Weise zu nutzen.

Es kam damals so weit, daß die terrorisierten Bauern es nicht wagen konnten, ihr Brennholz aus dem eigenen Wald zu holen. Um Brennholz zu gewinnen, mußten sie Gehölz um ihr Anwesen, ja sogar Obstbäume, fällen.

Eine Handvoll Partisanen erreichte es, daß die Wälder ihnen gehörten. Wer in sie eindringen wollte, konnte es nur unter militärischer Bedeckung tun.

Heute wissen wir, daß der titokommunistische Gebietsausschuß damals seine Bunker in den Hängen ober Matschach hatte. Andretschitsch wußte das damals sicher nicht, aber er wußte, daß sich die Partisanen in seinem Wald breit gemacht hatten und daß er für sie ein gefährlicher Mitwisser war.

Für alle Fälle richtete er sich deshalb auf dem Dachboden seines Hauses ein raffiniertes Versteck ein; es lag hinter einem breiten, schweren Schrank.

Es nützte ihm nichts. Eine seiner Töchter, Pauline, war damals 18 Jahre alt. Sie berichtet: „Am 16. Juni 1944 waren die Partisanen da. Der Vater konnte

noch rechtzeitig sein Versteck beziehen. Aber die Partisanen stießen ohne Zögern uns aufgeregte Frauen beiseite und stiegen auf den Dachboden. Dort rückten sie ohne Umschweife den mächtigen Schrank zur Seite und schossen unseren Vater nieder. Dann schleiften sie den Verwundeten wie ein Stück Vieh über die Stiege ins Vorhaus, wo Mutter und wir zwei Töchter uns den Mördern entgegenwarfen. Sie schleuderten uns zur Seite und jagten dem Verwundeten eine neue Garbe in den Leib."

Wer hat das Versteck verraten? Nur Vertraute der Familie wußten davon. Die Spitzel der Partisanen waren überall.

Mysteriöser Mord unter dem Hainschturm

Die Volksschule in St. Leonhard hatte in den Kriegsjahren 40 Kinder als Schüler, Kinder von Bergbauern und Holzarbeitern im Loibltal.

„Ich habe ihre Gesichter fast alle vergessen", sagt Frau Ilse Kraigher, die an dieser Schule Lehrerin war. „Nur einen Buben habe ich in Erinnerung, ein Gesicht sehe ich vor mir, das Antlitz des Gottlieb Potisk."

Die Lehrerin, die heute in Feistritz i. R. lebt, schildert ihn als Kind mit ungewöhnlichen Eigenschaften. Er war eher ernst, aber sehr aufgeschlossen, weltoffen und von erstaunlicher Intelligenz. „Was uns verblüffte", erinnert sich Frau Ilse Kraigher, „waren die Aufsätze, die dieser Bergbauernbub schrieb. Ein Gedankenreichtum zeichnete sie aus, Gemüt, Begeisterungsfähigkeit, und dazu noch ein für sein Alter geradezu faszinierender Stil."

Nach den Schilderungen der Lehrerin und seiner Mitschüler schien Gottlieb ein Kind zu sein, das „einen Marschallstab im Tornister trug".

Gerade das aber macht sein Schicksal zur Tragödie. Gottlieb hatte, vierzehnjährig, zu Ostern 1944 die Schule verlassen. Er arbeitete jetzt auf dem elterlichen Einschichthof unter dem Eselssattel. Seine vier Brüder standen alle im Feld.

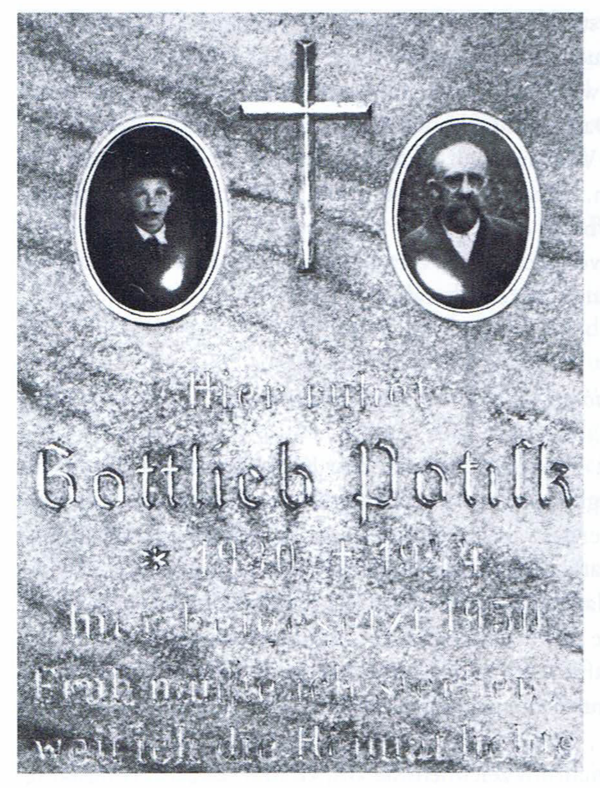
Eine Handvoll Partisanen machten damals auch diesen Teil der Karawanken unsicher. Ihre Haupttätigkeit bestand darin, von den einsamen Bergbauern Lebensmittel zu erpressen.

Am 28. Juni 1944 kamen sie nachts wieder. Aber diesmal wollten sie nicht nur Lebensmittel. Diesmal forderte der Kommandant der Patrouille Gottlieb zum Mitkommen auf.

Um Mitternacht nahmen die drei Partisanen den Knaben trotz flehentlicher Bitten der Eltern in die Mitte und verschwanden in Richtung Eselssattel.

Der Bauer Christof Potisk vulgo Perhutz und seine Frau haben ihr Kind nie wieder gesehen.

Gottlieb war der Jüngste, der Nachzügler, der Liebling. Die Eltern liebten



Das Grabmal auf dem Eselssattel unter dem Ferlacherhorn. Gottlieb Potisk im Alter von 14 Jahren, von Partisanen ermordet, ruht hier an der Seite seines Vaters. Auf dem Grabmal stehen die Worte: „Früh mußt ich sterben, weil ich die Heimat liebte".
Photo: W. Lakomy

ihn nicht nur wegen seiner geistigen Begabung, sondern auch wegen seines Fleißes und seiner Tüchtigkeit in Wald und Feld.

Fortan mag der Bauer auf seinen Bergwiesen und in seinem Bergwald mit wehem Herzen nach seinem Buben ausgeschaut haben. Was muß die Mutter gelitten haben? Die Verzweiflung hockte in den Abendstunden im einsamen Bergbauernhof.

Der Krieg ging zu Ende, alle vier Söhne kamen wieder. Von Gottlieb aber fand sich keine Spur. Jene aber, die um seine letzte Ruhestätte wußten, hüteten sich zu reden.

Fünf Jahre dauerte es, bis einer von ihnen sein Schweigen brach: Josef Schime aus Zell Pfarre. Er war kein Partisane, er war einer von den Deserteuren der Gemeinde Zell Pfarre, die weder dort noch da ihr Leben einsetzen wollten.

Josef Potisk, ein älterer Bruder Gottliebs, lebt heute als pensionierter Polizeibeamter in Klagenfurt. Er erinnert sich, daß Schime schon nach dem Krieg in Gasthäusern Andeutungen gemacht habe, er wüßte, wo der Junge liege, aber er wage nicht es zu sagen. Das war die Zeit, wo die Partisanen im Grenzland noch immer gefürchtet waren.

„Mein Vater bot ihm eines Tages einen größeren Geldbetrag", sagt Josef Potisk. „Ich glaube 100 oder 200 Schilling. Und da schlug der Holzarbeiter ein.

Eines Tages im Sommer 1950 stand er vor der Tür und führte meine zwei Brüder Felix und Lorenz drei Stunden weit über den Eselssattel nach Osten bis zum Gebiet des Hainschturmes."

Lorenz, der älteste der Brüder, erinnert sich:

„In der Mulde zwischen Hainschbauer und den Wänden der Koschuta hielt er vor einem entwurzelten Baumstrunk an. Darunter lag das Skelett."

Die Knochen waren von den Ameisen blank poliert worden. An Stoffresten und an der Gebißform konnten die Leichenteile einwandfrei als die sterblichen Reste des Vermißten erkannt werden. Die Untersuchung ergab, daß Gottlieb furchtbar mißhandelt worden sein muß. Die rechte Augenpartie war mit einem stumpfen Gegenstand eingeschlagen worden. Die Zähne waren offenbar durch Hiebe verschoben.

Der damalige Amtsarzt Dr. Fehringer erinnert sich: „Wir hatten den Eindruck, daß die Leiche von einem Jagdsteig in die Mulde hinuntergestoßen worden war."

In der Tat, die Partisanen hatten die Leiche des Knaben unbeerdigt liegen gelassen. Josef Schime gab an, er habe schon im Herbst 1944 die Leiche gesehen. Er gestand, daß er dem toten Buben die guten Bergschuhe ausgezogen habe. Dann habe er Fichtenäste und den Holzstock über die Leiche gelegt.

Vater Christof Potisk beantragte bei der Bezirkshauptmannschaft Klagenfurt die Erlaubnis, seinen Sohn auf eigenem Grund und Boden begraben zu dürfen. Er ist inzwischen längst selbst gestorben. An der Seite seines ermordeten jüngsten Sohnes ruht er in seinem Grab unter einem Bildstock auf dem Eselsrücken der Oslica.

Der Fall war lange Zeit Gesprächsstoff im Loibltal. Mutmaßungen über die Mörder wurden ausgetauscht. Namen fielen, der Verdacht verdichtete sich auf einen Kärntner Partisanen, der jetzt in St. Anna auf der anderen Seite des Loibl lebt.

Es wurde gemutmaßt, der aufgeweckte Junge hätte über Schlupfwinkel der Partisanen mehr gewußt, als ihnen lieb war. Es wurde auch behauptet, die Partisanen hätten Gottlieb aufgefordert, in die Wälder zu kommen. Er habe schroff abgelehnt. Das sei sein Todesurteil gewesen.

Polizeiinspektor i. R. Josef Potisk weiß von der Mutter, daß Gottlieb, aus einer heimattreuen windischen Familie stammend, ein Gegner der Partisanen war, von denen er wußte, daß sie Südkärnten für Jugoslawien annektieren wollten. Die Mutter wußte, daß ihr Sohn wiederholt mit einem angeblichen SS-Oberscharführer zu Schulungsstunden der HJ nach Ferlach gefahren war. Nach Kriegsende habe sich herausgestellt, daß dieser Mann ein Agent der „Osvobodilna fronta" war.

Hat er Gottlieb ans Messer geliefert?
Sollte er zu einem Kommissar südlich der Karawanken gebracht werden?
Andeutungen dieser Art wurden der Familie von seiten ehemaliger Partisanen gemacht. Gottlieb soll versucht haben zu flüchten, sei gestürzt, ein Partisane habe mit der Pistole auf ihn geschossen. Die Waffe versagte, der Junge habe sie ihm mit Löwenmut entrissen. In dem Augenblick habe ein anderer Bewacher dem Buben mit dem Kolben den Schädel eingeschlagen.

Mordkommando am Radsberg

Im Sommer 1944 hatten sich die Partisanen auch mit kleinen Trupps auf dem Sattnitzzug festgesetzt. Die militärische Bedeutung dieser Präsenz war Null, aber für sie war es eine anfeuernde Optik: Sie sahen auf die Landeshauptstadt Klagenfurt herab.

Sie lebten vom Lebensmittelraub, wobei Prušnik aber recht haben dürfte, wenn er in seinem Buch behauptet, daß die Partisanen auf dem Radsberg bereitwillig mit Lebensmitteln und Informationen versorgt worden seien.

Wer am Radsberg überleben wollte, mußte sich zumindest neutral verhalten. Das tat auch F. Glantschacher, der Pächter des Boschtjanhofes. Er war ein umgesiedelter Kanaltaler, der den unansehnlichen Besitz eines ausgesiedelten Slowenen gepachtet hatte. Es war ihm klar, daß er in Lebensgefahr lebte, seit Partisanen Schlupfwinkel auf dem Sattnitzzug bezogen hatten. Er hätte sich um einen anderen Pachthof umsehen können, er tat es nicht. Er hatte niemandem etwas getan. Also blieb er mit seinen vier Kindern am Hof. Ein Sohn war im Feld.

Der Bauer, ein alter Soldat, igelte sich mit den Seinen ein. Er versah sich mit Waffen und Munition und verbarrikadierte Tür und Fenster. So sicherte er sich Nacht für Nacht gegen einen Überfall. Das Leben muß für die Familie eine Hölle gewesen sein, Nacht für Nacht.

Aber die Mörder kamen nicht bei Nacht. Sie kamen am hellichten Tag um die Mittagszeit und sie sangen. Es waren ihrer sechs und sie trugen deutsche Polizeiuniformen, keine schmierigen, schmutzigen, wie sie Partisanen trugen. Es waren saubere Uniformen, und ihre Träger marschierten durch Tutzach und sangen lauthals ein deutsches Soldatenlied.

Sie marschierten zum Boschtjanhof, der ganz am Südrand der Ortschaft liegt. Vor der Haustür sangen sie noch, und der Bäuerin sagten sie, sie kämen von erfolgreicher Partisanenjagd. Sie fragten nach dem Weg.

Was damals geschah, schildert Prušnik in seinem Buch so:

„Einmal sandten sie eine sechs Mann starke Patrouille in deutschen Uniformen ins Dorf Tutzach, um den verbissenen Nazi Boštjan zu verhaften. Die Be-

völkerung verlangte nämlich die Bestrafung dieses Landwachekommandanten, eines guten Freundes des Kreisleiters Pototschnigg, der die Aussiedlung vieler Bauern auf dem Gewissen hatte. Die Patrouille kam am hellichten Tag ins Dorf, sang deutsche Lieder, verbreitete die Nachricht, sie kehre von der Jagd auf Partisanen zurück, und hielt schließlich vor Boštjans Haus. Dort erkundigten sie sich bei der Frau des Nazis nach dem Weg. Diese lud sie auf eine Jause und einen Trunk ins Haus ein, weil sie die Banditen so ausgezeichnet gejagt hätten. Boštjan empfing sie sehr freundlich und kredenzte ihnen Most. Überraschend forderten sie ihn auf: ‚Hände hoch! Wir sind slowenische Partisanen.'

‚Macht keine Scherze', entgegnete Boštjan, ‚das gehört sich wirklich nicht.' Sie wiederholten den Befehl. Boštjan wurde blaß. Sie entwaffneten ihn. Er besaß vier Gewehre, eine Pistole, zweihundert Schuß Munition und dreißig Handgranaten. Das Haus war eine regelrechte Festung. Eine Eingangstür war vollständig zugemauert, die andere zur Hälfte. Den Hausflur hatte er in einen Bunker verwandelt. An den Hauswänden und unter dem Dachsturz hatte er Handgranaten aufgereiht, die er mit einer Schnur vom Hausinneren aus abschleudern konnte."

Soweit die Darstellung Prušniks.

Abgesehen von der Übertreibung mit der beschlagnahmten Munition, der lebhafte, anschauliche Bericht hat einen Haken. Boschtjan war weder ein „verbissener Nazi", noch war er ein Freund des Kreisleiters. Exkreisleiter Dr. Pototschnigg (Radkersburg): „Ich habe den Bauern Glantschacher gar nicht gekannt. Er kann also auch nicht ein besonderer Freund gewesen sein. In der Gemeinde Radsberg kannte ich nur den Ortsgruppenleiter, den Schustermeister Rutter, sonst kann ich mich an niemanden erinnern."

Prušnik verschweigt, was mit dem deutschen Bauern geschah.

Glantschacher wurde nie wieder gesehen. Ein Schädel wurde nach dem Krieg bei Göltschach in der Nähe von Maria Rain gefunden. Es soll der Schädel des Verschleppten gewesen sein. In der Bevölkerung kolportiert man heute noch nach 40 Jahren das, was Mitwisser nach dem Krieg im Siegesrausch angedeutet hatten: „Wir haben ihn abgestochen und zerstückelt wie ein Schwein."

Fast ein halbes Jahrhundert später weiß die ältere Generation über den Fall noch Bescheid. Man nennt auch die Namen derer, die den Nachbarn ans Messer lieferten.

Die einen sagen, der Ermordete war ein anständiger Mensch, ein braver Mann. Die anderen freuen sich heute noch über die List der Partisanen und das Ende des Kanaltalers: „Wir haben ihn abgestochen wie ein Schwein."

Kurze Zeit später wurde übrigens auch der älteste Sohn J o s e f ermordet, als er auf Genesungsurlaub kam.

Man nennt heute noch die Namen der Nachbarn, die ihn in das Haus am Nordrand von Lipizach gelockt hatten. „Komm zum Wrulich, der Führer spricht ‚Sondermeldung'", sagten sie. Bei Wrulich hatte man einen Volksempfänger. Als der junge Glantschacher in der Falle war, schossen ihn die wartenden Partisanen über den Haufen.

Frau Ursula Wrulich (77) lebt heute noch in dem kleinen Haus in der gleichen Stube, in der der Mord geschah. Sie ist böse auf die Partisanen wegen der Wahl des Hinrichtungsortes. Sie zeigt aus dem Fenster auf den Wald. „Warum mußten sie es gerade hier herinnen tun?"

Todesurteil: Abschlachten

Im oberen Rosental blieben die Bewohner von tödlichen Hausbesuchen verschont. Das einzige Opfer unmenschlichen Hasses war der schwerversehrte Herbert Rindler in Rosenbach.

Adolf Mikula, damals Wehrmachtsurlauber, erinnert sich: „Herbert Rindler war schwer verwundet worden. Sein Kiefer war zertrümmert, am Schädel trug er nach einer schweren Kopfverletzung eine Silberplatte. Er war total kriegsverwendungsunfähig. Aber er trug noch immer seine SS-Uniform.

Es war im Sommer 1944. Wir waren im Kino in St. Jakob. Er blieb bei seiner Braut zurück. Auf dem Heimweg sah ich in Frießnitz Licht. Wir erfuhren später, daß Partisanen dort plünderten.

Rindler muß ihnen beim Heimweg über den Weg gelaufen sein. Was dabei geschah, weiß niemand. Er dürfte gleich niedergeschossen worden sein, lebte aber noch. Eine Blutspur zum nahe gelegenen Gasthof Steiner war noch am nächsten Tag zu sehen. Angehörige der Gastwirtfamilie Moravec sagten aus, daß der verwundete Gefangene zu einem Kommissar gebracht wurde, der sich mit anderen Partisanen im Gasthof aufhielt.

Der Kommissar gab den Befehl: „Abstechen!"

Die Partisanen schleiften den jungen Oberscharführer in den Stall. Dort fand man die Leiche des Schwerkriegsverletzten am nächsten Tag im Futtertrog. Sie war von Bajonett- oder Messerstichen buchstäblich zerfleischt."

Mit dem Strick um den Hals auf den Hochobir

Die Dächer des freundlichen Dorfes Glantschach in der Gemeinde Gallizien ducken sich um die hochragende Kirche. Am Abend des 28. Oktober 1944 gellten vom Dachboden des Bauernhauses von Anton Rautz verzweifelte Rufe in die Nacht: „Banditen sind da, Banditen sind da!" Die, die da mit aller Kraft ihrer Lungen wie ein Türmer die Warnung in den Ort rief, war Frau Theresia Rautz, die Mutter von zwölf Kindern.

Die Warnung galt ihrem Mann Anton, der nur eine kurze Strecke weiter im Haus des Fabriksarbeiters Egydius Kues zusammen mit dem Wirt Matthäus Rotter beim Volksempfänger saß, um Nachrichten zu hören.

Die Warnrufe der tapferen Frau, die beim Eindringen der Partisanen zum Dachbodenfenster gestürzt war, kamen zu spät. Auch das Haus Kues war schon von Partisanen umstellt. Sie waren genau im Bilde, wo jene sich aufhielten, die sie suchten. Die Partisanen beruhigten die erschreckten Männer: „Wir wollen nur eure Gewehre!" Und sie führten sie tatsächlich zu ihren Wohnhäu-



Vom Dachboden des Hauses (im Hintergrund) rief Frau Rautz gellend den Warnruf in die Nacht: „Die Banditen sind da."



Maria Rotter in Glantschach erlebte ein Wunder: Ihr verschleppter Mann kam wieder. Schon 1919/20 hatten die Jugoslawen auf ihr Haus das Schimpfwort „Schwaba“ gemalt.

sern. Rotter nahmen sie sein Gewehr ab und sagten zu ihm und seiner Frau: „Geht ruhig schlafen.“

Über das, was dann geschah, gibt es nur mehr eine Zeugin: Frau Maria Rotter, über 80 Jahre alt, aber ihr Gedächtnis ist noch taufrisch. Sie erinnert sich: „Wir lagen schon wieder angstvoll in den Betten. Plötzlich waren die Partisanen wieder da. Sie raubten das Haus so gründlich aus, daß uns kein Löffel voll Nahrung blieb. Alle Männerkleider nahmen sie mit. Auch den Kärntner Anzug meines Mannes. Er selber mußte seine guten Schuhe und seine Kleider abgeben. Dann sagte ein Partisane: ‚Mitkommen!‘“

Frau Rotter wußte, was der Befehl „Mitkommen“ bedeutete. Jeder wußte es damals. Der Befehl war bereits das Todesurteil.

Die Frau warf sich vor den Uniformierten mit dem Titostern auf den deutschen Mützen auf die Knie. Sie stießen sie roh zur Seite. Die verzweifelte Frau hing sich an den Rock ihres Mannes, als die Partisanen ihn aus dem Haus führten. Wieder wurde sie losgerissen und in den Hausflur zurückgestoßen.

Dort brach sie ohnmächtig zusammen. Der Schlag war zuviel für sie. Vor wenigen Wochen erst war ihr Sohn auf der Adria im Sturmboot untergegangen.

Die Partisanen verschwanden mit ihrem Mann. Unterwegs nahmen sie auch Anton Rautz mit. Wochenlang wurde nach den Verschleppten gesucht; es fand sich nicht die geringste Spur.

Frau Rotter hatte schon jede Hoffnung aufgegeben. Drei Wochen waren schon vergangen. Da stand ihr Mann eines Tages im November vor der Tür. Abgemagert, hohlwangig, matt, verwahrlost und total verlaust.

Ein Wunder war geschehen. Die kommunistische Liquidierungsmaschine hatte aus unerfindlichen Gründen einmal ausgesetzt.

Rotter erzählte seiner Frau später, was geschehen war. Die Partisanen stiegen mit ihren Gefangenen in jener Nacht zum einsam gelegenen Gehöft Štok auf. Er hatte auf diesem nächtlichen Marsch mit seinem Leben abgeschlossen und hatte immer auf den harten Schlag gewartet, mit dem die Kugel in den Nacken fahren würde. Sein Nachbar Anton Rautz war von ihm getrennt. Ihm hatten die Partisanen einen Strick um den Hals gebunden. Auf dem Berghof Štok unter dem Altenberg wurde übernachtet. Am nächsten Tag stiegen die Partisanen zum Hochobir auf. „Dort sah mein Mann Karl Prušnik, der seinen geraubten Kärntner Anzug trug", erzählt Frau Rotter. „Auch Verpflegung erhielten die Gefangenen. Für Anton Rautz war es die Henkersmahlzeit. Mein Mann hat ihn dort zum letzten Mal gesehen."

Matthäus Rotter nahmen die Partisanen mit nach Solčava (Sulzbach), wo er im Partisanenlager als „Mädchen für alles" arbeiten mußte. Nach drei Wochen ließ man ihn wieder frei.

Das Rätsel um Rotters glückliche Heimkehr blieb ungelöst. Möglicherweise ließen ihn die Partisanen am Leben, weil er sein Amt als Bürgermeister schon 1942 niedergelegt hatte und weil er schon vor der NS-Zeit Bürgermeister gewesen war.

Frau Rotter erzählt, daß Partisanen später wiederkamen und Lebensmittel holten. „Einmal sagte ein Jugoslawe zu meinem Mann: ‚Einer hat dich verklagt, aber dem haben wir's gegeben.'

Wir wissen, wer ihn denunziert haben könnte", sagte Frau Rotter, „aber wir haben nie gemerkt, daß ihm durch die Partisanen etwas geschehen wäre. Der Denunziant war ein Spitzel, der auf beiden Schultern trug."

Anton Rautz blieb verschollen. Alle Suche nach ihm blieb vergebens. Erst nach dem Krieg, im September 1945, wurde von Verwandten des Vermißten, die verirrtes Vieh suchten, etwa 25 Minuten östlich der Eisenkappler Hütte, auf einem Sattel des Obirausläufers ein Skelett gefunden. Es waren die sterblichen Überreste des verschleppten Familienvaters. Die Witwe konnte sie anhand von Stoffresten identifizieren. Sein aus dem Krieg heimgekehrter Sohn Anton, der heute in Glantschach lebt, war bei der Identifizierung dabei: „Die Schädeldecke war total zertrümmert", erinnert er sich.

Warum mußte Anton Rautz sterben?

Frau Rotter, die einzige Überlebende aus jenen Tagen, meinte: „Er war ein pflichtbewußter Mann, der Verantwortung über die Milchsammelstelle trug. Er sah darauf, daß jeder seiner Ablieferungspflicht nachkam. ‚Die Frauen und



Mit dem Strick um den Hals wurde Anton Rautz aus Glantschach auf den Hochobir geführt und dort ermordet.

Mütter brauchen die Milch', sagte er. Das Pflichtbewußtsein hat dem braven, fleißigen kleinen Landwirt das Leben gekostet. Einer seiner Landsleute hat ihn an das Messer geliefert."

Matthäus Rotter könnte gewußt haben, wer es war. Einer der Söhne des Ermordeten, Anton Rautz, erinnert sich: „Rotter sagte mir einmal nach meiner Heimkehr aus dem Krieg: ‚Ich werde auf meinem Totenbett sagen, was ich weiß.'"

Aber er starb 1963 und nahm das Geheimnis mit ins Grab.

Verhängnis am Potschula-Sattel

Im Zusammenhang mit der Verschleppung der beiden Glantschacher Bürger ist ein Hinweis auf die „Štok-Hube" interessant. Gut vier Stunden mußte Anton Rautz mit dem Strick um den Hals marschieren, um mit seinen Peinigern über Jerischach, westlich von Rechberg vorbei, zur Štok-Hube zu kommen, die am Südhang des Altenberges liegt.

Diese Hube steht heute noch in ihrer Weltabgeschiedenheit unweit der Grafensteiner Alm inmitten des Waldes, der langsam über die einstigen Wiesen und Äcker des kleinen Bergbauernbesitzes wächst. Eine großartige Schau bietet sich hier in die Steiner Alpen und hinüber zum Potschula-Sattel und zum Hochobir.

Heute ist die Hube unbewirtschaftet, aber in der Zeit des Partisanenkrieges war das bewirtschaftete Anwesen fast ununterbrochen von Partisanen besetzt.



Der Einsatzzug des RAD nach einem Einsatz im Hochobirgebiet. Die meisten jungen Männer sind später gefallen. 1. der Kommandant OFM Mallenbrein. 2. Horst Unger aus Essen, der für seinen Einsatz im Kohlweg-Gehöft die Rettungsmedaille erhalten hatte. Als sie ihm bei Monte Casino überreicht werden sollte, war der Fallschirmjäger Unger einen Tag zuvor gefallen.

In dessen Nähe hatten sie einen Notbunker für Kuriere und Verwundete eingerichtet. Eine geheime Telefonleitung führte von Eisenkappel zum Štok und zur Grafensteiner Alm.

Hier beim Štok war die Verbindungsstelle zwischen den im Ostteil der Karawanken und den im Westen der Karawanken operierenden Partisanen. Hier trafen sich die Kuriere. Prušnik berichtet in seinem Buch, daß die Verbindung immer wieder unterbrochen war.

„Wir warteten also beim Štok", schreibt er. „Am 27. April 1944 saßen wir gerade beim Frühstück und legten mit Frau Micka eben das Mittagessen fest. Besitzer Franci Operčan erklärte uns, wo wir die Jagdhütte finden würden, in der wir den Tag verbringen könnten. „Um Gottes willen", sagte er, „ich bitt' euch schön, geht in die Hütte . . . Meinetwegen könnt ihr den ganzen Tag im Haus verbringen. Wenn sie jedoch kommen, wird der Teufel los sein. Der Stützpunkt wird vernichtet. Euch werden sie alle erschießen und uns einkerkern. Und wer weiß, wen man dann zum Štok heraufschicken wird.

Da durchbrach ein Schuß die Stille. Unser Wachposten schoß in den Wald. Die Antwort waren lange Garben aus Maschinengewehren . . ."

Prušnik erzählt dann wortreich, wie die Partisanen den Deutschen entkamen und wie er versehentlich einen Partisanen erschießen wollte, der eine deutsche Uniform trug.

Der geschilderte Vorfall wirft ein Licht auf die schwache deutsche Partisanenbekämpfung. Es fehlten offenbar die Kräfte, um den Hof von allen Seiten zu umklammern. Die Angreifer näherten sich nur von Norden und überschütteten lediglich den Hof mit Feuer. Sie ließen den Partisanen dann Gelegenheit, nach drei Seiten auszubrechen.

Der Stützpunkt wurde nicht vernichtet. Die Besitzersleute wurden nicht eingesperrt. Im Oktober war der Hof noch immer Partisanenstützpunkt und der unglückliche Anton Rautz hat hier die letzte Nacht seines Lebens verbracht.

Vom Štok schaut man hinüber zum 1400 m hohen Potschulasattel. Er liegt 20 Minuten von der Eisenkappler Hütte entfernt, am Karawankenwanderweg, der hinunter nach Eisenkappel führt. Hier am Sattel zweigt auch der Weg nach Rechberg ab.

Und auf diesem Sattel hat sich am 20. Juli 1944 ein Drama abgespielt. 20 Stunden lang lauerte hier eine 50 Mann starke Abteilung der Partisanen auf



Auf den Schultern blutjunger RAD-Männer des Einsatzzuges Miklauzhof lag ein beträchtlicher Teil der Partisanenbekämpfung im Obir- und Petzengebiet. Im Hintergrund der Bunker des Stützpunktes.

Photo: Mallenbrein

eine deutsche Kolonne, die aus Rechberg Munition und Verpflegung auf das Rainer Schutzhaus brachte, in dem eine Dienststelle der Luftwaffe untergebracht war.

Bis auf zwei Schritte ließ der Kommandant am MG die scharf sichernde deutsche Spitze herankommen. Dann löste sein Kommando „Pali", „Feuer", einen Bleihagel aus 50 Gewehren und Maschinenpistolen aus.

Die Deutschen wälzten sich in ihrem Blut.

Aber die Überlebenden müssen tapfere Soldaten gewesen sein. Prušnik schreibt: „Die SS-Männer stürmten über die Leichen ihrer eigenen Soldaten." Dann suchten sie Schutz hinter den Körpern der Gefallenen. Da lag mit zerschossenen Beinen ein SS-Mann. Noch im Todeskampf lud er sein Gewehr und schoß. Ein später Vogel."

Soweit Prušnik, der berichtet, daß die Partisanen 32 deutsche Gefallene zurückgelassen hätten, als sie mit dem Gepäck der schwerbeladenen Tragtiere das Weite suchten.

Bei den 30 Toten handelt es sich um die übliche Übertreibung. Wolfram Mallebrein (Tübingen), hat nur 10 Tote in Erinnerung. Es kann sich auch um keine SS-Einheit gehandelt haben. Den Transport auf den Hochobir führten ältere, schlecht ausgebildete Landesschützen mit ihren Tragtieren durch, die sich meistens völlig unfeldmäßig verhielten. Mallebrein erinnert sich, daß er einmal eine Kolonne antraf, die dicht aufgeschlossen marschierte, obwohl sie jede Minute mit einem Feuerüberfall rechnen mußte. Er machte sie darauf aufmerksam. Von Tragtier zu Tragtier sollten mindestens 15 Schritt Abstand sein. Aber das Auseinanderziehen gefiel ihnen nicht, sie blieben dicht beisammen.

Die Episode ist charakteristisch. Sie wirft ein Licht auf die Tatsache, daß vor dem Eintreffen des Polizeiregiments 13 die Titopartisanen in Kärnten leichtes Spiel hatten. Sie hatten es nur mit Landwacht, mit Gendarmen und den Einheiten der Division z b V 438 zu tun, die aus älteren sehr schlecht ausgebildeten Landesschützen bestand, deren Kampfwert minimal war. Die Befehle dieser Division, die erhalten sind, spiegeln wiederholt den Ärger des Divisionskommandeurs über das haarsträubende Verhalten der unterstellten Einheiten wider.

Die Mißachtung aller Regeln des Partisanenkampfes sind der sorglos geschlossen aufsteigenden Landesschützeneinheit auch auf dem Potschulasattel zum Verhängnis geworden.

Am Sattel steht heute eine Kapelle, aber sie hat mit dem Ereignis am 20. Juli 1944 nichts zu tun.

Aber wären hier Partisanen gefallen, stünde hier ein mächtiges Denkmal.

An den Tod der Wehrmachtsangehörigen erinnert auf einsamer Höhe kein Kreuz, kein Stein.

Nach dem Debakel am Potschulasattel wurde der Beobachtungspunkt auf dem Gipfel aufgelassen. Die Partisanen zündeten das Rainer Schutzhaus an, das 40 Menschen Unterkunft bot. 1947 steckten ihre Nachfahren die „Hann-Wetterwarte“ in Brand, die erste Wetterwarte Österreichs.

An den Ruinen kündet keine Tafel davon, daß die Zerstörung das Werk der Titopartisanen war.

Unheil auf der Saualpe

Im Frühjahr 1944 entschloß sich der Hauptstab der OF Sloweniens, den Partisanenkrieg weiter nach Norden zu tragen. Ein Trupp von 15 Mann ging südlich Ludmannsdorf über die Drau.

Ein ähnliches Detachement setzte sich auf der Saualpe fest und blieb ohne Verbindung mit dem Hauptstab.

Erst im Oktober 1944, als der Schatten des Untergangs des „Dritten Reiches" schon über Europa lag, wagte es die Partisanenführung, ein Bataillon von 70 Mann Stärke auf die Saualpe zu entsenden. Es sollte dort die nördlichste Grenze „Slowenisch-Kärntens" besetzen.

Prušnik war mit dabei. Er jubelte: „Ich war unendlich froh, daß ich an unsere nördlichste Sprachgrenze gehen konnte, um die Befreiungsbewegung zu verbreiten."

Es war ohne Zweifel ein kühnes Unternehmen, vom Petzenmassiv aus über die Drau zu stoßen. Die zum Teil noch kampfungeübten Partisanen schienen vor allem vor dem Übersetzen über die Drau Angst gehabt zu haben.

Prušnik schreibt, man habe ihnen viel politischen Unterricht erteilt und ihnen Mut zugesprochen. „Trotz dieser Maßnahmen fehlten etwa 30 Mann, ehe wir die Drau erreichten. Die Angst vor der Drau hatte das ihre getan. Also verloren sie den Kontakt zum Bataillon, als es angegriffen wurde, und meldeten sich bei unseren Einheiten, die südlich der Drau operierten."

In Wirklichkeit war das Bataillon nie angegriffen worden. Unangefochten erreichten die Partisanen, die in der Nacht vom 14. auf 15. Oktober bei Schwabegg die Drau auf Schlauchbooten überquert hatten, die Saualmhänge. Sie hatten von der Petzen bis dorthin acht Tage gebraucht. Die Schlauchboote hatten britische Flieger abgeworfen.

Die Bewohner der weit verstreut liegenden Siedlungen auf der langgestreckten mächtigen Saualpe erhielten nun laufend unheimlichen, räuberischen Besuch. Den Partisanen schlossen sich Deserteure und entsprungene slowenische Kriegsgefangene an. Unter den Partisanen waren nur einzelne Kärntner Slowenen. Die Masse bestand aus Krainern und Kroaten. Ihre Zahl dürfte nie mehr als 100 betragen haben. Höchstens 15 davon waren Kärntner Slowenen.

Es ist bemerkenswert, daß die auf den Höfen arbeitenden französischen Kriegsgefangenen sich einhellig weigerten, sich den Partisanen anzuschließen. Mindestens zwei wurden deshalb von den Partisanen erschossen.

Die Banden erschienen nun einmal da, einmal dort, und raubten, was sie brauchen konnten. Ochsen und Schweine wurden geschlachtet, alles an Bekleidung wurde mitgenommen, auch Frauenkleider. Selbstverständlich knallten sie alles Wild ab, das ihnen vor die Rohre kam.

Die Partisanen wurden zur Landplage. Sie nahmen nur das Beste. Prušnik schreibt: „Überall, wo wir hinkamen, bewirteten sie uns. Eier, Hauswürste, Butter, Speck, Schweinernes, Honig war unser übliches Essen. Dazu tranken wir guten Kärntner Most."

„80 Prozent der Bevölkerung sympathisierten mit uns", behauptet Prušnik. Er zitiert in seinem Buch auch die Rede, die der Kommissar des Bataillons, Mitja, vor der Drauüberquerung auf dem Kömmelgupf vor den männlichen und weiblichen Partisanen gehalten hatte:

„Wir stehen vor einer wichtigen Aufgabe. Die kann nur eine Partisanenarmee erfüllen, deren Kern eine entschlossene Kommunistische Partei bildet. Wir gehen auf die Saualpe. Hier leben zwei Völker, das österreichische und das slowenische. Zwischen uns gibt es keinen Unterschied.

In uns müssen die Leute neue Soldaten sehen. Soldaten, die Brüderlichkeit und Liebe unter den Menschen verbreiten und nicht Soldaten wie jene Hitlers, die Blut und eingeäscherte Häuser hinter sich lassen. Wecken wir in den Menschen die Menschlichkeit, damit der Slowene ein Freund seines Nachbarn, des Österreichers, wird, und umgekehrt."

Das erste Opfer der „Liebe und Brüderlichkeit" verbreitenden Soldaten Titos war der Bauer Roman Kogler vulgo Groinig in St. Oswald, Gemeinde Eberstein.

Am 25. Oktober überfielen Partisanen seinen Hof, wo er mit seiner Frau und drei Kindern wohnte. Sie hielten dem Bauern vor, daß er ein Parteigenosse sei, fesselten ihn und nahmen ihn mit. Sein Haus wurde ausgeraubt. Alle vorhandenen Lebensmittel, alle brauchbaren Kleider wurden mitgenommen.

Seine Leiche wurde dann später von seinen Angehörigen in der Nähe des Hofes aufgefunden. Sie wies die Spuren schwerster Mißhandlungen auf.

Das war in St. Oswald, über 1000 m hoch, am Westhang der Saualm gelegen.

Das nächste Opfer suchten sich die Partisanen in der Nachbarsiedlung Mirnig. Dann holten sie sich eines in Hochfeistritz.

Das waren gezielte Aktionen zur Einschüchterung der schutzlosen Bergbauern. In jeder Ortschaft gab es zur Abschreckung eine Leiche. Es wurden dabei Greueltaten von bestialischer Grausamkeit verübt.

Am 13. November 1944 umzingelten Partisanen in Mirnig das einsam gelegene Haus des 46jährigen Bergbauern Karl Krenn, eines Vaters von sechs Kindern. Der Bergbauer war nichts sonst als ein kleiner Zellenleiter der NSDAP und war dennoch zur Hinrichtung bestimmt. Es war 23 Uhr. Die Familie schlief schon, als die Häscher Titos Einlaß begehrten.

Da die Tür nicht sofort geöffnet wurde, begannen sie, das Haustor einzurennen. Der anwesende älteste Sohn Johann sah vom Dachfenster die Partisanen,



Karl Krenn, das Urbild eines Kärntner Gebirgsbauern. Hingemordet von Partisanen.

schlich sich in Socken in den Keller und entkam, obwohl ihn die Posten entdeckten und nachfeuerten.

Johann schlug atemlos am Posten Eberstein Alarm, aber die paar Beamten sahen es als aussichtslos an, nachts noch die zwei Wegstunden zum überfallenen Hof aufzusteigen. Es wurde aus Klein St. Paul und aus Brückl Verstärkung angefordert. Bis sie nach zwei Stunden Marsch ans Ziel kam, es war vier Uhr früh, war das Unglück schon längst geschehen.

Die Männer der Gendarmerie fanden eine verzweifelte Familie vor. Die Bäuerin Mathilde Krenn, damals 40 Jahre alt, hielt ein acht Monate altes Kind in den Armen und war völlig verstört. Der Bauer war verschwunden.

Nachdem die Partisanen die Haustür eingerannt hatten, rissen sie die Frau an den Haaren von der Seite ihres Gatten und stießen ihn in die Küche. Von der Wohnstube aus mußte die Frau mit den Kindern nun miterleben, wie ihr Mann nebenan geschlagen wurde. Sie prügelten mit zerschlagenem Hausrat, dann schlugen sie mit dem Koppelzeug. Dann fanden die Plünderer irgendwo im Haus ein Hitlerbild. Das zerrissen sie und zwangen jetzt den Bauern, die Pappe zu essen.

Der Unglückliche würgte, in der Hoffnung, daß die Unmenschen mit ihm nur ein grausiges Spiel treiben wollten, Bissen auf Bissen hinunter. Man fand später kein Stückchen der Pappe mehr. Dazwischen wurde Karl Krenn immer wieder geschlagen.

Frau Mathilde Krenn warf sich dann verzweifelt gegen die Küchentür, aber die wurde von innen durch einen Posten zugehalten. Nach ungefähr zwei Stunden gab der Gefolterte kaum mehr Lebenszeichen von sich. Nach Mitternacht hörte man einen Schuß. Dann verließen die Partisanen das Haus.

Die Frau stürzte mit den Kindern in die Küche. Sie war leer. Der Rahmen des Hitlerbildes lag da, wilde Unordnung war überall, aber vom Bauern war keine Spur. Verzweifelt suchten sie ihn mit Kerzenlicht im Stadel, auf der Tenne, rund ums Haus.

Als es Tag wurde, kam die 14jährige Maria auf den Einfall, im Backofen nachzusehen. Da lag die zusammengekrümmte Leiche. Der Kopf, das Gesicht waren eine einzige blutige Masse. Das war kein Menschenantlitz mehr, das war nur ein Fleischklumpen. Der deformierte, blutige Mund war noch voll Pappe des Hitlerbildes. Im Nacken aber war der tödliche Einschuß zu sehen.

Die Zeugen jener Nacht leben noch. Frau Mathilde Krenn sagt nach fast 40 Jahren leise: „Die Wunde dieser Nacht heilt nie.“

Titos Halsabschneider in Hochfeistritz

Riesenglück hatte der Bauer Martin Schafer aus Hochfeistritz, dem romantischen Ort 1000 m hoch am Saualpenhang.

Am 11. Dezember 1944 waren plötzlich die Partisanen da, um ihn zu holen. Diesmal hatte ihr Nachrichtendienst versagt. Sie wußten nicht, daß der Bauer in Klagenfurt war. Also begnügten sie sich damit, das Haus auszurauben und alle Kleider und auch die letzten 50 RM der Familie wegzunehmen. Dann schlachteten sie ein 200 kg schweres Schwein.

Da führte das Verhängnis den Bauern Anton Strutzmann (53) vorbei. Er war beim Appell der Landwacht in Eberstein gewesen und kehrte nun mit seinem Pferd und dem für das Saualpengebiet typischen zweirädrigen Karren nach Hochfeistritz auf seinen Hof zurück.

Da der Weg beim Schafer vorbeiführte, lief er dort direkt dem Posten der Partisanen in die Hand.

„Stoj“, hieß es plötzlich aus der Dunkelheit. Strutzmann mußte wohl gewußt haben, daß ihm Schlimmes bevorstand.

Tatsächlich verhafteten ihn die Partisanen und brachten ihn zum Kommissar, der sich in der Stube gütlich tat. Strutzmann wurde verhört und durchsucht. Die Partisanen fanden in der Rocktasche seinen Parteiausweis. In der Manteltasche aber hatte er ein Bündel Propagandamaterial, das man ihm in Eberstein mitgegeben hatte. Dieser Fund war sein Todesurteil.

Die Partisanen wiesen die Familie Schafer aus dem Raum. Sie hörte dann von nebenan, wie die Partisanen schrien: „Friß, friß, friß!“



Anton Strutzmann, Vater von 9 Kindern, wurde auf sadistische Weise gemartert und dann abgeschlachtet. An seiner Grabstätte erinnert nichts an seinen Foltertod.

Strutzmann mußte Stück für Stück der Broschüren oder Flugschriften hinunterwürgen, die er bei sich gehabt hatte. Dabei hörte man ununterbrochen das Klatschen der Koppelriemen auf seinem Kopf. Dann ließ man offenbar von ihm ab, um nach einiger Zeit wieder mit furchtbaren Mißhandlungen zu beginnen.

Schließlich ließ man den Bewußtlosen gefesselt in der Stube liegen, die über und über mit Blut besudelt war.

Als man die Hausleute aus der Stube ließ, erstarrten sie beim Anblick des Bewußtlosen. Der Kopf war dick geschwollen, der Mund eine blutige Masse, und ein Auge hing dem Bauern weit aus der Augenhöhle.

Von 20 Uhr bis gegen 1 Uhr früh hielten sich die Partisanen im Hause auf, dann verlangten sie ein großes Schlachtmesser. Um 1.30 Uhr früh prügelten die Partisanen den Bewußtlosen wieder wach und zwangen den kaum bewegungsfähigen, lebenden Leichnam wieder auf die Beine. Er kroch mehr aus dem Hause, als er ging.

Was nun in der Winternacht geschah, hat keine Zeugen, es läßt sich nur mehr aus späteren Funden rekonstruieren.

Strutzmann blieb verschollen. Weihnachten verging. Viel Schnee fiel. Dadurch wurde jede Suche sinnlos.

Aber im Jänner 1945 wurde eine Treibjagd auf Hirsche durchgeführt, und dabei stieß ein Treiber in der Nähe des Anwesens Brodam auf die verschneite

Leiche Strutzmanns. Die Partisanen hatten ihm in der Mordnacht in der Nähe des Gehöftes Brodam mit dem mitgebrachten Schlachtmesser den Hals durchgeschnitten und die Leiche dann in einen Abgrund gestürzt.

Eine Zeugin erinnert sich an die Mordnacht: „Die Gendarmerie kam am nächsten Tag. Die Partisanen, bei denen sich auch zwei Frauen befunden hatten, hinterließen im Schnee eine tiefe Trampelspur. Aber die paar Mann Polizei wußten, eine Verfolgung würde sinnlos sein."

In der Stube des Bauern Schafer bot sich damals den Ankömmlingen ein furchtbarer Anblick. Blutlachen am Boden, Blutspritzer an den Wänden, Büschel von Haaren lagen herum. Und im Blut: ausgeschlagene Zähne. Genau neun, zählte ein Polizist.

Strutzmann hinterließ eine Frau und drei unversorgte Kinder. Seine Frau lebt noch. Und auch die älteste Ohren- und Augenzeugin jener Schreckensnacht ist noch am Leben. Sie ist über 80 Jahre alt, aber sie möchte ihren Namen nicht genannt haben.

„Sie könnten noch einmal kommen", sagt sie. „Ich habe Angst."

Die „Vogelscheuche" war eine Leiche

Frau Sophie Strutzmann, die Witwe des Ermordeten, war damals 30 Jahre alt. Sie lebt heute in St. Walburgen im Görtschitztal. Den Hof am Berg bewirtschaftet ein Sohn.

Sie erinnert sich, daß ihr Mann an jenem Tag in Eberstein war und versprochen hatte, ganz früh nach Haus zu kommen, noch vor Einbruch der Dunkelheit. Als er nicht kam, und Stunde um Stunde verrann, erfaßte sie wilde Angst.

„Wir hatten immer Angst vor den Partisanen", sagte sie. „Dreimal waren sie schon auf dem Hof, nahmen mit, was sie brauchten, und schlachteten ein Schwein. Nur das letzte Mal war bei diesen ‚Besuchen' mein Mann daheim. Ein Partisane radebrechte, als er bei der Tür hereinkam, ironisch: ‚Banditen sind da.'

Mein Mann sagte: ‚Nein, nicht Banditen, Partisanen!' Vielleicht haben sie ihn deshalb nicht mitgenommen. Als sie gingen, lag sogar ein 100-RM-Schein auf dem Tisch. Das war nur eine symbolische Bezahlung, aber immerhin, es war eine.

Mit dieser Erinnerung suchte ich mich zu beruhigen: Die Partisanen hatten nichts gegen meinen Mann. Als die Nacht vorbei war, eilte ich hinunter zur Kirche. Niemand wollte mir sagen, was in der Nacht geschehen war. Verzweifelt suchte ich die folgenden Tage nach meinem Mann, dabei kam ich auch zu den Felsen nächst dem Brodamhof. Bei einem Haar wäre ich dort auf den vereisten Felsen ausgerutscht und abgestürzt.



Der ehemalige Gasthof Schafer in Hochfeistritz. Heute bewirtschaftet das Anwesen ein junges Paar aus dem Burgenland, das nichts mehr von der traurigen Geschichte dieses Hauses weiß. In diesen Mauern wurde Anton Strutzmann gefoltert.

Ich fand die Leiche nicht, und doch hatten zwei Nachbarn den Toten gesehen. Aber sie hielten die halb vom Schnee verdeckte Gestalt mit den grotesk verrenkten Gliedern für eine Vogelscheuche.

Als die gräßlich zugerichtete Leiche dann wirklich gefunden wurde, hielt man mich gnädig von ihr fern. Erst später erfuhr ich, daß ein umgestürzter Baum meinen Mann mit seinem Fuhrwerk so lange aufgehalten hatte, daß er in die Dunkelheit kam. Hätte er den Gasthof Schafer bei Tageslicht passiert, ehe die Partisanen kamen, könnte er vielleicht noch leben. Die Flugschriften in seinem Überrock, die ihm schon vor Tagen der Lehrer aufgedrängt hatte, hatte er im Rock vergessen. Sie wurden ihm dann zum Verhängnis. Er wurde im Jänner begraben. An seinem 54. Geburtstag."

Dreimal warfen die Briten über der Saualpe Waffen und Versorgungsgüter ab und dreimal landeten ihre Fallschirme mit dem kostbaren Gut bei den Deutschen.

Umso grimmiger raubten die Partisanen die einsamen Höfe auf der Saualm aus.

Weit hinaus schaut man vom kleinen Lucknerhof in Grafenbach ins Jauntal und hinüber zu den Karawanken und den Steiner Alpen. Johann Slamanig, der 47 Jahre alte Ortsbauernführer der kleinen Bergbauernsiedlung, lebte dort mit seiner Frau und acht Kindern. Der Älteste war bereits gefallen.

Die Partisanen hatten Slamanig 1944 im Herbst schon einmal heimgesucht. Johann Slamanig jun. war damals 16 Jahre alt: „Sie nahmen uns alles, sogar die Kinderwäsche. Kein Löffel blieb im Haus. Noch nachts mußten wir ihnen Kartoffel aus dem Acker graben. ‚Diesmal erschießen wir dich noch nicht', sagten sie zum Vater, ‚diesmal erschießen wir nur ein Schwein.'

Mit dem zogen sie dann ab."

Am 15. April 1945 kamen sie wieder. Leni Ladinig, eine Tochter des Lucknerhofbauern, war damals erst sieben Jahre alt, aber die Bilder der Nacht haben sich unauslöschlich in ihr Gedächtnis gegraben.



Johann Slamanig in Grafenbach. Auf seinem und dem Grabstein seines gefallenen Sohnes stehen die schlichten Worte: „Sie gaben ihr Leben für die Heimat."

„Wir hatten gerade den Rosenkranz gebetet. Der Vater war sehr fromm. Er saß am Tisch und hatte den Kopf in seine Hände vergraben. Vielleicht betete er. Tief versunken saß er da. Plötzlich rumpelten die Partisanen in die Stube und forderten Vater zum Mitkommen auf. Sie wollten ihm einen Sack voll Mehl auf die Schultern laden, der in der Küche gelegen hatte. Vater sagte: ‚Ich geh nicht. Wenn ihr mich umbringen wollt, müßt ihr es hier tun.‘

Wir alle mußten uns nun in der Stube in einer Reihe aufstellen. Alle sieben Kinder, das kleinste war drei Jahre alt, und ein Kind trug Mutter noch unter dem Herzen.

Als wir da standen, schwenkte ein Partisane die Maschinenpistole, die er im Anschlag hatte, und sagte auf Deutsch: ‚Ich werde euch jetzt erschießen.‘



In diesem alten Bauernhaus in Grafenbach wurde Johann Slamanig, Vater von neun Kindern, von Partisanen vor den Augen seiner Familie ermordet. Das Haus war neu aufgebaut, nachdem es am 10. Oktober 1920 von „Unbekannten“ in Brand gesteckt worden war, während die Bewohner des Hauses in Diex bei der Volksabstimmung waren.

Jäh umringten wir alle, die Mutter und die Geschwister, wie schutzsuchend den Vater, und der Partisane mit der Maschinenpistole ging wieder hinaus. Herein kam nun ein ganz junger Bursche mit einer Pistole. Die richtete er auf Vaters Kopf und schoß zweimal. Der Vater brach zusammen. Instinktiv wollte er unter dem Bett Schutz suchen, neben dem er niedergebrochen war. Der Partisane ließ ihn gewähren, drängte uns dann zur Seite, ließ sich auf ein Knie nieder und schoß wieder auf den Schwerverwundeten unter dem Bett.

Dann gingen die Eindringlinge. Sie hielten ihr Opfer für tot. Vorher hatten sie alle Telefonleitungen von Diex nach Völkermarkt zerschnitten.

Unser Vater lebte aber immer noch. Eine Kugel hatte den Hals durchschlagen, eine steckte im Hals. Aber ein Bauchschuß war wahrscheinlich tödlich. Trotzdem holten wir Hilfe. Ein Nachbar spannte ein. Aber der Schwerverletzte vertrug die vier Kilometer auf dem rüttelnden Wagen nicht, denn dort, wo heute eine breite Asphaltstraße Diex mit Grafenbach verbindet, war damals nur ein Feldweg.

Nachbarn trugen den Todwunden bis Diex. Von dort fuhr wieder ein mutiger Mann mit einem Fahrrad die 14 Kilometer bis Völkermarkt. Es wurde Morgen, bis ein Rettungswagen kam und Johann Slamanig ins Lazarett nach Maria Saal brachte. Um 9 Uhr war er tot."

Um dem Vater ein Sterbegewand anziehen zu können, mußten Nachbarn aushelfen, denn die Partisanen hatten der Familie alles genommen, was nicht niet- und nagelfest war.

Die Familie litt in den Nachkriegsjahren bitterste Not. Über jene aber, die an ihrem Unglück Schuld trugen, schüttete der Staat sein Füllhorn aus.

Den Hof bewirtschaftet heute Johann Slamanig junior. Am wallumgürteten Friedhof an der Wehrkirche von Grafenbach, die weit hinüber zur Grenze schaut, liegt das Grab Johann Slamanig sen. Unter seinem Bild und dem des gefallenen Sohnes stehen die schlichten Worte: „Sie gaben ihr Leben für die Heimat."

Der Melder aus Diex

Es gab selten Züge von Menschlichkeit im Partisanenkrieg.

Otto Slamanig vulgo Pribernig in Diex erzählt: „Mein Vater war Ortsgruppenleiter. Die Partisanen wollten ihn zwar einmal holen, aber da er nicht daheim war, begnügten sich die ungebetenen Besucher, die Botschaft zu hinterlassen, der Vater solle zur Mühle kommen. Die Partisanen würden dort auf ihn warten.

Der Vater ging später wirklich hin, aber es waren keine Partisanen da."

Otto Slamanig glaubt, daß man seinen Vater ungeschoren ließ, weil er sich

entschlossen der Aussiedlungsaktion widersetzt hatte. Aus Diex wurde kein Slowene ausgesiedelt.

Das Wohlwollen der Partisanen kam scheinbar auch dem 16jährigen Sohn Theodor zugute. Frau Ilse Kolloros war vor dem Krieg seine Lehrerin und erinnert sich: „Das war ein umgemein liebes Büblein, freundlich, offen und hilfsbereit."

Dieses „Büblein" war dann im Krieg dazu ausersehen, als Melder die Dienstpost zwischen Diex und Grafenbach zu befördern. In Diex saß die Polizei, in Grafenbach die Landwacht. Man wollte dem Melder eine Maschinenpistole und eine Handgranate verpassen, aber der Bub wollte davon nichts wissen. In Zivil und unbewaffnet fühlte er sich sicherer. Mit Recht.

Zweimal erwischten ihn die Partisanen. Das einemal hatte er die Post schon abgegeben. Das andere Mal aber nahmen sie ihm die Dienstpost weg, aber er kam mit ein paar Ohrfeigen davon. Das konnte er noch vertragen.

Aber er entkam den Partisanen dennoch nicht. Anfang 1945 rückte Theodor ein, und am 5. Mai 1945 schon wurde er mit einem Oberschenkelschuß im Raume Triest in ein Lazarett eingeliefert. Beim Rückzug der Deutschen gossen die Partisanen dann Benzin in die Räume des Lazarettes. Wer von den Verwundeten nicht flüchten konnte, kam in den Flammen auf grauenhafte Weise um.

Unter den verbrannten Leichen war auch der blutjunge Melder aus Diex.

Leichenfledderer auf der Saualm

Ein schreckliches Schicksal widerfuhr am 10. November 1944 dem 32jährigen Buchhalter Hubert Jamnig aus Obertrixen. Er war bei Kriegsbeginn an Tuberkulose erkrankt und deshalb wehrunfähig geworden. An jenem Tag aber sollte er im Auftrag eines Volkssturmkommandanten an Volkssturmleute im Gebiet von Weißenbach einen Befehl überbringen.

Er brach um fünf Uhr auf und kam nie mehr zurück.

Erst zehn Tage später fand man seine Leiche in der Streusiedlung Bösenort nördlich von Obertrixen. Die Leiche wies Spuren grauenhafter Mißhandlungen auf. Partisanen oder ihre weiblichen „Mitkämpfer" hatten dem Gefangenen die Geschlechtsteile abgeschnitten. Um den Hals trug er noch die Drahtschlinge.

Die Leiche war bis auf das Hemd ausgeraubt worden. Der Tote war fast nackt. Selbst die Unterhosen hatte man ihm ausgezogen. Selbstverständlich auch die kostbaren finnischen Schuhe, die sein Bruder, der Gebirgsjäger Hans Jamnig, im hohen Norden bei finnischen Kameraden gegen Tabak eingetauscht hatte. Fort war die Armbanduhr, die Brieftasche mit Geld.

Die Leichenfledderer gehörten einer Partisanengruppe an, die an diesem Tag über Weißenberg zur Saualm aufgestiegen war. Ihr Weg steht fest und die Einheit auch. Man hätte die Täter leicht ermitteln können.

Dennoch: Hans Jamnig, der Bruder des Ermordeten, erklärt heute: „Wir hegen keine Rachegefühle."

Überfall auf Wieting

Die tödlichen Hausbesuche gingen im allgemeinen nach einem Schema vor sich. Die Partisanen kamen und nahmen ihr Opfer mit sich oder sie brachten es an Ort und Stelle um. In der Regel war mit der Hinrichtung auch die totale Ausplünderung des Hauses verbunden, in dem die Opfer gelebt hatten.

Ganz anders verlief die Ermordung des Kaufmannes Hans Groier in Wieting.

Seine Tochter, Frau Margarethe Nußhold, erinnert sich: „Es war am 2. November 1944. Es lag damals schon etwas Unheimliches in der Luft. Überall fürchtete man einen Partisanenüberfall. Ich befand mich mit den Eltern und zwei Angestellten im Geschäft, da setzte plötzlich gegen 18 Uhr Maschinengewehrfeuer ein. Wem es galt, merkten wir, als die Garben gegen die Hauswände klatschten und die Schaufenster klirrend in Scherben gingen."

Wie Frau Nusshold weiter berichtet, hielt das Feuer eine Zeitlang an, und ihr Vater, der alte, kampferprobte Siebener-Feldwebel vom Isonzo und vom Grappa, wußte, daß das die Sturmvorbereitung war und daß der Angriff ihm gelten würde.

Er machte sich zum Ausbruch fertig. Er wollte zum Werk Wieting, um Hilfe zu holen, denn eine Telefonverbindung zur Gendarmerie kam nicht mehr zustande. Die Postvermittlung versagte. Die Frauen beschworen ihn zu bleiben. Aber er sagte: „Ihr seid mit mir gefährdeter als ohne mich."

Er öffnete das Gitter vor dem Eingang, und wir sahen ihn die Straße zur Kirche hinunterlaufen und hinter der Kirche verschwinden.

Schon glaubten wir ihn in Sicherheit. Das Feuer hatte aufgehört. Dann kam ein Mann und klopfte: „Dem Vater ist etwas passiert."

Bei der Kirche muß er den Partisanen in den Weg gelaufen sein. Mit einem Genickschuß und vier Schüssen im Rücken lebte er noch, hauchte aber kurze Zeit später sein Leben aus. Mit ihm kamen zwei versehrte Wehrmachtsangehörige beim Feuerüberfall auf das Gasthaus König ums Leben. Zwei wurden schwer verletzt.

Das war die einzige Tat der angeblichen „Befreiungsbewegung" im Görtschitztal.

Zu einer Aktion gegen die kriegswirtschaftlich wichtige Erzbahn aus Hüttenberg kam es nie. Die Kritik an dieser Zurückhaltung der Partisanen sollte dem britischen Verbindungsoffizier auf der Saualm das Leben kosten.

Genickschuß für Bundesgenossen

Der britische Verbindungsoffizier Cuhasec auf der Saualpe hieß eigentlich anders. Aber sein Deckname war „Major Cuhasec". Er war im Frühjahr 1944 über dem Mießtal abgesprungen und mit den Partisanengruppen über die Drau gegangen, die sich dann im Herbst 1944 auf der Saualpe festsetzten. Er hatte einen Funker und ein Funkgerät mit und stand mit seiner vorgesetzten Dienststelle in Italien in ständiger Funkverbindung.

Den Deutschen war es aber im Herbst 1944 gelungen, die britischen Funksprüche von der Saualpe zu entschlüsseln. Merkwürdiges hörten sie da.

Der Brite beklagte sich bitter über die Führung der Partisanen. Sie würden gegen jedes Kriegsrecht handeln. Vieh und Lebensmittel ohne Requirierungsscheine beschlagnahmen, in den Bauernhöfen Liquidierungen durchführen und keinerlei militärische Aktivitäten entfalten. Die Partisanen würden sich unter Hinweis auf ihre militärische Schwäche weigern, die Erzbahn von Hüttenberg nach Brückl anzugreifen und zu unterbrechen; es sei ihm auch nicht möglich gewesen, die Partisanen zu nachhaltigen Aktionen gegen den Glimmerbergbau zu bewegen.

Diese Angaben machten Gestapobeamte nach dem Mai 1945 der österreichischen Exekutive. Sie erinnerten sich, daß der britische Major mit dem Decknamen „Cuhasec" unter Hinweis auf die unleidliche Zusammenarbeit und seinen Gesundheitszustand gebeten hatte, ihn abzulösen und ihm einen entsprechenden schriftlichen Befehl zu übermitteln.

Aber dazu kam es nicht mehr.

Denn von Weihnachten 1944 an schwieg der Sender auf der Saualpe. Und von Weihnachten 1944 an haben die Bauern in Preiling den ab und zu auftauchenden Offizier in einer britischen Uniform ohne Rangabzeichen nicht mehr gesehen.

Als die Briten in Kärnten einrückten, müssen sie sich wohl um das Schicksal des verschollenen Offiziers gekümmert haben. Sie hatten sehr bald drei Personen ermittelt, die mit dem Briten ständigen Kontakt gehabt hatten.

Zwei waren Jugoslawen. Einer aber hieß Karl Prušnik. Die Partisanen behaupteten, Cuhasec sei im Kampf mit deutscher Polizei gefallen.

Die Briten wollten das Grab sehen. Die Partisanen zeigten ihnen eines. Aber das Skelett war höchstens 162 cm groß. Der Brite aber war ein Hüne gewesen, 1,92 m.

Die Briten ließen alle Partisanengräber exhumieren. Cuhasec wurde nicht gefunden.

Inzwischen hatten die Briten auch die österreichischen Sicherheitsbehörden eingeschaltet und zur Mithilfe herangezogen. Prušnik blieb bei seiner Behauptung, daß Cuhasec im Kampf gefallen sei.

Die Briten hatten inzwischen herausgebracht, daß Cuhasec zuletzt gesehen worden war, als er von Partisanen zu einer Besprechung in der Bärenschlucht abgeholt worden war. Diese Aussage war einer ehemaligen Krankenschwester der Partisanen aus Vellach entschlüpft. Aber der Verschollene wurde nicht gefunden.

Erst im Jahre 1950 fanden die beiden Jäger Josef Gassinger und Andreas Robitsch unter einem Felsen versteckt ein Skelett. Eine große Kommission fand sich auf der Saualpe ein: britische Offiziere, österreichische Beamte, ein Vertreter der britischen Botschaft in Wien und die Mutter des Ermordeten. An der Zahnbildung, an Stoffresten, an der Größe des 192 cm langen Skeletts wurden einwandfrei die sterblichen Überreste des Majors Cuhasec erkannt.

Die Leiche wies einen Schuß durch den Hals und einen Genickschuß auf.

Die Frage, wie der unbequeme Mahner ums Leben kam, wurde nie geklärt.

Überlistete Partisanen

Merkwürdigerweise gab es im Gebiet um Greutschach, wo die Partisanen fast unumschränkt hausten, keine Mordfälle.

Über die Lage in diesem Gebiet gibt Frau Anna Melcher (Ferlach) ein interessantes Stimmungsbild.

„Greutschach liegt 1049 m hoch und war zur damaligen Zeit nur zu Fuß oder vom Tal aus mit einem Pferdefuhrwerk erreichbar. Bis nach Griffen sind es gut zehn Kilometer. In diesem Gebiet hausten die Partisanen fast unbeschränkt. Ober dem Kavan-Kreuz, ca. eine Dreiviertelstunde von Greutschach entfernt, befanden sich drei Partisanenbunker. Jeder Einwohner der Gegend wußte davon, aber alle schwiegen. Aus Angst. Es gab nur wenige Bauern, die mit den Partisanen sympathisierten. Noch lange nach dem Krieg stöberten wir Kinder in den Resten, die noch umherlagen, Geschirr, Gewehrteile und eine Unmenge von Knochen.

Kein Haus dieser Gegend blieb vor den Plünderungen der Partisanen verschont. Meine Tante Maria Magnet vlg. Priesinger in Untergreutschach wurde besonders oft heimgesucht. Sie wohnte allein mit ihrer Tochter am Hofe meiner Großeltern, der sehr abgelegen war. Sie besaß eine Kuh, ein paar Schweine und einige Hühner. Die Partisanen kamen oft mehrmals täglich. Sie kamen in Gruppen zu acht, zehn, fünfzehn oder zwanzig Mann, schwer bewaffnet und

sehr brutal. Mindestens zwei Mann standen immer schußbereit mit dem Gewehr in Anschlag. Sie stöberten in Kästen, Laden, in der Speisekammer und nahmen alles Brauchbare mit. Meistens wurden die Beraubten auch noch aufgefordert, ihnen ein warmes Essen zuzubereiten. Es gab Knödel oder Sterz mit Milch. Hatte die Tante nichts, wurde die Kuh im Stall selbst gemolken, die Eier tranken sie roh von den Nestern. So hatte die Tante trotz der Kuh und der Hühner nie Milch und nie Eier.

Einmal nachts standen über dreißig Partisanen vor der Tür. Meine Tante fing an zu weinen und sagte, sie habe nicht einen Löffel Fett noch einen Staub Mehl. Da stießen sie die Frau mit dem Gewehrkolben zur Seite. Einige gingen ins Haus, einige in den Stall und molken die Kuh und suchten nach den Hühnernestern. Ein paar Mann wurden weggeschickt. Einige Zeit später kamen sie wieder mit einem großen Fettopf, einem Sack Mehl und etlichen Flaschen Schnaps.

Bis zum Morgengrauen mußte meine Tante sie mit dem Mitgebrachten versorgen, und besoffen verließen sie dann das Haus.

Beim Sauerschnigg vlg. Jameinig gab es am Dachboden, wie damals bei den Bauern üblich, meterlange Getreidekisten, für jede Sorte extra eine. Diese Kisten aber waren nicht mit Getreide gefüllt, sondern dienten als Schlafstätte oder als spontane Zufluchtstätte für die Partisanen. Oft wurde der Hof auch in der Nacht überraschend von deutscher Seite kontrolliert. Dann flüchteten die Partisanen auf den Dachboden. Es wurde einfach der Deckel der Kisten zugemacht, und niemand ahnte, daß diese nicht mit Getreide gefüllt waren, sondern daß Partisanen darin lagen.

Mein Bruder Andreas Magnet war Soldat und auf Urlaub zu Hause. Als er wieder einrückte, begleitete ihn meine Mutter um 4 Uhr in der Früh nach Griffen. Der Weg führte durch einen tiefen Wald — Vrda genannt. Plötzlich hieß es ‚Stoj'. Im Nu waren sie von zahlreichen Partisanen umringt, und Dutzende Gewehre waren auf sie gerichtet. Mein Bruder trug zum Glück Zivilkleidung. Er wurde aufgefordert, sich den Partisanen anzuschließen. Er sagte aber, er müsse ins Krankenhaus nach Klagenfurt; er sei schwer lungenkrank. Wenn er aus dem Krankenhaus komme, werde er sich gerne den Partisanen anschließen. Nach einigem Hin und Her durften sie tatsächlich weitergehen.

Eines Tages war mein Bruder wieder auf ein paar Tage zu Hause und sollte wieder einrücken. Er schlief in der ebenerdig gelegenen Küche. Er schlief in voller Uniform. Um etwa ½4 Uhr früh stürzte die Mutter in die Küche und rief: ‚Mein Gott, Andre, die Partisanen kommen!' Andre zog sofort die Uniformbluse aus, öffnete das gegenüberliegende Küchenfenster und warf die Bluse in weitem Bogen hinaus.

Dann sprang er ins Bett — mit voller Montur samt Schuhen. Die Mutter machte schnell einen Wickel um den Kopf. Schon waren die Partisanen in der

Küche. Die Mutter sagte, ihr Sohn sei schwer krank und sei kaum ansprechbar. Er habe hohes Fieber und der Arzt sei schon verständigt, er müßte jeden Augenblick kommen. Da nahmen die Partisanen Reißaus.

Als der Krieg zu Ende war, wurde Greutschach zum Sammelpunkt der Partisanen. Sie kamen mit Fahnen aus dem gesamten Saualpengebiet und sammelten sich auf dem Turnplatz der Volksschule. Von dort aus gingen sie nochmals zu den Bauernhöfen und forderten für die ‚Befreiung' eine Spende. Sie waren wild, schlugen um sich und zertrümmerten oft sinnlos Geschirr, das am Tische stand. Jeder, der nur die kleinste Bewegung machte, wurde mit dem Erschießen bedroht."

Ganz wenige Partisanen hatten fast ein Jahr lang die Bewohner der Saualpe in Angst versetzt. Ihr Stand wechselte ständig. Im April befanden sich 72 Partisanen in diesem Gebiet. Nur 15 von ihnen waren Kärntner Slowenen. Auch von den 84 in St. Ruprecht bei Völkermarkt begrabenen Partisanen und deren Sympathisanten sind nur zwei Slowenen aus Kärnten. Es waren Kämpfer unter den Partisanen, aber auch kriminelle Elemente. Die Bauern atmeten auf, als die Briten sie im Mai 1945 von den „Befreiern" befreiten.

Das Drama am Spitzbauerhof

Der Spitzbauer liegt bei Pölling, heute Gemeinde St. Andrä, hoch auf den Hügeln der Saualm, die auf das Lavanttal herunterschauen.

Das Drama, das sich dort im Oktober 1944 ereignete, ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Es war — soweit bekannt — der einzige Fall, wo Partisanen in Kärnten Geiseln nahmen, die dann unschuldig ums Leben kamen. Es war — soweit bekannt — der einzige Fall, bei dem Partisanen einen deutschen Parlamentär erschossen. Es war schließlich der einzige Fall, der fast 30 Jahre später Anlaß dazu bot, daß ein Partisanendenkmal nicht gesprengt, sondern ganz legal beseitigt wurde.

Berichte über das Ereignis waren dann ein Musterbeispiel dafür, wie eine falsche Darstellung in die Zeitgeschichte eingehen kann. Prušnik schreibt über das Blutbad beim Spitzbauer:

„Der Bauer, ein Österreicher, gehörte zu den eifrigsten Mitarbeitern der Partisanen. Oft hielten sich unsere Einheiten bei ihm auf. Am 17. Oktober lagerte in seinem Haus wieder eine Partisanengruppe und ungefähr vierzig polnische und österreichische Arbeiter des Glimmerbergwerkes St. Leonhard. Kurz zuvor hatte nämlich Bojs Einheit die Besatzung des Bergwerkes entwaffnet; die Arbeiter hatten sich den Partisanen angeschlossen, waren aber noch unbewaffnet. Beim Spitzbauer rasteten sie. Jemand meldete der Polizei, daß sich beim Spitzbauer Partisanen aufhielten, und gegen vier Uhr nachmittags

begann die Polizei den Hof zu umstellen. Die Partisanenwachen waren im Wald oberhalb des Hauses postiert, dem übergroßen Druck konnten sie aber nicht standhalten. Schon richtete der Feind seinen Geschoßhagel auf Haus und Scheune. Er schoß mit Zündmunition.

Die Scheune stand bereits in Flammen, bald darauf das ganze Haus. Der Großteil der Partisanen konnte sich noch rechtzeitig in die Schlucht unter dem Haus zurückziehen, die unerfahrenen Arbeiter aber, die sich freiwillig den Partisanen angeschlossen hatten, irrten auf der Lichtung vor dem Haus hin und her, ebenso die Hausbewohner. Diese Unbewaffneten wurden von der Polizei rücksichtslos niedergemäht.

Dem Besitzer Spitzbauer und seiner Frau gelang die Rettung, indem sie in den Graben flüchteten. Der Großvater, eine Verwandte des Besitzers aus Wien mit ihrer zweijährigen Tochter, zwei Frauen aus der Nachbarschaft sowie eine Polin, die dort beschäftigt war, wurden getötet. Neben diesen fielen auch an die dreißig Mann, großteils polnische Arbeiter aus dem Glimmerbergwerk. Zwei wurden gefangengenommen und nach Dravograd gebracht, wo man sie hängte.

Der Schauplatz sah schrecklich aus: verrußte Ruinen, dazwischen Leichen. Die Kinderleiche wies zwölf Treffer auf. Alle Wunden waren fürchterlich, denn die Deutschen hatten mit Dum-Dum-Munition geschossen.

Mit diesem Erfolg brüsteten sich die Polizisten maßlos. Sie sprachen und schrieben, sie hätten eine komplette Partisaneneinheit vernichtet. In Wahrheit hatten sie jedoch eine österreichische Familie und großteils unbewaffnete Arbeiter umgebracht."

Vielleicht wäre diese Darstellung, die Wesentliches verschweigt, unwidersprochen geblieben, wenn Karl Prušnik nicht eines Tages im Jahre 1971 mit drei Begleitern in Lamm aufgetaucht wäre und am Friedhof ein großes Kreuz mit einer Holztafel aufgestellt hätte. Auf dieser stand: „Den Opfern des Faschismus: Alois Zirnig, Margarethe Knabl, Maria Gelemi 17. 10. 1944." Kurze Zeit später wurden Lorbeerkränze niedergelegt, einer vom Partisanenverband, einer vom jugoslawischen Konsulat.

Aber Prušnik hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Er hatte es unterlassen, das Einvernehmen mit dem zuständigen Pfarramt herzustellen. Vor allem aber hatte die Errichtung des „Denkmales" und die Kranzniederlegung in der Bevölkerung von Lamm offene Ablehnung ausgelöst. Ein Sohn der auf der Tafel aufscheinenden Margarethe Knabl, der am 30. Oktober 1971 das Grab seiner Mutter besuchte, rief empört: „Meine Mutter war doch keine Partisanin!"

Nein, sie war keine. Und auch die anderen sieben Leidtragenden des Spitzbauern-Massakers waren keine Opfer des Faschismus, sie waren Opfer der Partisanen, Geiseln, die ins Feuer kamen.

Weil Kirchenrat und Gläubige die Beseitigung des Kreuzes verlangten, wurde es vom Pfarrer Lackner entfernt und im Friedhofsgebäude von Lamm versperrt aufbewahrt. Dort steht es noch heute zur Abholung bereit.

Was aber war auf dem Spitzbauerhof wirklich geschehen? Aus den Aussagen der Überlebenden ergibt sich ein klares Bild.

Am 16. Oktober 1944 nachts nach dem Überfall auf das Glimmerbergwerk tauchten auf dem Einschichthof in der damaligen Gemeinde Pustritz eine große Zahl von bewaffneten Partisanen und unbewaffneten Russen auf und richteten sich dort häuslich ein. Es gehörte zu den Vorsichtsmaßnahmen der Partisanen, bei „Hausbesuchen" jeden in Gewahrsam zu nehmen, der Zeuge ihrer Aktionen wurde.

Nun war der Spitzbauer ein Korbmacher und Faßbinder, und an diesem Tag wollte es der Zufall, daß Nachbarsfrauen aus der weiteren Umgebung aus verschiedenen Gründen zum Spitzbauer unterwegs waren. Die Posten der Partisanen fingen alle ab, die zum Hof wollten oder dort vorbeigingen. Sie sperrten die Frauen in den Keller und in die Küche. Samt dem alten Spitzbauer waren sechs meist junge Frauen und drei Kinder, elf, zehn und zwei Jahre alt, als Geiseln im Haus.

Die Tochter des alten Spitzbauer, die mit dem „jungen Spitzbauer" namens Wulz verheiratet war, erkannte die Gefahr. Sie bat die Partisanen, sich doch um Gottes Willen nicht zum längeren Verbleib einzurichten. Das Fehlen der Nachbarsleute müsse doch auffallen. Dann werden die Deutschen kommen und es werde geschossen werden.

Die Partisanen blieben stur. Obwohl die jungen Spitzbauerleute als Sympathisanten der Partisanen galten, wurde das Haus total ausgeraubt.

Der Kommandant der Partisanen muß wohl nicht der Klügste gewesen sein. Er hätte sich auch ohne das Flehen der Bäuerin sagen müssen, daß das nächtliche Ausbleiben der verhafteten Frauen auf den Einschichthöfen Alarm auslösen mußte.

So war es auch. Der junge Spitzbauer selbst lief ins Tal und meldete: „Frauen und Kinder in der Gewalt der Partisanen auf dem Spitzbauerhof!"

Das muß am Vormittag des 17. Oktober gewesen sein. Gegen 16 Uhr näherte sich eine Einsatzgruppe von Wehrmacht, Polizei und Hitlerjugend dem Spitzbauerhof.

Es war auf dem Hof kein Mensch zu sehen. Es fiel kein Schuß. Der Hauptmann der Einsatzgruppe war in einer schwierigen Situation. Er wußte die Geiseln im Haus, er mußte annehmen, daß sie verloren waren, wenn er angriff.

So tat er aus Sorge um sie etwas, was gegen alle Erfahrung, gegen alle Regeln der „Bandenbekämpfung", gegen alle Vorsicht war: er ließ seine Leute in Deckung gehen und ging mutterseelenallein auf das waldumschlossene Haus des Spitzbauer zu.

Die Identität des Hauptmannes ist heute nicht mehr feststellbar. Es gibt keine Zeugen mehr für das, was sich abspielte. Überliefert aber ist die Tatsache, daß er in selbstmörderischer Fehleinschätzung seiner Feinde bis auf Rufweite an das Haus heranging und dann laut die Partisanen aufforderte, die Geiseln freizulassen und den Hof zu räumen.

Als Antwort fiel ein Schuß. Wie die überlebenden Frauen im Haus später aussagten: Ein einziger Schuß. Dann herrschte lange Zeit lähmende Stille.

Vor dem Haus lag der Hauptmann. Er war auf der Stelle tot, und es muß wohl eine Zeitlang gedauert haben, bis die führerlose Einsatzgruppe wieder handlungsfähig war.

Sie deckten das Gehöft mit einem Feuerhagel zu, und die Partisanen schossen aus allen Luken. Aber nicht lange, dann setzte sich der Kern der Partisanen ab. Die Russen, die sie am Tag vorher beim Glimmerbergwerksbau mobilisiert hatten und die waffen- und führerlos waren, ließen sie im Stich. Mit den Partisanen flüchteten der Schwiegersohn des alten Spitzbauer und dessen Frau.

Zurück blieben die Russen, der alte Spitzbauer und die Geiseln. „Wir kauerten uns im Keller zusammen", erinnert sich Frau Kathi Koppe, eine der Überlebenden. „Es dauerte nicht lange, da stürzte Elisabeth Wallner in den Raum. Sie trug das blutende dreijährige Kind ihres Bruders auf dem Arm und schrie: ‚Es brennt, alles brennt!'"

In der Tat, das Holzhaus stand in hellen Flammen und im Nu drohten sie alles zu versengen, was im Hause war. Die Russen stürzten ins Freie, mit ihnen die Zivilisten. Frau Hildegard Fritzl, damals 18 Jahre alt: „Ich stolperte über tote Russen, dann spürte ich einen harten Schlag am Knie und brach jäh zusammen."

Vor den rauchenden Trümmern des Hauses lagen tot: Angela Dreier (30) und ihr zehnjähriger Sohn, Margarethe Knabl (43), die Polin Gelemi (19), Elisabeth Wallner (35) und das zweijährige Kind ihres Bruders. Tot war auch der alte Spitzbauer, Alois Zirnig. Es überlebten nur zwei Frauen: Hilde Fritzl (18) mit einem Knieschuß und Frau Kathi Koppe. Sie ließen sich in einen Graben mit Wasser fallen und warteten bis alles vorüber war.

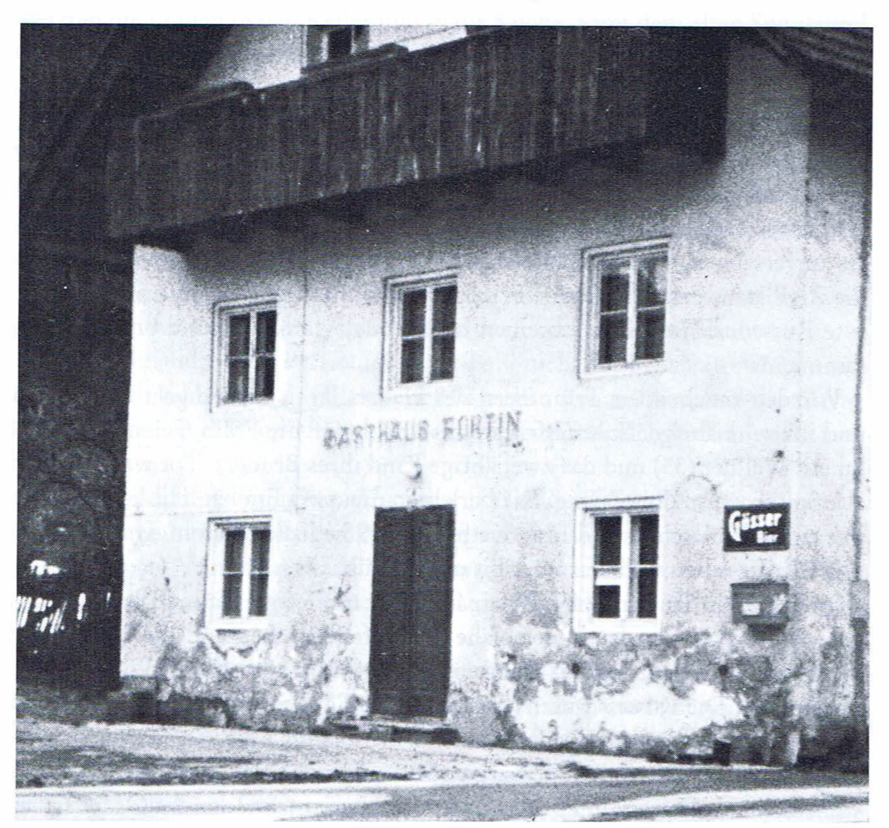
Im Umkreis der Ruine fand man 16 unbekannte tote Männer, kriegsgefangene Russen. Sie wurden in der Nähe des Hofes begraben und 1947 durch den Kärntner Partisanenverband auf den Friedhof St. Ruprecht bei Völkermarkt umgebettet. Die Russen waren so nach ihrem Tode zu „Kärntner Partisanen" geworden.

Die deutsche Einsatzgruppe barg vor dem Spitzbauer vier eigene Tote und vier Schwerverletzte. Unter den Toten der Hauptmann, der das Opfer seines ritterlichen Denkens war. Die damalige Schulleiterin Ilse Svetina erinnert sich: „Als man den Hauptmann im Leiterwagen auf der holprigen Straße wegführte, schlief wohl kein Mensch in Lamm."

Nach der Kapitulation stiegen die Partisanen von der Saualm nach St. Margarethen nieder. Es muß der Volkesstimme nach in der Gegend ein hochwürdiger Herr gewesen sein, der ihnen Winke für die Liquidierung angesehener Bürger gab. Die Partisanen fuhren am 12. Mai 1945 mit einem Lastwagen in den Ort und verhafteten den beliebten Gastwirt Gotthard Graf, den Oberlehrer Fortin und den Gemeindesekretär Jellen.

Man sperrte sie ohne Wasser und ohne Nahrung tagelang in ein improvisiertes Gefängnis in Völkermarkt, wo sie auf leeren Konservenbüchsen liegen mußten.

Während dieser Zeit hielten die Partisanen im Gasthof des verhafteten Oberlehrers Leo Fortin eine Siegesfeier ab. Ein heimischer Partisan, der bei der Verschleppung Fortins dabei war, hatte die Stirn, die Tochter Fortins zum Tanz zu holen. Sie bat ihn mit Tränen: „Bringen Sie den Vater zurück."



Der Gasthof Fortin in St. Margarethen bei Völkermarkt. Hier tanzten die Mörder, die von der Saualm kamen und sich hier ihre Opfer holten.

Der Mann antwortete: „Ich werde ihn dir bringen. Mit einem Strick um den Hals und an mein Motorrad gebunden.“

Am 15. Mai wurden in Völkermarkt die Türen des Gefängnisses für die drei Todeskandidaten aufgerissen. Sie wurden mit Kolbenstößen auf einen Lastwagen getrieben, der sich in Richtung Ruden in Bewegung setzte.

Es regnete und es wurde Nacht. Im Pivater Wald hielt das Fahrzeug. Gotthard Graf erzählte später: „Wir mußten absteigen. Die Motoren liefen. Ich hörte ein Feuerkommando und spürte einen furchtbaren Schlag im Rücken und im Genick. Ich muß kurze Zeit bewußtlos gewesen sein. Ich erkannte neben mir leblose Gestalten und kroch in die Dunkelheit.

Das war genau in der Zeit geschehen, in der die Partisanen in einem nahen Straßenwärterhaus Gerät zum Verscharren der Ermordeten geholt hatten. Sie kamen zurück und sahen, daß eine Leiche fehlte. Graf hörte noch in der Dunkelheit, wie sie fluchten und mit Taschenlampen zu suchen anfingen. Sie entdeckten ihn nicht.

20 Kilometer mit einer Kugel im Nacken

Der Todeskandidat schleppte sich in die Nacht. Der Wald triefte vor Nässe, ein furchtbares Gewitter war niedergegangen. Aus einem Einschuß am Hals schoß ununterbrochen Blut. Graf preßte die flache Hand auf die Wunde, er wußte, daß er sonst bald verbluten müsse. Die ganze Nacht kämpfte er sich durch die tiefe Dunkelheit der Wälder, immer in panischer Angst, von Partisanen entdeckt zu werden.

Er hatte gut 20 Kilometer mit fünf Schüssen in Hals und Nacken zurückgelegt, als er gegen Morgen südlich von Brückl ein erleuchtetes Haus sah. Mit letzter Kraft erreichte er es. Dort traf er wie durch ein Wunder auf einen heimgekehrten Sanitäter, der Verbandsmaterial besaß und ihm erste Hilfe leistete.

Immer noch mußte er sich verborgen halten. Ein Arzt kam aus Eberstein, konnte aber sonst nichts tun, als ihm eine Tetanusspritze verabreichen.

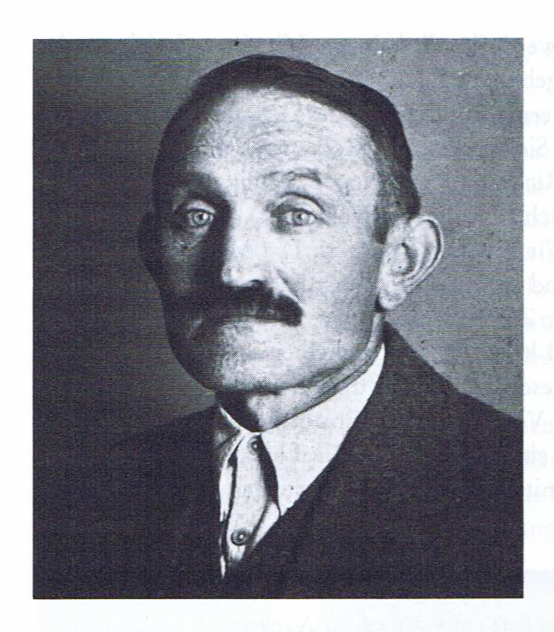
An einem Dienstag war Gotthard Graf von Partisanen niedergeschossen worden. Am Donnerstag waren sie schon wieder auf dem Hof des Bauern und durchsuchten das Anwesen von oben bis unten.

Man wagte nicht, Graf in ein Spital zu bringen. Der Transport war zu gefährlich. Dabei steckte eine Partisanenkugel noch unmittelbar neben dem Halswirbel.

Der zähe Bauer überlebte.

Als die Partisanen Ende Mai abzogen, wurde der Schwerverletzte auf seinen Hof zurückgebracht.

Die österreichische Exekutive untersuchte später den Fall.



Das war der Rablhofer, Gotthard Graf aus St. Margarethen, der Mann, der mit fünf Genickschüssen stundenweit durch die Nacht marschierte und überlebte.

Bei einem Lokalaugenschein im Gasthof Fortin erkannte Graf einen Angehörigen des Kommandos, das im Pivater Wald auf ihn geschossen hatte.

Der „Freiheitskämpfer" wurde auch angeklagt. Aber ein Gericht in Klagenfurt sprach ihn frei. Denn Graf konnte nicht sagen, w e r i h m die Schüsse in den Nacken gejagt hatte.

„Versuchen Sie das einmal festzustellen, wenn Ihnen jemand von hinten eine Garbe in den Rücken schießt", sagte Gotthard Graf zu dem Richter.

Der Täter trägt heute wahrscheinlich das „Ehrenzeichen für Verdienste um die Befreiung Österreichs".

Der Rablhofer starb 1969. Er hatte mit einer Kugel in der Halswirbelsäule noch 24 Jahre gelebt.

Wer ihn auf die schwarze Liste gesetzt hatte, kann nur vermutet werden. Die Expartisanen schwiegen. Graf war erst in den letzten Kriegswochen Bürgermeister gewesen, er war ein allseits geachteter Mann.

Den Rablhof führt heute sein Sohn Gotthard. Nördlich des Besitzes steht an der Brücke über die Görtschitz eine bemerkenswerte Tafel. Sie erinnert daran, daß hier vor der Volksabstimmung im Jahre 1920 die Demarkationslinie verlief. Graf war damals unbeirrbar für Österreich eingetreten.

Genau diese alte Demarkationslinie hatten die Partisanen wieder zu besetzen versucht. Nicht allzuviele Bewohner der Saualm werden heute noch wissen, daß ihr Gebiet in den Plänen der jugoslawischen Führung bereits ein Teil der jugoslawischen Volksrepublik war.

Mord vor Torschluß

Weder auf der Saualm noch im übrigen von ihnen beunruhigten Gebiet in Kärnten hatten die Partisanen jemals den geringsten Zweifel darüber gelassen, daß sie Südkärnten bis zur Saualm für Jugoslawien befreien wollten.

Diese Absicht war nicht etwa erst im Lauf des Krieges zutage getreten. In der Proklamation, mit der im Jahre 1941 in Slowenien die Gründung der „Slowenischen Befreiungsfront" bekanntgegeben worden war, ist bereits vom Kampf für ein Vereinigtes Slowenien unter der Führung der Kommunistischen Partei die Rede. Ausdrücklich wird in der Proklamation die Einbeziehung der Kärntner Slowenen in den neuen Staat verlangt.

In seiner vom Militärwissenschaftlichen Institut herausgegebenen Schrift „Der Partisanenkampf in Kärnten" schreibt Dr. Josef Rausch:

„Die Partisanen hatten kaum eine Flugschrift oder Propagandabroschüre herausgegeben, in der nicht der Gedanke des Anschlusses ‚Slowenisch-Kärntens' an Jugoslawien anklang.

So schrieb etwa der ‚Koroški poročevalec', um nur ein solches Beispiel zu zitieren, am 15. Februar 1944: ‚Mit diesem seinem Kampf, durch die Schüsse der Partisanengewehre, hat das Kärntner Volk das verbrecherische Plebiszit (von 1920 — Anmerkung des Verfassers) und die unrechtmäßigen Gesetze außer Kraft gesetzt. Kärnten hat sich dem neuen Jugoslawien angeschlossen ... Kärnten ist slowenisch, Kärnten ist jugoslawisch.'

Dabei wurde die Tatsache verdrängt, daß die Partisanenbewegung in Kärnten von Jugoslawien aus organisiert worden war und auch — zumindest am bewaffneten Kampf — überwiegend Jugoslawen an ihr beteiligt waren. Die Entwicklung in Kärnten ab 1945 zeigte aber sehr deutlich, daß sich die Befürworter einer Angliederung von Landesteilen an den südlichen Nachbarstaat nur auf einen verschwindend kleinen Personenkreis stützen konnten. Dessenungeachtet haben die jugoslawischen Gebietsforderungen jahrelang auf Österreich gelastet und wurden erst in dem Augenblick fallengelassen, als Jugoslawien von keiner Großmacht mehr unterstützt wurde."

Mord am Silvesterabend

Eine eher tragische Rolle im Partisanenkampf spielte im Krieg die Landwacht, die zur Verstärkung der Gendarmerie aufgeboten worden war. Sie bestand durchwegs aus alten Ortsbewohnern, die oft nur mit ihrem Jagdgewehr ausgerüstet waren und fallweise zu Streifendiensten oder Verteidigung von Gendarmerieposten eingesetzt wurden.

Auch manche Opfer der tödlichen Hausbesuche waren gezwungenermaßen Mitglieder der Landwacht gewesen. Die Terrormorde hatten stark zu ihrer Einschüchterung beigetragen. Ihr Kampfwert war Null, dennoch haben viele von ihnen sterben müssen.

Zwei typische Beispiele für das Sterben ohne Kampf:

Der Bauer Viktor Zeltnig vulgo Krusch hauste mit seiner kinderreichen Familie auf seinem waldumschlossenen Einschichthof auf dem Bretter-eck hoch über Ettendorf. Auch er wurde zur Landwacht eingeteilt. Im Herbst 1944 wurde er mit anderen zu einer Streife befohlen. Er verließ Haus und Familie mit dem Jagdgewehr, um den weit entfernten Nachbarn abzuholen und wurde nie wieder gesehen. Die Partisanen haben ihn, wie nach dem Krieg bekannt wurde, auf dem Hühnerkogel erschossen.

Unfreiwilliges Mitglied der Landwacht war auch der Betriebsschmied der Firma Kraut in Feistritz bei Bleiburg. Um vor tödlichen Hausbesuchen sicher zu sein, schliefen die Mitglieder der Landwacht gemeinsam mit Gendarmen im Wohnhaus der Familie Kraut.

Am Silvesterabend des Jahres 1944 gegen 19 Uhr stand der Schmied Johann Paulitsch vor dem Haus, sah die Partisanen aus der Dunkelheit auftauchen und sprang daraufhin mit einem Satz ins Vorhaus zurück. Er brach jedoch tot im Feuerstoß der Partisanen zusammen, die ihm gefolgt waren. Dann verschwand der Trupp der Titoleute blitzschnell wieder in der Dunkelheit der Silvesternacht.

Mach Licht — zum Sterben

Die Gemeinde Zell Pfarre hieß während des Krieges „Die Partisanenrepublik".

Prušnik berichtet: „Die Bunker des Gebietsausschusses lagen hoch unter der Koschuta auf Požar im Tolsti vrh. Hier hauste schon den ganzen Winter 44/45 der Gebietsausschuß der ‚Osvobodilna fronta', aber auch der Vollzugsausschuß der KP Sloweniens sowie die Leitungen verschiedener politischer Organisationen."

Es muß also in der Koschuta einen ganz schönen „Wasserkopf" gegeben haben. Der Stab umfaßte zeitweilig über 60 Personen. Das ist viel, wenn man weiß, daß die Gesamtstärke der Partisanen in Kärnten nie mehr als 700 Mann betrug.

Prušnik schreibt: „Solange konnten sich die Stäbe hier nur deshalb aufhalten, weil die gesamte Bevölkerung der ‚Partisanenrepublik von Zell' dieses Zentrum schützte. Die Bauern waren unsere eifrigsten Mitarbeiter, ihre Söhne waren großteils bei den Partisanen. Viele von ihnen waren schon vorher im Grünen Kader gewesen.

Das Gebietszentrum unter der Koschuta war richtig modern eingerichtet. Zwei geräumige Baracken mit großen Glasfenstern dienten als Arbeits- und Schlafstätte für die Mitglieder des Gebietsausschusses. Sogar eine geheime Schule gab es."

Unter diesen Umständen wohnte der Sägemeister Michael Kattnig in Homölisch geradezu in einer Schlangengrube. Er gehörte nicht zu den Sympathisanten der Partisanen, aber er wußte auch, daß er ohne neutrales Verhalten ein toter Mann sein würde. Ihm wurde dennoch seine Jagdleidenschaft zum Verhängnis. Er streifte manchmal durch den Wald, in dem die Partisanen keine unberufenen Augen wünschten.

Am 1. November 1944 saß Kattnig in der Küche neben der Petroleumlampe und rasierte sich. Die Tür wurde aufgestoßen, und eine Stimme schrie auf slowenisch: „Mach die Lampe auf."

Der erschrockene Sägemeister drehte den Docht der Lampe höher. Heller Lichtschein fiel auf sein Gesicht, und dann bellte die Maschinenpistole auf. Der Mörder schoß von der Tür aus.

Kattnig brach neben seiner Frau und den zwei Kindern tot zusammen.

Die Mörder müssen ihn gekannt haben. Sie wollten sein Gesicht sehen, um sicher zu gehen.

Es müssen Einheimische gewesen sein. Wie gesagt, in Zell Pfarre gab es Partisanen genug.

Tödliche Hilfsbereitschaft

Einem heimtückischen Täuschungsmanöver fiel in den letzten Kriegswochen der Bauer Blasius Kaiser zum Opfer. Der 53jährige Landwirt in Kleinzapfen bei Miklauzhof wußte nach den bösen Erfahrungen der vergangenen Kriegsmonate, daß er gefährdet war.

Er gehörte zu jenen, die bei Einbruch der Dunkelheit nach Miklauzhof marschierten, um dort im Schutz des vom RAD gesicherten, befestigten Stützpunktes zu übernachten. Am Morgen kehrte er dann wieder auf seine Felder zurück.

Das wußten natürlich auch die Partisanen. Die wußten immer alles. Der Rückversicherungseffekt begann damals zu wirken. Die deutsche Niederlage war zum Greifen nahe. Viele wollten ihre Haut retten. So gab es überall heimliche Zusammenarbeit mit den Partisanen, bei der Post, bei der Gendarmerie, bei der Bahn, natürlich auch bei der Geheimen Staatspolizei.

Daneben gab es aber auch eine gewisse Allianz mit den Partisanen, die von jenen Kreisen ausging, die durchaus heimattreu waren, die Ziele der Partisanen nicht guthießen, aber in schärfster Opposition zum nationalsozialisti-

schen Regime und dessen Führern standen, die den Krieg verlängerten, um noch eine Zeitlang ihr Leben zu erhalten. Diese Kärntner sahen in den Partisanen ein kriegsverkürzendes Element und einen Bundesgenossen auf Zeit.

Warum die Partisanen plötzlich ein Todesurteil über den Bauern Blasius Kaiser fällten, weiß niemand.

Es war der 12. April 1944. Der Bauer arbeitete auf dem Feld beim Frühjahrsanbau. Da kamen zwei Mann in SS-Uniform. Sie sprachen Deutsch: „Wir sind da oben" — einer zeigte auf den Wald in Richtung Proboi — „mit unserer Zugmaschine hängengeblieben. Nehmen Sie doch das Pferd und ziehen Sie uns heraus."

Die rotblonde Ziehtochter des Bauern bemerkte sein Zögern. Irgendetwas kam ihm spanisch vor. Vielleicht war es die Aussprache, vielleicht das Gehaben, vielleicht die Uniform, schließlich trugen fast alle Partisanen deutsche Uniformen.

Die junge Frau machte sich erbötig, sie werde mit dem Pferd mitkommen. Aber dann entschloß sich der Landwirt, doch selbst zu gehen. Die drei Männer stiegen mit dem Pferd zum Wald empor. Dann hörte das Mädchen auf dem Feld aus dem Wald einen Schuß.

Kaiser starb durch Genickschuß, einen Monat bevor der Krieg zu Ende war.

Zu Tode getrampelt

Wahrscheinlich der letzte „tödliche Hausbesuch" vor Kriegsende kostete dem Invaliden Dipl.-Ing. Werner Kühnke in Wakendorf bei Globasnitz das Leben. Er war beim Afrikakorps an Kinderlähmung erkrankt und wehruntauglich geworden. Als Lehrer an der Landwirtschaftlichen Schule in Völkermarkt war dem geborenen Wiener der Hof eines Ausgesiedelten zugewiesen worden, den seine Frau bewirtschaftete. Der stark gehbehinderte Lehrer war wegen seiner Hilfsbereitschaft weitum bekannt und beliebt.

Am 27. April 1945 umzingelten die Partisanen das Haus. Als Kühnke das Haustor schließen wollte, traf ihn der erste Schuß, er taumelte zurück in die Arme seiner Frau. Die Partisanen drängten nach und feuerten ohne Rücksicht auf die drei Kinder und die Hausgehilfin aus einem Schrotgewehr. Kühnke brach zusammen.

Die Tochter Sigrun, die damals acht Jahre alt war, erinnert sich: „Die Mutter wurde verletzt, die Hausgehilfin erhielt einen Schuß in den Oberschenkel.

Vati lebte noch. Aber die Partisanen trampelten ihn mit ihren Stiefeln zu Tode. Wir drei Kinder, acht, neun und 14 Jahre alt, mußten dem schrecklichen Geschehen zuschauen. Dann wollten die Partisanen auch die Mutter er-

schießen, aber das verhinderte ein Mann, von dem ich später hörte, daß es ein Engländer gewesen sein soll, der mit dem Fallschirm zu den Partisanen abgesprungen war."

Ein Mördernest unter dem Kossiak

Was für die Gemeinde Zell Pfarre gelten konnte, das traf auch auf die damalige Gemeinde Windisch-Bleiberg zu: Es war eine „Partisanenrepublik". Es war ein Glück für die Bewohner, daß der blutige Terror der Partisanen gegen heimattreue Bürger erst 1945 begann.

Zu dieser Zeit hatten die Partisanen starken Zulauf. Im Schatten des nahenden Unterganges zogen es viele Wehrdienstpflichtige vor, der Einberufung zur Wehrmacht durch Flucht in den Wald auszuweichen.

Immer wieder ist in der Zeit nach 1945 der Zulauf zu den kommunistischen Partisanen mit der Aussiedlung in Zusammenhang gebracht worden.

Immer wieder werden Beispiele erwähnt, wo Frontsoldaten mit dem EK 1 die Truppe wegen dieser Aussiedlung verlassen haben. Ohne Zweifel konnte eine solche Behandlung der Eltern ein Anlaß gewesen sein. Aber es muß bezweifelt werden, ob es in allen Fällen der einzige Beweggrund für die Fahnenflucht und die Hinwendung zu einer bewaffneten Bewegung war, die auf die Eingliederung Südkärntens in die kommunistische Diktatur Jugoslawiens abzielte.

Es muß eher angenommen werden, daß bei vielen eine innere Bindung zum jugoslawischen Nachbarland bereits vorhanden war. Früher oder später wären sie wahrscheinlich auch ohne Aussiedlung der Eltern zu den Jugoslawen gestoßen, die das Ergebnis der Volksabstimmung vom Oktober 1920 mit dem Gewehr korrigieren wollten.

In dieser Hinsicht wird die Folgewirkung der Umsiedlung, die in der Bevölkerung nie Anklang fand, ohne Zweifel überschätzt.

An eine bezeichnende Episode erinnert sich Hofrat i. R. Franz Strafner in Klagenfurt. Er war 1943 im Frühsommer Kommandeur des Berchtesgadner Gebirgsjägerbataillons an der Wolchowfront südlich des Ladogasees:

„Alle Urlauber mußten damals von und zur Etappe bei meinem Gefechtsstand vorbei und meldeten sich bei mir."

„Drei Wochen brauchte damals ein Urlauber von der Wolchowfront nach Kärnten."

„Einmal kamen zwei Südkärntner schon nach sechs Wochen wieder zurück."

„Warum sind sie denn schon wieder da?" fragte ich erstaunt.

„Die beiden meldeten niedergeschlagen, sie hätten ihre Angehörigen daheim nicht mehr angetroffen, sie seien ausgesiedelt worden.

Sie berichteten, man habe ihnen im Dorf geraten, zu den Partisanen in den Wald zu gehen."

„Das wollten wir nicht", sagten die beiden und sie gingen vor zu ihren Kameraden, zu ihrer Kompanie.

„Ich intervenierte bei Minister Lammers in Berchtesgaden. Aber bald darauf begann die große Sommerschlacht am Ladogasee. Das Bataillon hatte hohe Verluste. Ich habe nichts mehr von den beiden Landsleuten gehört."

Auch das gab es also.

Ein Kärntner, der Österreicher bleiben wollte, konnte nicht gut Aktivist der Partisanen sein. Prušnik beklagt sich in seinem Buch bitter darüber, daß Sozialisten und sogar Kommunisten sich weigerten, als Kämpfer an der Seite der Partisanen in den Wald zu gehen.

Natürlich gab es viele Slowenen, die nur Partisanen wurden, weil sie überleben und auf der Seite der Sieger sein wollten.

Gregor Lausegger aus Ferlach war im letzten Kriegsjahr 15 Jahre alt. Er war einer von den 13 Kindern des zeitweiligen Bürgermeisters Josef Lausegger vulgo Wunder, der von den Nationalsozialisten abgesetzt worden war.

Er sagt: „Ich kenne in Windisch-Bleiberg mindestens 30 Männer, die bei den Partisanen waren, 12 oder 13 von ihnen leben noch, einige in Jugoslawien, wohin sie mit den Partisanen im Mai 1945 abgezogen waren.

Galt es nach dem Krieg „schick" und vor allem finanziell vorteilhaft, Partisan gewesen zu sein, heute ist der Stolz etwas verblichen.

Nicht alle wohlhabenden slowenischen Bürger und Geschäftsleute in Südkärnten wollen ihre Verdienste als Titopartisanen angesichts ihrer deutschen Kunden und Gäste an die große Glocke gehängt haben. Bei den Liquidierungen will natürlich überhaupt niemand beteiligt gewesen sein. Es mag dabei das Gewissen eine Rolle spielen, das Bewußtsein, daß in dieser Zeit Verbrechen gegen die Menschlichkeit auch bei denen geschehen sind, die heute alle Schuld allein den Deutschen anlasten wollen.

Heimattreue — Opfer des slowenischen Hasses

30 Partisanen in Windisch-Bleiberg! Inmitten einer solchen Umgebung lebten die heimattreuen Familien auf einem Faß Dynamit, auch dann, wenn die Gendarmerie im Ort einen starken Stützpunkt unterhielt.

Frau Anna Melcher in Ferlach ist dem Schicksal einiger Familien nachgegangen, die Opfer slowenischen Hasses geworden sind.

Sie schreibt: „Frau Maria Lausegger, die Gattin von Rochus Lausegger vulgo Urbantschek, nennt für den Haß nur einen Grund: ‚Weil wir immer schon für

Österreich waren, die anderen wollten immer nur hinüber.' Sie zeigt nach Süden, Richtung Jugoslawien.

Erst im Jahre 1945 begann die Partisanentätigkeit in Windisch-Bleiberg und Bodental. Am Abend des 7. März 1945 kamen fünf Partisanen zum Urbantschek, benahmen sich höflich und baten um etwas Essen. Die Frau gab ihnen Brot und saure Milch. Bevor sie gingen, nahm einer sogar 20 Mark aus seiner Tasche und wollte das Essen bezahlen. Die Frau winkte ab und sagte: ‚Nein, nein, das schenke ich Euch.' Sie dankten und verabschiedeten sich höflichst.

‚Eine halbe Stunde später kamen dieselben Partisanen zurück, schlugen die Fensterscheiben ein und riefen erbost ‚Nazischweine' und ‚Nazibaba' ins Haus. Sie waren also von Nachbarn unterrichtet worden, daß wir Heimattreue waren.'

So begann es. Die Partisanen kamen immer öfter. Mindestens zwei- bis dreimal in der Woche, es wurden immer mehr, später kamen auch Einheimische mit. Es wurde immer wieder ein Schwein oder ein Kalb geschlachtet. Brot, Milch, Eier, Butter, Fett und Mehl wurden der Familie weggenommen. Meistens kochten sich die Partisanen selbst Eierspeise. Sie wurden immer brutaler, bedrohten die Frau mit dem Erschießen, mißhandelten sie und weideten sich an ihrer Todesangst.

Foltertod im Bodental

Am 7. März 1945 in der Früh wollte der in der Nachbarschaft lebende Valentin Lausegger, der Bruder von Rochus, mit einem Ochsengespann nach Ferlach fahren. Der Bruder und die Schwägerin warnten ihn: ‚Fahr nicht, die Partisanen sind überall.' Er lachte und sagte: ‚Ich habe ja niemandem etwas getan.'

Er fuhr los und kam gegen Abend heil zurück.

Am Abend, gegen 20.30 Uhr, als sich die Lausegger-Familie gerade niederlegen wollte, umzingelten plötzlich von allen Seiten Partisanen die Gehöfte der Lausegger. Sie stürmten ins Haus des Rochus Lausegger und in das nebenstehende Haus des 42jährigen Valentin Lausegger vulgo Verounjak, sie schwärmten ins Stallgebäude, auf die Tenne, in den Keller — überall hin. Sie plünderten: Ochsen, Kühe, zwei Kälber wurden gleich an Ort und Stelle abgestochen, ebenso Schweine, Hühner, Schafe. Nur ein Ochse blieb zurück. 60 kg Honig, Schafwolle, geselchtes Fleisch, Fleisch aus der Sure, Getreide, Mehl, Steppdecken, Anzüge, Leintücher und Leinen, sogar das Nähkörbchen, alles bis zur Rasierklinge nahmen sie mit.

Die Bewohner wurden vorher alle in einen Raum getrieben und von einem Nachbarn bewacht. Frau Lausegger zählt die Namen der Plünderer auf. Alle



Valentin Lausegger. Auf seinem Grabstein in Windisch-Bleiberg stehen die versöhnlichen Worte: „Wie schwer war mein Sterben im heimischen Wald. O Brüder, nicht Rache verlange ich blutig und kalt. Verzeihende Liebe in allen erwache. Das ist christliche Rache.“

tragen heute das Ehrenzeichen für Verdienste um die Befreiung Österreichs.

Bevor die Kolonne abzog, sagte der Kommissar: ‚Zwei Tage darf alles nicht gemeldet werden.‘ Rochus Lausegger ahnte, daß die Männer ihn mitnehmen würden. Er warf sich auf den Boden und täuschte einen Herzanfall vor. Er krampfte sich zusammen und fiel scheinbar in tiefe Bewußtlosigkeit. Er simulierte den Herzanfall so echt, daß die Partisanen sich täuschen ließen. Sie ließen ihn zurück und holten sich dafür Valentin. Sie schlugen auf ihn mit einer Ochsenpeitsche ein. Es war 22.30 Uhr, als Valentin seinen Hof verließ. Für immer.

Wohin die Kolonne damals zog, wußte niemand, alle Nachforschungen waren umsonst. Erst im September 1945 hatte der Vater eines Partisanen Andeutungen gemacht, wo die Leiche des Valentin liege und er verriet auch, auf welch grauenhafte Weise Valentin umgekommen sei.

Er erzählte, daß Valentin bis zum Karnicagraben mit der Ochsenpeitsche blutiggeschlagen wurde. Dann wurden ihm die Ohren abgeschnitten, die Augen ausgestochen, die Zähne herausgebrochen, die Geschlechtsteile abgetrennt.

Als Beweis legte er die Zähne Valentins, darunter zwei Goldzähne, auf den Tisch.

Als die Familie Lausegger an der angegebenen Stelle in der Nähe der Križnik-Tratten suchte, fand sie tatsächlich die Leiche im Geröll liegen. Der Kopf war in sieben Teile zerdroschen, der Körper mußte zerstückelt worden sein.

Als Dr. Valentin Traunig, einst Partisane in den Karawanken, einmal als Arzt zur Mutter Lausegger gerufen wurde, strich er seine Unschuld hervor und sagte: ‚Ich habe dem Valentin ja helfen wollen, aber die anderen ließen mich nicht.'

Ein Träger des Verdienstkreuzes für die Befreiung Österreichs sagte Frau Lausegger nach dem Krieg: ‚Ich bin sehr stolz auf meine Söhne, daß sie den Josef und den Valentin umgebracht haben. Die ganzen Familien Wunder, Urbantschek, Kovatsch und Maurer gehören ausgerottet. Es mußte einmal ein eiserner Besen kommen, der alles blutig kehrt.'

Acht Totenköpfe im Geröll

Am 12. April 1945 nachts überfielen die Partisanen die Schule in Windisch-Bleiberg. Die Schule bestand aus zwei Klassen, in einer Klasse war Schulunterricht, in der anderen die Landwacht untergebracht.

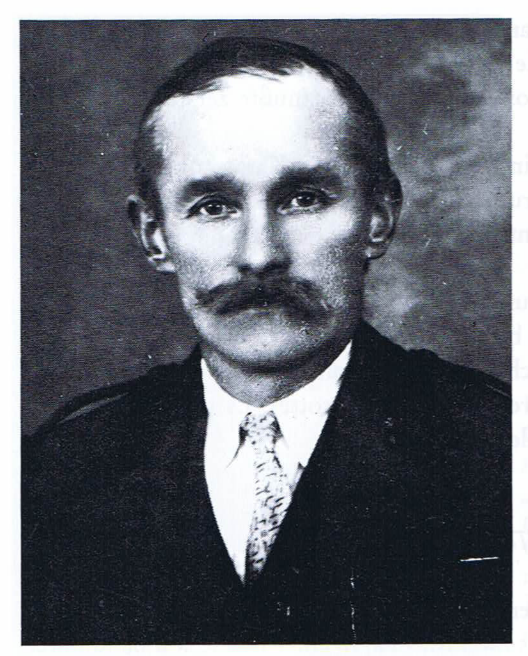
Nach der Festnahme von ca. 30 Mann der Landwacht und der Polizei zündeten sie die Schule und den nebenstehenden Pfarrhof an. Dann überfielen sie das Bauernhaus Lausegger vulgo Wunder.

Sie drangen mit Gewalt in das Haus ein und scheuchten die Bewohner aus dem Schlaf. Gregor Lausegger: ‚Es wimmelte von Partisanen. Mir schlug ein Nachbar den Kolben über den Rücken, so daß ich zusammenbrach. Die Eindringlinge rafften alles zusammen, das ganze Getreide, Mehl, das ganze Fleisch und sonstige Lebensmittel. Sie rissen Leintücher von den Betten, holten sämtliche Wäsche aus den Kästen, Uhren, Geschirr und Hausrat — einfach alles nahmen sie mit. Dann raubten sie den Stall aus: ein Pferd, zwölf Stück Vieh nahmen sie mit, nur eine trächtige Kuh blieb zurück.

Es wurden sechs Ochsenkarren doppelspannig eingespannt und auf diesen unser Hab und Gut verladen. Die Plünderung dauerte ca. zwei bis zweieinhalb Stunden. Dann zog die Gruppe ab. Kommissar ‚Vojan' ging als letzter. Er sagte: ‚Alles auf den Boden niederliegen. Der Vorfall darf zwei Tage nicht gemeldet werden!' Die Mutter sagte noch: ‚Wie sollen wir denn still sein, wenn schon der Pfarrhof und die Schule brennt.'

In diesem Moment kam ein Nachbar, Feliks Wieser mit seinem Bruder Janez zurück ins Haus.

Die Partisanen verließen mit dem Vater Josef Lausegger den Hof, in welche Richtung die Kolonne abzog, wußten wir nicht.



Nichts könnte friedliche Gesinnung besser bezeugen als die Inschrift auf dem Grab des ermordeten, heimattreuen Bauern Josef Lausegger in Windisch-Bleiberg: „Der Tränen sind genug geweint. Vergesset was sie mir getan. Am Grabe gibt es keinen Feind. Weil dort das Herz nur lieben kann."

Am nächsten Tag kam das Pferd ganz allein zurück. Einiges geraubte Vieh entdeckten wir nach dem Krieg bei Bauern.

Alle Nachforschungen nach dem Vater blieben erfolglos. Erst im September 1945 erhielten wir einen vertraulichen Hinweis ‚man könne im Karnica-Graben in Strugajach (etwa 3—4 km entfernt) etwas finden'.

Die Suche begann in einem unwegsamen steilen Gebiet. Plötzlich stießen wir auf menschliche Skelette und Skeletteile. Totenköpfe lagen umher. So fanden wir das Skelett des Vaters: Der Kopf war abgetrennt, nur der Rumpf hatte noch etwas Fleisch. Hände und Füße waren nur noch Knochen. Die Mutter erkannte die Überreste des Vaters an der selbstgestrickten Weste, an den Socken und an der Unterhose.

Meine Schwester Ursula und ich bargen die Leichenteile in einem Sack, nahmen den Kopf dazu (ob es der Kopf des Vates war, wissen wir nicht). Insgesamt lagen acht Köpfe, halb mit Geröll verdeckt, umher. Wir schleppten den Sack mit den Überresten des Vaters nach Hause. Es wurde ihm dann ein spätes, christliches Begräbnis bereitet.

Josef Lausegger war Vater von dreizehn Kindern. Er war vor dem Krieg Bürgermeister und wurde im Krieg von den NS-Behörden abgesetzt. Drei Söhne waren im Krieg. Als der slowenische Ex-Partisane Feliks Wieser die Witwe lange nach dem Krieg einmal ansprechen wollte, sagte diese: ‚Mit dir rede ich nicht, du bist ein Bandit.' Der Mann ging zu Gericht. Frau Lausegger wurde für diesen Satz zu einer empfindlichen Geldstrafe verurteilt.

Gregor Lausegger erinnert sich an eine Episode, die Bände spricht:

‚Nach der Verschleppung des Vaters kam etwa vierzehn Tage später wieder eine Patrouille der Partisanen ins Haus. Es waren zwei Jugoslawen.

Sie forderten die Mutter auf, sofort mit uns neun Kindern das Haus zu verlassen und aus Windisch-Bleiberg fortzuziehen. Egal wohin. Das Haus war ohnedies vom Keller bis zum Dachboden ausgeraubt, aber wir hatten darin wenigstens ein Dach über dem Kopf. Nun sollten wir auch das verlieren.‘

Die Mutter war verzweifelt: ‚Wohin soll ich denn mit den Kindern, ich weiß doch nicht wohin?‘

Da nahmen die beiden ihre Gewehre in Anschlag und sagten: ‚Wenn ihr nicht sofort verschwindet, müssen wir euch alle erschießen.‘

‚Geht‘, sagte einer von ihnen eindringlich, ‚geht, wir haben den Befehl.‘

‚Es tut uns leid‘, sagte er. Und fügte leise hinzu: ‚Bedankt euch bei den Einheimischen.‘“

Soweit der Bericht von Frau Anna Melcher.

Gregor Lausegger ergänzt, daß sein Vater im Todeslager in der Karnica, einem Seitengraben der Strugarza unter den Nordwänden des Kossiak, noch eine Zeitlang gelebt haben dürfte. Er verdankt diese Information einem ehemaligen Partisanen. Im allgemeinen hielten diese nach dem Krieg alle eisern dicht. Da gab es keine „Enthüllungen“, keine Anklagen, da wurde vor der Öffentlichkeit keine schmutzige Wäsche gewaschen.

Spärliche Informationen kamen den Angehörigen der Ermordeten nur durch Wirtshausgespräche zu, bei denen der Schnaps die Zunge gelockert hatte. So hatte ein Expartisane durchblicken lassen, daß er den später ermordeten Josef Lausegger im Lager in der Strugarza selbst gesehen habe. Er sei halb erfroren und vor Schwäche fast besinnungslos gewesen; denn er habe nichts zu essen bekommen und habe sich weder mit einer Decke noch einem Mantel zudecken dürfen. Als er den ihm bekannten Bauern habe zudecken wollen, sei er angeherrscht worden: „Willst du auch krepieren?“

Die Partisanen hatten ihr Opfer offenbar langsam sterben lassen, bevor es den Genickschuß erhielt.

Gregor Lausegger erzählt, daß die Familien der Mordopfer den ganzen Sommer 1945 über die Wälder abgestreift haben, um die Vermißten zu finden. Jedes Wochenende suchten sie, manchmal halfen Freunde, Bekannte und auch die Gendarmerie.

„Nie“, so sagte Lausegger, „hätten wir uns damals allein in den Wald gewagt.“

Diese Feststellung erhellt die Lage der Heimattreuen in jener Zeit nach dem Krieg. Sie waren die „Fremden in der Heimat“. Die Partisanen führten das

große Wort. Ihre Genossen waren im Mai 1945 mit der Drohung abgezogen: „Wir kommen wieder." Die Drohung einer kommenden jugoslawischen Herrschaft lag wie ein Alpdruck auch über Windisch-Bleiberg. Die Expartisanen spielten sich als Herren auf. Ihr Psychoterror war eine Faust im Nacken der Kärntner, von denen im Grenzland damals keiner wußte, wie das politische Ringen um die Heimat enden würde.

Es scheint zunächst rätselhaft, warum die Partisanen ihre Opfer in die Waldeinsamkeit der damals völlig unerschlossenen Strugarza schleppten, um sie erst dort umzubringen.

Das hatte seinen guten Grund. Diese Taktik hatte man in Oberkrain gelernt: Hingemetztelte Gefangene, die gefunden wurden, lösten Vergeltungsaktionen der Deutschen aus. Bei Vermißten war das nie der Fall. Es blieb ja die Hoffnung, daß sie noch leben würden. Also mußten Leichen verschwinden.

Valentin und Josef Lausegger waren nicht die einzigen Vermißten im Frühjahr 1945.

Gegner des NS-Regimes liquidiert

Am 8. März 1945 verschwand spurlos eine ganze Patrouille der Gendarmerie. Gefunden wurde nur der Kommandant, der langjährige Postenkommandant von Windisch-Bleiberg, Anton Woschnak (59). Wie in Windisch-Bleiberg heute noch erzählt wird, soll seine Leiche buchstäblich zerfleischt auf einem Misthaufen gefunden worden sein.

Der Mord löste umsomehr Verwunderung aus, als Woschnak allgemein als Gegner des NS-Regimes galt, wenngleich er als Beamter pflichtgetreu seinen Dienst tat. Man erzählt sich heute noch, 1938 bei der Abstimmung über den Anschluß an Deutschland in Windisch-Bleiberg, hätten 99 Prozent für Hitler gestimmt, nur einer nicht: Anton Woschnak. Allerdings war der aus der Gegend von Völkermarkt stammende zweisprachige Beamte ein heimattreuer Kärntner. Und das konnte 1945 ein Todesurteil sein.

Der Überfall auf die Patrouille ereignete sich am 8. März 1945 auf dem Oreinza-Sattel, das ist der Übergang von Windisch-Bleiberg ins Rosental. Er liegt zwischen Sinacher-Gupf und Singerberg. Der Weg dazu führt vom Posten nächst der Kirche über den Besitz des ausgesiedelten Schaschl-Bauern, dessen Söhne Felix und Janez Wieser bei den Partisanen waren.

Was am Sattel geschah, weiß niemand. Die Angehörigen der Patrouille Riepl, Majewski, Elsen, Schmid und Stanginus wollten offenbar angesichts des nahen Kriegsendes nicht mehr kämpfen. Sie streckten die Waffen und die Partisanen führten sie in die Karnica. Dort fand eine Pa-

trouille der Gendarmerie im Oktober 1945 ihre Leichen. Alle fünf waren durch Genickschüsse getötet worden.

Wer immer es getan hat, es war Mord.

Die verwischten Blutspuren der Partisanen

Dreifach fielen die Opfer der tödlichen Hausbesuche der Vergessenheit anheim.

Die nationalsozialistischen Medien schwiegen während des Krieges über die Terrormorde. Jeder Bericht darüber hätte der Absicht der Partisanen, den Widerstand zu lähmen und die Bevölkerung einzuschüchtern, nur breite Resonanz verschafft.

Die nach dem Krieg erschienene Partisanenliteratur schweigt sich über diese Morde ebenfalls aus. Karel Prušnik hält in seinem Buch „Die Gemsen auf der Lawine“ jedes kleinste unbedeutendste Ereignis aus seinem Partisanenleben fest. Jeder Hustenreiz eines Partisanen wird vermerkt. Die Terrormorde verschweigt er. Seinem Gedächtnis sind sogar Liquidierungen entschwunden, bei denen er selbst beteiligt war.

Im deutschsprachigen Schrifttum wurden auch nach dem zweiten Weltkrieg diese Ausschreitungen nicht erwähnt, weil sie einfach nicht bekannt wurden. Die Hinterbliebenen der Mordopfer schwiegen aus Furcht vor der OF, die ja bis 1949 das Grenzland mit ihrem Psychoterror in Schach hielt. In einigen Fällen wurde durch die Gendarmerie erhoben und Anzeige bei der Staatsanwaltschaft erstattet. Dort wurde nie Anklage erhoben, denn die Schuldigen besaßen die §-4-Bescheinigung. Ihre Untat fiel unter die Befreiungsamnestie.

So konnten unmenschliche Handlungen während des Krieges bis heute hinter der Schweigemauer bleiben, die die Täter wünschten. Dr. Josef Rausch geht in seinem, sonst mit dem Bemühen um wissenschaftliche Objektivität geschriebenen, Buch „Der Partisanenkampf in Kärnten“ auf die „Liquidierung tatsächlicher oder vermeintlicher Gegner“ nicht weiter ein. Er stellt aber fest, „daß die hauptsächlichsten Aktivitäten der Untergrundkämpfer in lebensnotwendigen Nahrungsmittelrequirierungen, in politischer Werbung und den gelegentlichen Liquidierungen prononcierter Nationalsozialisten und entdeckter Spitzel bestanden.“

Diese Darstellung lehnt sich leider an das einseitige jugoslawische Klischee an. Es ist nicht wahr, daß die Opfer „prononcierte Nationalsozialisten“ waren. Rausch beschuldigt die Deutschen „unmenschlicher Handlungen“ und schreibt im selben Atemzug: „Daß die Partisanen jeden Spitzel erbarmungslos töteten, versteht sich von selbst.“

So ganz selbstverständlich war das Liquidieren von „Spitzeln“ nicht.

Die Partisanen sahen nämlich in j e d e m slowenisch sprechenden Kärntner, der sich der Zusammenarbeit mit ihnen entzog, einen „Verräter“.

Sie sahen in jedem einen „Spitzel“ oder „Verräter“, der dem Auftrag der deutschen Behörden folgend, den Sicherheitskräften nach einem Lebensmittelraub oder einer anderen Partisanenaktion pflichtgemäß Meldung erstattete.

Wem das Töten von Spitzeln als „selbstverständlich“ erscheint, der kann nicht gut den Gegnern der Partisanen „unmenschliches Vorgehen“ vorwerfen, wenn sie in solchen Fällen ebenfalls mit drastischen Mitteln vorgingen.

Die Partisanen, die in ihrer großen Mehrheit aus dem Mießtal und aus Oberkrain stammten, bezogen ihre Informationen ausschließlich aus dem Spitzelnetz, das sie in der slowenischen Bevölkerung Südkärntens aufgebaut hatten. Fast alle Liquidierungen waren die Folge von Denunziationen.

In seiner Schrift über den Partisanenkrieg schreibt Tone Butej über die Mitarbeit des Volkes in Kärnten: „Man besorgte Verpflegung für die Partisanen, Winterausrüstung, Wäsche, Medikamente, gab ihnen Zufluchtsort, hielt sie versteckt und benachrichtigte sie über die Bewegungen der Polizei und Gendarmerie. Die Bauern spannten die Ochsen ein und pflügten im tiefen Schnee Wege, um die Partisanenspuren zu verwischen, oder traten in aller Frühe die Wege aus, um die Polizei auf die falsche Fährte zu führen. Den Nachrichtendienst in der Umgebung von St. Veit/Jauntal gelang es, uns so gut zu organisieren, daß jede wichtigere Nachricht sofort von Vertrauensmann zu Vertrauensmann, von Ort zu Ort weitergegeben wurde, bis sie zu unseren nächsten Vertrauensleuten kam, die um unsere Posten wußten.“

Die Partisanen hatten ihre Spione überall.

An einen typischen Vorfall erinnert sich Frau Elisabeth Schmid. Sie war Lehrerin in Grafenstein gewesen und war bei Kriegsende im Lazarett in Maria Saal. Es war Mitte Mai. Vom Dom wehte die jugoslawische Flagge. Die slowenische Wache stand vor dem Herzogstuhl.

Damals wurde sie als Rekonvaleszente eines Tages zur Post geschickt. Da sah sie einen Mann, der ihr so ungemein bekannt vorkam.

War das denn nicht der Fahrer von Dr. Ingo Ubl, des Landrates von Völkermarkt?

Der Landrat war sehr oft zu Besuch in die Landwirtschaftliche Schule in Gutenstein gekommen, wo es immer etwas zu „kosten“ gab. Auch der Fahrer hatte immer seinen Teil in der Zeit bekommen, als Schmalhans Küchenmeister war.

„Und jetzt stand er vor mir“, erinnert sich Frau Schmid, „in einer Partisanenuniform, die fast schmuck zu nennen war. Er schien einer zu sein, der Ein-

fluß hatte. Denn er erkannte mich sofort und sagte: ‚Fräulein Schmid, wenn Sie etwas brauchen sollten, kommen Sie zu mir.'"

Das Fräulein Schmid brauchte nichts. Aber sie wunderte sich, wer da solange an der Seite des Landrates durch das Grenzland gefahren war.

Zwischen zwei Feuern

Das perfekte Spitzelnetz der Titopartisanen darf nicht zu falschen Schlüssen über die wahre Ursache der Unterstützung führen, die ihnen in Kärnten zuteil wurde. Von fanatischen Parteigängern der Slowenen wurde sie ihnen gewiß gewährt. In vielen Fällen aber wurde sie erzwungen. Allerdings durchaus nicht immer mit vorgehaltenen Maschinenpistolen. Die Anwesenheit bewaffneter Waldläufer auf tiefeinsamen Einschichthöfen genügte allein schon zur Einschüchterung. Sie brauchten gar nicht zu drohen, um zu erhalten, was sie wünschten. Die Bauern taten was gefordert wurde. Es blieb ihnen keine andere Wahl. Gar manche trugen auf zwei Schultern.

Prušnik erweckt in seinem Buch den Eindruck, als seien die Titopartisanen im Leppengraben, im Lobniggraben und im Gebiet von Ebriach mit „Freude und Begeisterung" begrüßt worden. „Der alte Isepp hatte Tränen in den Augen", heißt es da. „Sie bewirteten uns wie eigene Söhne". Und an anderer Stelle: „Der Vegelvater verwischte mit einem Ochsenschlitten unsere Spuren."

Da spricht wohl Übertreibung mit. Von einigen Fällen abgesehen, wurden die ungebetenen Gäste nicht aus Freude bewirtet, sondern eher aus Vorsicht oder aus Angst. Und auch ihre Befehle wurden ausgeführt aus Angst.

Mit der Ausführung solcher Befehle machten sich die Bauern wieder vor den Deutschen schuldig, die sie der Zusammenarbeit mit den Partisanen bezichtigten. Die landfremde Polizei war da nicht zimperlich. Ihr fehlte oft Verständnis für die Lage der windischen Bauern, die buchstäblich zwischen zwei Feuern standen.

Der Vegelvater Mathäus Kogoj im Lobniggraben zum Beispiel, der da mit dem Ochsenschlitten die Spuren der Partisanen verwischt hatte, wurde 1944 verhaftet, weil man ihn der Zusammenarbeit mit den Titoleuten verdächtigte. Der Grenzlandbauer hatte drei Söhne in der deutschen Wehrmacht. Dem Kompanieführer seines Sohnes Andreas gelang es mit Mühe, den Vater nach drei Monaten Haft dem Arm der Gestapo zu entreißen.

Im Leppengraben wurde der alte Vater Pollanschek, sein Sohn und dessen Frau erschossen. Auch in diesem Fall ist unklar, wie weit ihre Zusammenarbeit mit den Partisanen nicht von diesen erzwungen war.

Es gab auch in Kärnten Bauern und Bauernsöhne, die die Partisanen aktiv mit und ohne Waffen unterstützten und keine Kommunisten waren. Es gab

betende Titopartisanen und die Führung war klug genug, Frömmigkeit zu dulden.

Die Partisanenbewegung hätte Tito auch in Jugoslawien nie zur Macht tragen können, wenn nicht das Bürgertum sich von den Parolen der „Befreiungsfront“ hätte täuschen lassen. Die Kommunistische Partei stellte in der OF den Kern, stellte ihre Führung. Die Masse bildete später das nationale Mitläufertum, das dann nach 1945 politisch den Laufpaß bekam.

Zwielicht um Massaker auf dem Perschmann-Hof

Hoch über dem breiten Leppengraben thront der „Keberhof". In diesem bergumschlossenen Karawankental ist jeder Bergbauernhof eine trutzige Burg, umgeben von Naturschönheiten und Einsamkeit.

Der Keberhof schaut schon mehr als 300 Jahre ins Tal. Und immer hausen darauf die Kurnig, ein windisches Geschlecht von jeher. Hier lernen die Kinder erst in der Schule Deutsch, so wie fast überall im Tal. Auch der letzte K u r n i g war ein heimattreuer Kärntner slawischer Zunge. Er starb auf schreckliche Weise durch Partisanenhand.

Der schlanke, zähe, freundliche Janez war als Soldat der Monarchie in Rußland gewesen und hatte als Heimkehrer die Abscheu vor dem Kommunismus im Blut.

Als im Tal der Terror der kommunistischen Partisanen begann, wußte er, daß der gefürchtete Karl Prušnik sein Freund n i c h t war. Er arbeitete mit seiner Frau und den zwei Töchtern auf dem einsamen Hof und er hütete seine Zunge, wenn die Partisanen kamen, um Lebensmittel zu erpressen.

Er war auf der Hut. Aber der offene ehrliche Mann war eines Tages einem Partisanenspitzel in deutscher Uniform gegenüber doch nicht vorsichtig genug.

Es war am 25. März 1944, berichtet seine Tochter Emilie, die heute mit ihrem Mann und ihrem Sohn das Anwesen bewirtschaftet:

„Um Mitternacht rissen sie uns aus dem Schlaf, durchsuchten das Haus von oben bis unten, nahmen mit was sie brauchten und dann rissen sie den Vater von der Mutter los, die sich an ihn geklammert hatte.

Es war ein Abschied für immer. Wir haben ihn lebend nicht wieder gesehen. Dafür kamen jetzt fast täglich die Partisanen und holten sich aus Küche, Keller und Selchstube, was sie wollten.

Der Vater blieb verschollen, so sehr wir auch verzweifelt nach ihm forschten. Wir fanden von ihm keine Spur."

Erst nach dem Krieg erfuhren die Hinterbliebenen so nach und nach was geschehen war.

Die Partisanen hatten Janez Kurnig zum Gehöft Peternel gebracht. Dort wurde er am nächsten Tag „verhört". Das heißt, er wurde auf schreckliche Weise gefoltert. Die Wissenden scheuten sich darüber Einzelheiten zu bekennen. Es wurde nur eines bekannt: Man erzählt sich in Leppen, daß der Raum, in dem Kurnig geschlagen wurde, nachher frisch getüncht werden mußte. An den Wänden klebte sein Blut.

Und noch etwas erfuhr die Witwe: Man hatte dem Gefolterten schließlich eine Haue gegeben und ihn dann eine halbe Wegstunde weit zu einer Stelle geführt, wo er sich mühsam mit dem ungeeigneten Werkzeug im wurzeldurchzogenen Boden sein eigenes Grab ausheben mußte. Dann wurde er solange geschlagen, bis er tot war. Die Henker hatten — von wem wohl? — den vielsagenden Befehl erhalten, mit Munition zu sparen.

Im Juni 1945 erbarmte sich ein Expartisane der Hinterbliebenen und ließ ihnen eine Nachricht zukommen, wo die Leiche des Ermordeten zu finden sei.

Der Tote wurde gefunden und in Eisenkappel begraben. Am 15. Juni 1945. Seine Witwe hatte den unerhörten Mut, inmitten des titokommunistischen Psychoterrors jener Tage auf das Grab des Ermordeten ein Kreuz mit der Inschrift zu setzen: „Von Kommunisten ermordet."

Die Tafel hielt sich nicht. Sie wurde immer wieder abgerissen und weggeschleudert.

An der Stelle wo Kurnig ermordet wurde, steht heute ein schlichtes Holzkreuz, das die Tochter Emilie errichten ließ.

Das Kreuz steht westlich der Luschakirche, die Florian Sadounig, der Rieplwirt, für seine glückliche Heimkehr aus jugoslawischer Gefangenschaft errichten ließ. Es steht kaum 50 m von der Straße entfernt und trägt in slowenischer Sprache die Inschrift „Zur Erinnerung an Janez Kurnig. 1944".

Kein Wort erinnert daran, was hier geschehen ist.

Wenige Kilometer talwärts, in Richtung Eisenkappel, aber steht auf ragender Höhe der Perschmannhof.

Hier wird grell und laut verkündet, was hier geschehen ist.

Ein Gegensatz, der Bände spricht.

Tiefeinsam liegt unter der grünen Luscha-Alm, die aus ein paar weit auseinandergestreuten Berghöfen bestehende Siedlung Koprein-Petzen. Hier hausten die Partisanen fast ungehindert in Baracken, die inzwischen natürlich längst verschwunden sind.

Hier hatten die Briten auch regelmäßig ihre Versorgungsgüter abgeworfen, über die die Partisanen nicht immer dankbar waren. Prušnik schreibt über die Briten: „Oft schien es, als würden sie uns vorzsätzlich an der Nase herumführen."

„In Koprein warfen sie Maschinengewehre ohne Verschlüsse ab, diese landeten dafür in der Koschuta. Eines Tages warfen sie uns Flugblätter, aber auch eine Druckmaschine ab, die mehrere hundert Kilo wog. Wir waren begeistert. Welche Mühe kostete es uns, bis wir einen Teil nach dem anderen über Berg und Tal zu unserer Technik verfrachtet hatten. Als wir sie zusammengebaut hatten, stellten wir fest, daß ein überaus wichtiger Teil fehlte und somit die ganze Druckmaschine nutzlos war.

Anstatt uns eine Druckmaschine zu geben, hatten sie uns einen Haufen

nutzlosen Eisens gesandt. Unsere Zeitschriften ‚Slovenski vestnik‘, ‚Die Einheit‘, ‚Koroška v borbi‘ (‚Kärnten im Kampf‘) und andere mußten wir weiterhin auf einer primitiven, daheim hergestellten Vervielfältigungsmaschine drucken.“

Die beliebtesten Stützpunkte der Partisanen in Koprein waren der Čemer- und der Perschmannhof. Karl Prušnik nennt die Perschmannfamilie „Wildwüchslinge, echte Partisanen“. „Bei Perschmann fühlten wir uns immer sicher“, schreibt er. „Perschmanns Nachwuchs sang Partisanenlieder. Sie trugen die Titovka, an den Schultern hatten sie Holzgewehre, die jüngsten Titopioniere. Wie oft standen diese Jungen Wache und brachten dann schnell die Nachricht ‚Die Deutschen kommen!‘ Wie vielen Kämpfern retteten sie auf diese Weise das Leben.“

Auf dem Hof ereignete sich am 25. April 1945, zwei Wochen vor Kriegsende, ein Massaker, dem elf Personen zum Opfer fielen. Zwei Kinder im Alter von zehn und elf Jahren überlebten.

Das Massaker wurde der 4. Kompanie des Polizeiregiments 13 angelastet. Das tragische Geschehnis wurde zum historischen Beweis für die Unmenschlichkeit der Deutschen im Partisanenkrieg. Der Perschmannhof wurde zu einer Art Klagemauer aufgebaut. Neben dem Eingang des prächtig wiederaufgebauten Anwesens kündet eine schwarze Marmortafel, daß „Waffen-SS am 25. April 1945 hier elf Menschen ermordet hat“.

Es war gar nicht die Waffen-SS. Es war SS-Polizei, die hier oben tatsächlich eingesetzt war. Das mag noch eine weniger bedeutende Unrichtigkeit sein. Aber es gibt andere Unklarheiten, die das tragische Ereignis in ein geheimnisvolles Zwielicht rücken. Fast 40 Jahre lang ist von den Historikern die Darstellung übernommen worden, die auch Prušnik in seinem Buch gibt. Demnach sei im Angriff und Gegenangriff heftig um den Hof gekämpft worden. Schließlich hätten sich um 22.00 Uhr nachts einige Polizisten ins Haus geschlichen, den Hof in Brand gesteckt und alle Bewohner ermordet.

Überlebende sagen allerdings aus, daß Prušniks Darstellung über die Ermordung Unrichtigkeiten enthalte. Der Hof sei auch nicht angezündet worden, sondern beim Feuerkampf in Flammen aufgegangen. Niemand kann sagen, ob die Kugeln aus englischen oder deutschen MG kamen. Wer aber waren die Täter? Nach dem Kriege wurden geradezu am Fließband Prozesse gegen Personen durchgeführt, denen Verbrechen gegen die Menschlichkeit vorgeworfen wurden. Einheitsführer wurden grundsätzlich für die Untaten ihrer Untergebenen zur Verantwortung gezogen. Merkwürdigerweise gibt es keine Hinweise über eine Verurteilung des Leutnants, der die 4. Kompanie befehligte. Das österreichische Dokumentationszentrum des Widerstandes bedauerte es, dem Verfasser keine Informationen über den „Fall Perschmannhof“ geben zu können. Es behauptete keine zu besitzen. Es bot nur Fotos der Leichen an,



Der Perschmannhof wurde wiederaufgebaut und zu einem Museum ausgestattet, mehrere Tafeln erinnern an das Ereignis des 25. April 1945.
Das Museum nennt sich fälschlich „Museum des antifaschistischen Widerstandes".
Das Bild gibt eine zweisprachige Ansichtskarte wieder, die wohl als Wegweiser für die Besucher aus Jugoslwien bestimmt ist, die das Hauptkontingent der Museumsbesucher stellen.

Aufnahmen, die am 26. April von einem Partisanen gemacht worden waren. Es gibt aber sehr wohl solche Dokumente, wenn sie auch tragische Angaben enthalten.

Im Perschmannhof wurde 1980 ein Partisanenmuseum eingerichtet. In diesem findet sich ein aus dem Jahr 1965 stammendes Schreiben des österreichischen Innenministeriums an obiges „Dokumentationszentrum des Widerstandes". Darin heißt es über den Fall Perschmannhof: „Der Hof wurde von der 4. Kompanie des Polizeiregimentes 13 gestürmt. Die Partisanen flüchteten und nahmen das Anwesen unter Feuer. Leutnant R. zog sich wegen des starken Beschusses zurück. Von den SS-Angehörigen wurde das Gebäude in Brand gesteckt und elf Zivilpersonen getötet. Im Zuge der Voruntersuchungen konnte nicht geklärt werden, wer von den am Einsatz Beteiligten an der Erschießung teilgenommen hat." In dem Schriftstück wird dann erklärt, zwei Leute hätten sich nach Aussage des Leutnants R. „freiwillig gemeldet".

Dann heißt es aber weiter: „Ein Ungar, Sandor M., wurde wegen Kriegsverbrechens in Österreich im Jahre 1959 in Budapest zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt. Ein Unterwachtmeister N. war 1965 noch zur Fahndung ausgeschrieben."

Das sind die einzigen Dokumente, die im Museum des Perschmannhofes über die rechtlichen Folgen des 25. April 1945 berichten.

Namen werden nicht genannt.

Brennende Fragen bleiben offen: Sind der Ungar und der Unterwachtmeister mit den beiden Leuten identisch, „die sich freiwillig gemeldet haben?"

Für was haben sie sich freiwillig gemeldet? Zum Ausrotten der Mitglieder der Perschmannfamilie?

Warum?

In Koprein-Petzen wird erzählt, ein Partisane habe vom Perschmannhof aus zwei Deutsche erschossen. Die Erbitterung darüber habe die Vergeltungsaktion ausgelöst.

Wenn es wirklich so gewesen wäre, ergibt sich die Frage, bei wem haben sich Freiwillige gemeldet?

Beim Leutnant R.?

Damit hätte er die Verantwortung für die Tat der beiden Leute übernommen und, nachdem er ja in den Händen der österreichischen Justiz war, hätte das in den Nachkriegsjahren ein sicheres Todesurteil bedeutet.

Es ist in den Mitteilungen des Innenministeriums aber von keinerlei Verurteilung des Leutnants die Rede. Weder Todesurteil noch Gefangenschaft. Warum?

Auch für den Ungarn ist das Urteil ungewöhnlich. Damals sind Menschen von der Siegerjustiz wegen Delikte hingerichtet worden, die harmlos gegen

das waren, was am Perschmannhof geschah. Die Überlebenden des Massakers hatten übrigens 1947 bei ihren Vernehmungen in Klagenfurt in keinem der Polizisten, die ihnen vorgeführt wurden, den Täter erkannt, der auf sie geschossen hat. Einer soll möglicherweise Lederbekleidung getragen haben. Lederbekleidung gab es bei der Polizei damals sicher nicht! Wohl aber hatten Briten solche den Partisanen abgeworfen.

Merkwürdig, daß der Unterwachtmeister N. so spurlos verschwinden konnte. Nach Übersee absetzen konnten sich nach dem Mai 1945 nur größere Fische, die kleinen blieben im Netz der alliierten Fahndung.

Aber diese Fragen wären nach 40 Jahren gar nicht mehr interessant, wenn nicht Prušnik ein aufregendes Rätsel hinterlassen hätte. Er berichtet in seinem Buch über ein Erlebnis, das er im Zusammenhang mit dem Perschmann-Drama hatte, als er als Häftling der Briten 1947 in der Strafanstalt Karlau inhaftiert war.

Prušnik schreibt: „Der Untersuchungsrichter besuchte mich in Karlau und begann, mich über die Perschmann-Tragödie zu befragen. Er stellte mir Fragen, die von den Feststellungen ausgingen, die Partisanen hätten die Perschmannfamilie hingeschlachtet. Ich sollte diese Tatsachen mit einer schriftlichen Erklärung bestätigen.

Als ich ahnte, was gespielt wurde, kochte es in mir. Vor Erregung zitterte ich am ganzen Körper. Ich brüllte auf: „Nicht einmal eine einzige Zeile unterschreibe ich!"

Eine merkwürdige Darstellung. Prušnik ahnte, was gespielt wurde. Was wurde gespielt? Er äußerte sich darüber mit keinem Wort.

Die Anschuldigung scheint absurd zu sein. Aber die Frage bleibt, wie kam eine damals 1947, noch eingeschüchterte, an der Longe der Briten agierende österreichische Untersuchungsbehörde zu dem dramatischen Verdacht?

Das Rätsel wird wohl nie mehr gelöst werden.

Die Überlebenden der Perschmannfamilie können oder wollen dazu nichts sagen. Prušnik soll sich nach 1945 um sie nicht gekümmert haben.

Eine Mitschuld der Partisanen am Schicksal dieser Familie steht auf jeden Fall außer Zweifel.

Sie hatten die gleichgesinnte Familie in ihre Gemeinschaft einbezogen. Sie blieben oft viele Tage auf diesem Hof, sie machten ihn zu einem Stützpunkt, was allen Regeln der Konspiration widersprach. Sie fühlten sich dort sicher, aber *sie* selbst konnten jederzeit das Weite suchen. Die Perschmannleute konnten das nicht. Sie gehörten zum Hof und der Hof zu ihnen.

Die enge Gemeinschaft mit den Partisanen mußte für die Familie nach den Gesetzen des Partisanenkrieges verhängnisvoll enden. Die aktive Unterstützung, die Prušnik ja ausdrücklich bestätigt, mußte die Zivilpersonen früher

oder später in des Teufels Küche bringen. So sagt man auch heute in Leppen und im Lobniggraben.

Und man sagt noch mehr: Als es soweit war, hätten die Partisanen ihre Getreuen im Perschmannhof im Stich gelassen. Als die Deutschen kamen, verschwanden sie und überließen ihre Freunde dem üblen Schicksal, beiden Seiten als Zielscheibe zu dienen. Die Partisanen setzten sich nämlich in unmittelbarer Nähe des Hofes im felsigen Gelände fest. Und es ist keineswegs sicher, ob nicht eine Geschoßgarbe aus einem englischen MG der Partisanen den Hof in Brand gesteckt hat.

Der Perschmannhof brannte noch stundenlang, nachdem die Deutschen längst schon abgezogen waren. Es ist nicht bekannt, daß die Partisanen nun zum Löschen gekommen wären oder sich sonst um das Schicksal ihrer „Wildwüchslinge“ gekümmert hätten, wie Prušnik sie nannte. Vielleicht hat der eine oder andere der Niedergeschossenen noch gelebt. Der zehnjährige Cyrill und die elfjährige Ancka lagen jedenfalls die ganze Nacht hilflos in ihrem Blut. Prušnik schreibt, die Partisanen hätten sie versorgt. Das ist nicht wahr. Die schliefen im Wald. Erst Nachbarn fanden die Verletzten am Morgen. Und sie verbanden Cyrill und Ancka und brachten sie mit einem Leiterwagen nach Eisenkappel. Erst nachmittags nach der Unglücksnacht kam ein Partisan vorbei, um ein Propaganda-Foto zu schießen. Seine Bilder erfüllen heute noch immer ihren Dienst.

Um die Überlebenden der Perschmannfamilie kümmerte sich nach 1945 der österreichische Staat. Er zahlte diesen Opfern des Krieges eine Opferfürsorgerente.

Das Schicksal der Familie war tragisch, so schrecklich wie das Schicksal der hunderttausenden Frauen und Kinder, die in den Bombenteppichen umkamen oder in den Lagern der kommunistischen Unmenschlichkeit erschlagen wurden oder dort verhungert sind.

Aber den Nachfahren der Partisanen geht es wohl nicht so sehr um das Schicksal von Menschen. Für sie ist der Perschmannhof so etwas wie ein „Ewiges Feuer“, das anklagen, vom eigenen Verbrechen ablenken und die Erinnerung an die alten Ziele des Partisanenkrieges wachhalten soll.

Todesurteil für Gefangene

Das Töten von Gefangenen ist eine unvermeidliche Folge des Partisanenkrieges. Milovan Djilas bekennt in seinem Buch „Der Krieg der Partisanen", daß das Töten der Gefangenen — von Ausnahmefällen abgesehen — die Regel war. Er selbst schildert, wie er in Serbien zwei deutsche Gefangene neben einer Quelle sitzen sah: „Ich nahm mein Gewehr und versetzte dem Deutschen mit voller Wucht einen Schlag auf den Kopf. Der Gewehrkolben brach ab, der Deutsche fiel auf den Rücken. Ich zog mein Messer und schnitt dem Deutschen mit einem Zug die Kehle durch. Dann reichte ich das Messer Raja Nedeljkovic, damit er den zweiten erledige. Die beiden machten nicht einmal den Versuch, sich zu wehren oder zu fliehen."

Djilas war damals der Stellvertreter Titos! Er gab also ein Beispiel zum Mord. Wenn das ein deutscher General gemacht hätte, ihn hätte man gehängt.

Die Gnadenlosigkeit gegen Gefangene im Kleinkrieg ist in der Unmöglichkeit begründet, Gefangene in sichere Verwahrung zu bringen. Man kann sie entwaffnen, ausplündern, entkleiden und freilassen oder sie werden unschädlich gemacht. In der Regel wurden sie „unschädlich" gemacht.

Zeuge einer furchtbaren Massentötung von Soldaten der zerschlagenen 1. Gebirgsdivision war im Herbst 1944 der spätere Kärntner Nationalratsabgeordnete Dr. Otto Scrinzi. Die Gefangenen wurden zu vielen Hunderten gefesselt, an die Save geführt, erschossen und in den Fluß geworfen.

Auf dem Weg zur Hinrichtung wurde Scrinzi, der als Arzt seine Rotkreuzarmbinde trug, in letzter Minute durch einen berittenen Partisanen von seinen Kameraden losgebunden und zu einem Verbandsplatz gebracht, wo er einem sowjetischen Offizier das zerfetzte Bein amputieren mußte. Scrinzi entkam 1945 der Kriegsgefangenschaft, indem er auf einem Transport seine Bewacher überrannte und sich zu den deutschen Linien durchschlug.

Nach offiziellen Angaben von slowenischer Seite waren durch die Aktionen der Partisanen in Kärnten 3800 Menschen getötet worden. Diese Zahl ist sicher übertrieben, denn sie beruht auf Meldungen der Partisaneneinheiten, die im Krieg guten Grund hatten, ihren Vorgesetzten Erfolge zu berichten. Aber es wird nie geklärt werden, wieviele dieser Toten Polizisten, Landwachtmänner oder andere Angehörige von Sicherheitskräften waren, die sich den Partisanen bereits ergeben hatten.

Schon beim ersten Überfall der Partisanen in Kärnten, der sich 1943 im Schellanderwald bei Abtei ereignete, wurden drei blutjunge holländische Freiwillige der Waffen-SS, die verwundet liegen geblieben waren, von den Partisanen ermordet. Sie schnitten den Wehrlosen die Kehlen durch.



Ein junger Partisane, der bei einem Einsatz des RAD-Zuges in den Wäldern um Eisenkappel in Gefangenschaft geriet. Er wurde befehlsgemäß beim Gendarmerieposten abgeliefert und später in ein Lager eingeliefert.
Photo: Mallenbrein

Genau so wie es Djilas getan hat.

Daß die Titopartisanen immer wieder Gefangene machen konnten, lag in der Natur des Partisanenkampfes. Die Waldläufer waren überall und nirgends. Herrschte längere Zeit Ruhe, so riß sofort wieder Sorglosigkeit ein und das erleichterte natürlich die Überrumpelung.

Nicht immer wurden Gefangene von den Titopartisanen erschossen. Es kam vor, daß man vor allem Landwachtmänner nur entwaffnete und ihnen die Kleidung auszog, die man brauchen konnte.

Solche Fälle sprachen sich herum und förderten vor allem gegen Ende des Krieges die Kapitulationsbereitschaft.

Aus einem Divisionsbefehl der in Kärnten eingesetzten Division z. b. V. 438 geht hervor, daß sich z. B. in Packstein eine Stützpunktbesatzung in der Stärke von 30 Mann den Titopartisanen ergeben hatte, weil sie ihren freien Abzug versprochen hatten.

Alle 30 wurden dann mit Genickschuß aufgefunden.

Verhör ohne Genickschuß

Ein in dieser Zeit nicht alltägliches Erlebnis hatte der damalige Volkssturm-Kompaniekommandant Anton Brummer auf der Saualm. Der noch an den Folgen eines Lungensteckschusses leidende Kriegsversehrte saß eines Abends im Herbst 1944 beim Besitzer Karl Liegl in Eberstein. Da rumpelten plötzlich Partisanen in die Stube und Brummer starrte in die Mündung einer Maschinenpistole.

Liegl ließen sie ungeschoren, den Volkssturm-Kompaniekommandanten nahmen sie in die Mitte und verschwanden in der Nacht. Mit der MP im Rücken stieg Brummer mit der Eskorte wohl eine Stunde lang die Saualmhänge empor. Nachdem, was er von den Liquidierungen auf der Saualm wußte, hatte er mit seinem Leben abgeschlossen.

Auf einer Lichtung im Wald wartete offenbar schon ein Kommandant mit seiner Begleitung. Der Partisane, der deutsch sprach, wollte von dem Gefangenen Angaben über die militärischen Verhältnisse in Eberstein und im Görtschitztal.

Brummer gab bereitwillig Auskunft. Aber der erfahrene Soldat sagte nicht nur, was da war, sondern auch was nicht da war. Er erfand neue Einheiten und kündigte an, er habe von der Verlegung noch stärkerer Kräfte in das Görtschitztal gehört.

Die Partisanen waren immer bereit, die sie bekämpfenden deutschen Sicherheitskräfte maßlos zu überschätzen. Noch 40 Jahre später sprach Karl Prušnik in seinem Buch wiederholt von vieltausendköpfigen deutschen Kampfeinheiten, die es jedoch nie gegeben hatte.

Der Partisanenführer schien von Brummers Angaben sehr beeindruckt zu sein. „Jetzt werden sie mich umlegen", dachte der Gefangene.

Aber das Wunder geschah: Ein Wink und der überraschte Volkssturmführer konnte gehen. Zum Abschied gaben ihm die Partisanen noch ein hektographiertes Flugblatt mit, in dem Hitler der Tod gewünscht und Österreich die Freiheit versprochen wurde.

Auch so etwas gab es also.

Dennoch: Die Zahl der ermordeten Gefangenen war groß. Aus einem Divisonsbefehl der erwähnten Division (z. b. V.), deren Kommando in Klagenfurt lag, wird in einem Rückblick auf das Jahr 1944 festgestellt, daß zwei Offiziere und 145 Mannschaften als vermißt gelten. „Mit ihrer feigen Ermordung muß gerechnet werden" hieß es im Befehl.

Am 6. November 1943 schossen Partisanen acht Gendarmen nieder, die sich ergeben wollten.

Das geschah im Hotel Groß in Bad Vellach, am hellichten Tag. Ohne Zweifel war die Aktion kühn geplant. Der Gendarmerieposten war zu einem Stützpunkt ausgebaut. Aber die Gendarmen verließen ihn jeden Mittag, um im Hotel Groß ihr Mittagessen einzunehmen. Da saßen sie, acht Mann hoch, an der Tafel im Speisesaal. Nur einen Mann hatten sie auch an diesem Tag als Telefonposten im Stützpunkt zurückgelassen, dessen Tor von innen versperrt war.

An jenem 6. November traten nun zwei Zivilisten in den Saal, die niemand zunächst beachtet hatte. Bis sie plötzlich, Maschinenpistolen im Anschlag, den Gendarmen zudonnerten: „Hände hoch." Alle acht hatten ihr Koppel mit den Pistolen außer Griffweite an der Wand hängen. Ihre Lage war aussichtslos, sie

hoben die Arme und dann ratterten die Maschinenpistolen der beiden Partisanen los.

Fünf Mann waren tot. Einer war schwer verletzt und nur einer hatte den Feuerstoß mit einem Streifschuß überlebt.

Unterdessen hatten die Partisanen das Tor zum Gendarmerieposten eingerammt und den Telefonposten außer Gefecht gesetzt. Im Magazin des Postens machten sie reiche Beute an Uniformen und Waffen.

Prušnik behauptet in seiner Darstellung dieses Vorfalles, die Partisanen hätten deshalb die ganze „Tischrunde" erschossen, weil einer der Gendarmen versucht hätte, nach seinem Koppel zu greifen.

Der Gendarm Jessernig in Griffen zum Beispiel hatte nicht nach dem Koppel gegriffen, er stand in Unterhosen da und wurde doch umgebracht. Altbürgermeister Titus Müller erinnert sich:

„Die Beamten Hribernig und Jessernig waren am 1. März 1945 beim Bauern Simon Schichar in Windisch-Grutschen eingekehrt. Sie saßen am Tisch, als Partisanen in die Stube stürmten: ‚Hände hoch'. Im selben Augenblick ging auch schon eine MP los und Hribernig sackte mit einem Kopfschuß tot zusammen. Jessernig mußte sich seiner Uniform entledigen. Auch der Schuhe. Er zögerte, denn draußen lag noch Schnee. Als Jessernig ausgeplündert war, jagte der Partisane dem Waffenlosen eine Garbe in den Leib."

War das Erschießen deutscher Gefangener eine Selbstverständlichkeit, so war aber umgekehrt in Kärnten das Töten von Partisanen ein todwürdiges Verbrechen. Nach dem Krieg setzte auch in Kärnten eine gnadenlose Verfolgung ein. Es wurden Todesurteile gefällt und langjährige Haftstrafen ausgesprochen.

Nur zwei typische Beispiele sollen der Vergangenheit entrissen werden.

Bei einem Partisaneneinsatz im Jahre 1944 hatten die Freischärler einige Tote und Verwundete. Der deutsche Leutnant von der nahen Art.-Ersatzabteilung in Seebach, der den Einsatz geleitet hatte, veranlaßte den Abtransport der verwundeten Partisanen. Einer der Verletzten, ein serbischer Kommissar, wartete bis der Leutnant sich umdrehte, dann griff er blitzschnell in den Stiefelschaft, zog die Pistole und jagte diesem eine Kugel in den Rücken. Der Deutsche brach tot zusammen.

Der darüber empörte Gend.-Abschnittsleiter Major Max Rigerl erschoß daraufhin den Heckenschützen.

Nach dem Krieg war Rigerl in Wolfsberg interniert.

Die Briten untersuchten den Fall. Einer der vernehmenden Sergeanten sagte: „Ich hätte auch so gehandelt." Die Briten stellten das Verfahren ein. Rigerl wurde aus Wolfsberg entlassen.

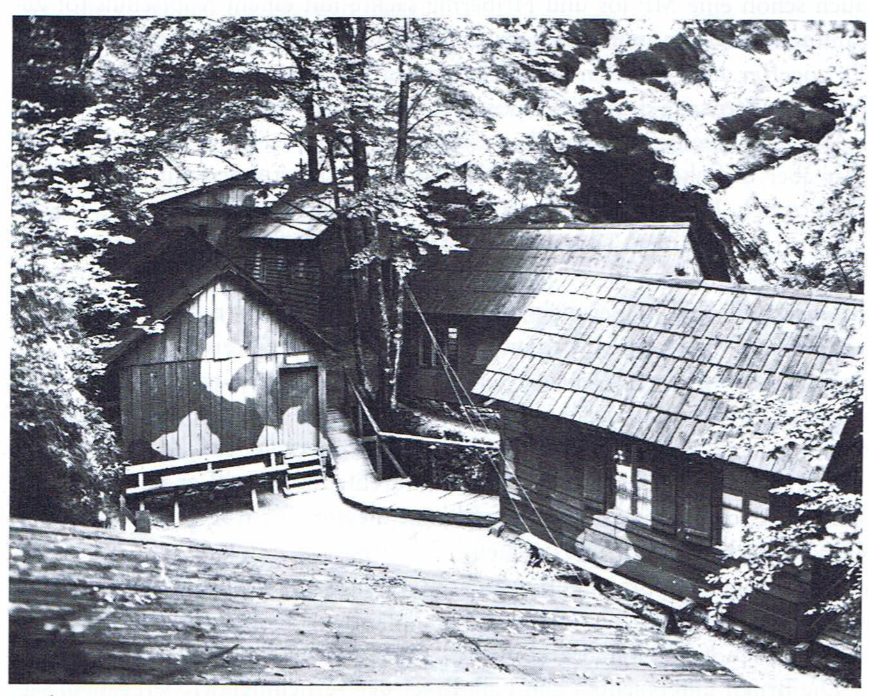
Jetzt erhob aber die österreichische Staatsanwaltschaft Anklage. Am 15. August 1948 wurde der Major gnadenlos zu elf Jahren Gefängnis verurteilt.

Der Gendarmerie-Oberleutnant Andreas Feldner hob 1945 eine Funkstelle der Partisanen auf der Saualpe aus. Er schickte die zwei jungen Gefangenen zur Gendarmerie Eberstein. Die wollte sie nicht haben. Dann schickte er sie mit Bedeckung nach Klagenfurt zum Kommandeur der Gendarmerie. Der wollte sie auch nicht haben. Man bedeutete ihm, kurzen Prozeß zu machen.

In dieser Lage tat der unglückliche Gendarmerie-Offizier das, was in dieser Lage auch Partisanen getan hätten. Er gab einem Volkssturmmann Befehl, die Gefangenen zu erschießen.

Der Oberleutnant wurde nach dem Krieg von einem Volksgerichtshof in Graz zum Tode verurteilt. Der Volkssturmmann aus Eberstein kam mit zehn Jahren Gefängnis davon.

In einem anderen Fall wurde ein Kompanieführer der Polizei zu vieljähriger Haft verurteilt, weil er für die Erschießung von zwei Zivilpersonen im Gebiet von Eisenkappel verantwortlich gemacht worden war, obwohl er sie nicht angeordnet hatte. Es genügte, daß die Tat in seiner Einheit geschehen war. Die erschossenen Eheleute hatten vorsätzlich die Partisanen unterstützt.



Nicht wenige verwundete Partisanen sind in deutschen Lazaretten wieder gesund gepflegt worden. Für leichtere Fälle hatten sie Sanitätsbunker in Zell-Pfarre und in der Nähe der Stok-Hube unter dem Altenberg im Obirgebiet. Ein klassisches Partisanenlazarett, das im Krieg von den Deutschen nie entdeckt wurde, war „Bolnica Franja“ in den Wocheiner Bergen.

Im allgemeinen galt auf deutscher Seite die Weisung, gefangene Partisanen beim nächsten Gendarmerieposten abzuliefern. Aus der jugoslawischen Partisanenliteratur geht hervor, daß verwundete Partisanen in das Landeskrankenhaus Klagenfurt eingeliefert wurden. Gefangene Partisanen wurden in das Lager Tessendorf oder in ein KZ gebracht. Prušnik berichtet von geglückten Fluchtunternehmungen aus dem Lager Tessendorf. Andererseits braucht nicht gesagt zu werden, daß die Einlieferung in ein KZ auch keine Lebensversicherung war. Aber wer als Partisan oder als Sympathisant auch nur kurze Zeit dort festgehalten wurde, erhielt nach 1945 seine §-4-Bescheinigung, den Opferfürsorgeschein.

Neben Lebensmittelrequirierungen, kleineren militärischen Aktionen und Liquidierungen war die „Mobilisierung von Neulingen" eine Haupttätigkeit der Partisanen.

Typisch dafür der erbeutete Bericht einer „Sicherungsgruppe Kamnik", die auch in das Gebiet von Eisenkappel hineinwirkte:

12. 4. 1944: Gemeinsam mit der Šlanderbrigade 80 Neulinge mobilisiert.

15. 4.: 5 Neulinge mobilisiert und sie an die Verbindungsstelle abgeführt. In einem Geschäft beschlagnahmt: 300 kg Zucker, 915 Spulen Zwirn, 27 m Stoff, 44 Schachteln Nestle, 21 Stück Margarine, 30 Schachteln Zichorie, 21 kg Maccaroni, 30 Männerhemden und fünf Paar Strümpfe. Abgeliefert dem Gruppenkommando.

17. 4.: Einen Neuling, der sich versteckt hielt, gefangen und mobilisiert. Über die Verbindungsstelle zum Bataillon geschickt. Zwei Frauen verwarnt. Ernährungsaktion auf ein Schwein. 2 Mausergewehre beschlagnahmt.

18. 4.: Hochverräter Grahek justifiziert."

Es mag in dem vorstehenden Tagesbericht einer Partisaneneinheit auffallen, wie sorgfältig über die erpreßten Lebensmittel Buch geführt wurde.

Hier war die Disziplin mit drakonischer Härte aufrecht erhalten worden. Die Unterschlagung einer Kartoffel konnte schon mit sofortigem Erschießen geahndet werden.

Ein Menschenleben galt damals nichts und es wurde von den Führern aller Ränge ohne jedes Verfahren blutige Justiz geübt. Gar mancher Deserteur der deutschen Wehrmacht mag sich da über die Willkür gewundert haben, die er sich gegen die Zucht und Ordnung in der Wehrmacht eingetauscht hatte. Franz Dovjak zum Beispiel aus Leppen, um ein Beispiel zu nennen. Wenn er gewußt hätte, wie es bei den Partisanen zugeht, wäre er nicht in den Wald gegangen, soll er einem Kameraden anvertraut haben. Der ging zum Kommissar und meldete pflichtgemäß die defaitistische Äußerung.

Dovjak wurde sofort erschossen.

Er war nicht der einzige, dem die Flucht vor der Ostfront in den heimischen Wald nicht gut bekam.

Die Täuschung wirkte wie Nervengas

So wurden die Deutschen bei der Kapitulation betrogen. Der Marsch nach Klagenfurt erfolgte nie.

Als am 8. Mai 1945 der Befehl zur Kapitulation erging, befanden sich noch 150.000 Mann der Heeresgruppe Löhr auf slowenischem Gebiet. Die letzten Nachhuten der Deutschen waren nur mehr 72 Marschstunden von der Kärntner Grenze entfernt.

Es war zunächst auf deutscher Seite erwogen worden, den Truppen den Befehl zu geben, weiter zu kämpfen. Nichts hätte sie auf dem Weg nach Kärnten und in die Steiermark aufhalten können.

Aber die Briten, mit denen Generaloberst Löhr in Griffen bei Völkermarkt verhandelt hatte, zeigten, auf höheren Befehl, keine Neigung, die noch auf jugoslawischem Gebiet stehenden Teile der Heeresgruppe zu übernehmen. Diese Haltung dürfte nicht zuletzt auch auf die bedeutenden Probleme der Versorgung und der Verwahrung zurückzuführen sein, denen man aus dem Wege gehen wollte.

Die Ablehnung der Briten kostete mindestens 50.000 deutschen Soldaten das Leben in jugoslawischer Gefangenschaft.

Denn Generaloberst Löhr resignierte angesichts der britischen Weigerung und gab den Befehl zur Kapitulation.

Sein Chef des Stabes, General Schmidt-Richberg, rechtfertigte später diesen Entschluß in seinen Erinnerungen: „Jeder Kampf über den 9. Mai hinaus mußte zur Auflösung der letzten Ordnung führen. Es mußte ein Chaos entstehen, dem auch die Engländer und Amerikaner nicht tatenlos zusehen konnten. Führung und Truppe wären zwangsläufig vogelfrei geworden.

Vogelfreier als sie dann tatsächlich wurden, hätten sie allerdings bei einem bewaffneten Weitermarsch nach Kärnten auch nicht werden können.

Das Chaos aber, das dann in Blut ertrank, hätte vermieden werden können, wenn die noch immer disziplinierten deutschen Verbände unter Waffen geblieben wären.

Ein Beweis für diese Annahme bilden die geschlossenen Abteilungen, die noch Tage nach der Kapitulation Kärnten erreichten, weil die jugoslawische Kampfmoral im Siegesjubel jäh abgesunken war. Das Kosaken-Kavalleriekorps unter General von Pannwitz, das zum Zeitpunkt der Kapitulation noch einen Frontabschnitt bei Warasdin gehalten hatte, ritt ungeachtet des Waffenstillstandes jeden sporadischen Widerstand der Partisanen nieder und erreichte



Aus Slowenien strömten Anfang Mai die Truppen nach Kärnten. Das waren die Glücklichen, die noch durchkamen. An sie wagten die Kärntner Partisanen sich noch nicht heran.

nach einem Gefecht bei Unterdrauburg mit den letzten Teilen des Korps am 13. Mai 1945 bei Lavamünd Kärntner Boden. Ein Offizier aus dem Stab von Pannwitz, Dr. Leopold Graf Goess, der spätere Bundesrat, erinnert sich: „Am 15. Mai 1945 ritten bei Griffen die Regimenter in einer Straffheit, die erschütternd wirkte, zum letztenmal an General Pannwitz vorbei. Pannwitz ergab sich den Briten, die ihn 14 Tage später mit seinen Offizieren und Soldaten prompt an die Sowjets auslieferten.

„Freier Abzug"

Die rasche Kapitulation der deutschen Verbände hatten die jugoslawischen Unterhändler durch einen einfachen Trick erreicht. Die ausgelaugten, abgekämpften, erschöpften Soldaten wollten nichts als heim. Also sagten die Jugoslawen den deutschen Kommandeuren freien Abzug nach Kärnten zu. Die Zusage wirkte wie Nervengas.

Kennzeichnend für die Situation jener Tage ist der Bericht des inzwischen verstorbenen Majors des Bundesheeres Herbert Danner aus Klagenfurt.

„Am 8. Mai 1945", so erinnerte sich der damalige Kommandant einer Gebirgsbatterie, „kämpfte ich nordwestlich Agram die Partisanen nieder, um einem Nachhutbataillon, der todgeweihten volksdeutschen Prinz-Eugen-

Division, das Absetzen über ein weites freies Gelände zu ermöglichen. Dann erhielt ich meinen letzten Funkspruch vom Regiment: Absetzen, Sammeln in Spittal a. d. Drau!

Zwei Tage marschierten wir gesichert nordwärts über das bergige Land. In Kamnik wehten schon rote Fahnen. Am Ortsausgang stieß die Spitze der Batterie auf einen deutschen Oberst, der zusammen mit einem Partisanenoffizier in einem Kübelwagen saß und mich aufforderte, die Waffen abzugeben. Ich weigerte mich. In Krainburg stieß ich auf ein Heerlager, meine 104. Jägerdivision und Tausende Angehörige anderer Verbände. Sie hatten bereits die Waffen abgegeben, lagerten in der Sonne und warteten auf den Abtransport nach Klagenfurt. ‚Morgen früh um 4 Uhr Abmarsch', riefen mir die Kameraden zu. Ich wurde geradezu als verrückt angesehen, noch mit voller Kriegsbemalung zu marschieren. ‚Wozu? Die Partisanen wollen nur die Waffen, nicht uns. Man hat uns freien Abzug zugesichert', sagte der sächsische General Stefan zu mir mit Schärfe; ‚wir haben keinen Anlaß, an ihrem Wort zu zweifeln.'

Ich traute dem Frieden nicht, aber da auch einige meiner Unteroffiziere weich geworden waren, resignierte ich. Nur meine Österreicher schickte ich ins Gebüsch. Sie waren die einzigen der Batterie, die noch im Mai heimkamen. Einige kamen nach 6 Jahren heim, die meisten nie.

Am nächsten Morgen, am 12. Mai, marschierten wir damals tatsächlich Richtung Seebergsattel. Aber schon nach vier Kilometern hieß es: ‚Die Straße ist durch kämpfende SS blockiert. Wir marschieren aus Sicherheitsgründen über — Marburg. Dort fiel dann plötzlich die Maske der Täuschung. Wir wurden total ausgeplündert: Vielen wurden die Schuhe weggenommen. Der Todesmarsch begann. Unter den Kolonnen der Verlorenen befanden sich viele Krankenschwestern und Blitzmädchen. Die Straße nach Belgrad war mit Toten gesäumt."

Von den 100.000 Mann, die damals in die jugoslawische Gefangenschaft marschierten, kam jeder zweite um!

Generaloberst Löhr war damals freiwillig seiner Heeresgruppe in das Verhängnis gefolgt. Er hatte sich am 15. Mai mit seinem engsten Stab von Griffen bei Völkermarkt nach Marburg begeben, in die Gefangenschaft, aus der er nicht mehr zurückkehren sollte. Obwohl Tito Löhrs Bemühungen um eine Humanisierung des Partisanenkrieges anerkannt hatte, ließ er ihn am 26. 2. 1947 erschießen. Löhr wußte wahrscheinlich zuviel über die geheimen Fäden zwischen den feindlichen Hauptquartieren. Das war der Hauptgrund, warum ihn Tito umbringen ließ.

Die Treibjagd auf Heimkehrer

Nach dem Todeskampf der Heeresgruppe Löhr begann in Südkärnten ein dunkles Kapitel des Partisanenkrieges: Die Jagd auf die Heimkehrer der, südlich der Karawanken, untergehenden Heeresgruppe E. Zuerst waren es Versprengte der rückwärtigen Dienste, die sich abgesetzt hatten. Nach der Kapitulation aber waren es die Verwegenen, die nicht in die Gefangenschaft gehen wollten oder aus der Gefangenschaft geflüchtet waren.

Sie wähnten sich in Kärnten schon in Sicherheit und fielen in vielen Fällen den Rachemorden einheimischer und jugoslawischer Partisanen zum Opfer, die sich, im Stadium der Auflösung des Dritten Reiches, in den Südkärntner Orten schon ans Licht gewagt und sich dort nach der Kapitulation als Herren aufgespielt hatten.

Es gab Fälle, wo die Heimkehrer regelrecht in Todesfallen gelockt wurden. Die Geschehnisse sind zum Teil erstmals 1953 durch die Serie „Die blutige Grenze“ in der „Kleinen Zeitung“ bekanntgeworden.

Tragödien hatten sich, den Recherchen des Blattes zufolge, in einigen Orten abgespielt.



Erschöpfte deutsche Soldaten in den Händen der Partisanen. Mit Draht aneinandergefesselt, warten sie darauf, zu einer Grube geführt und dort erschossen zu werden. Bis zur Kapitulation machten die Partisanen keine Gefangenen. Verwundete wurden auch nach der Kapitulation alle umgebracht.

(Aus „Slovenski Zbornik“ 1945)

In der Nacht zum Pfingstsonntag 1945 wurden in St. Veit im Jauntal eine Gruppe von neun Heimkehrern, darunter zwei Nachrichtenhelferinnen, nach tagelanger qualvoller Gefangenschaft erschossen. Die Leichen ließ man liegen. Kirchgänger sahen am Pfingstsonntag mit Schaudern das Werk der nächtlichen Mörder auf einer Wiese. Alle Toten hatten Schüsse im Rücken.

Sie wurden später auf dem Friedhof in St. Veit im Jauntal begraben. Über dem Grab stand ein Kreuz mit der Inschrift: „Hier ruhen neun Heimkehrer, darunter zwei Frauen. Die Erde sei ihnen leicht."

Die Worte „Heimkehrer" und „Frauen" wurden später von unbekannten Händen überschmiert und unkenntlich gemacht.

In der Bevölkerung ging das Gerücht um, daß unter den liquidierten Personen auch drei Kinder gewesen seien. Von ihnen fehlt aber jede Spur.

Der Partisane, der für das Massaker verantwortlich war, wanderte später nach Jugoslawien aus.

Die Erinnerung an die Mordtat ist heute noch in dem kleinen malerischen Ort lebendig. Es gibt noch Frauen und Männer, die die Toten auf dem Feld zwischen St. Primus und St. Veit liegen gesehen haben. Einem der Toten, so erinnert sich eine Augenzeugin, hatten die Partisanen die Uhr belassen. Sie hatten sie ganz offensichtlich übersehen.

Die Uhr nahm ein Einheimischer an sich.

Die Leichen der Ermordeten wurden im Zuge der großen Umbettung auf den Heldenfriedhof in St. Veit beerdigt. Dort werden sie unter der falschen Bezeichnung „Kriegstote" geführt. Es waren keine Kriegstoten. Es waren Mordopfer der Nachkriegszeit.

Das Kreuz auf dem Friedhof der mauerumgürteten Kirche von St. Veit im Jauntal, ist verschwunden. Aber der Grabhügel ist noch immer zu sehen und er wird seit fast 40 Jahren immer wieder zu Allerseelen von Frauen des Ortes mit Blumen geschmückt.

In Globasnitz war der Bevölkerung gesagt worden, sie möge Heimkehrer zur Gemeinde schicken, dort würden sie verpflegt werden.

Sechs Angehörige der Wehrmacht gingen in die Falle. Sie wurden von einem ortsansässigen Partisanen, der sich Polizeigewalt angemaßt hatte, im Zollhaus gefangen gesetzt und in den folgenden Tagen schwer mißhandelt. Als die Partisanen Kärnten räumen mußten, wurden die Gefangenen auf eine Wiese getrieben, wo eine Grube vorbereitet war. Die Gefangenen waren mit Telefondraht aneinandergefesselt. Sie mußten sich in ihr Grab legen und wurden dann vermutlich mit Schaufeln und Krampen erschlagen.

Die Leichen wurden später exhumiert und auf dem Friedhof beigesetzt. Auch diese sterblichen Überreste wurden später nach St. Veit an der Glan gebracht.

Der Schuldige an diesem Massaker ging später auch nach Jugoslawien.

Keine Zeugen gibt es für ein Massaker, das sich an der Gurker Brücke ereignet hatte. Dort wurden später insgesamt 52 Tote exhumiert. Allen waren die Erkennungsmarken abgenommen worden. Einer der Ermordeten konnte als Assistenzarzt identifiziert werden. Alle Toten wurden in Gurnitz bestattet. Ein Gedenkstein des Abwehrkämpferbundes erinnert dort an diesen Massenmord.

Keine Zeugen gibt es für das Gemetzel, das vor dem Abzug der Partisanen bei Eberndorf geschehen ist. Man fand in der Nähe eines Feldkreuzes westlich des Ortsausganges die Leichen von sieben Soldaten. Den Toten war die Uniform geraubt und die Schuhe ausgezogen worden. Man hatte ihnen die Augen ausgestochen und die Geschlechtsteile abgeschnitten. In einem Steinbruch bei Eberndorf wurden Leichen gefunden, die keine Fingernägel hatten. Hier muß grauenhafter Sadismus am Werk gewesen sein.

Augenzeugen gab es aber für den Massenmord auf dem Steinerberg, wo auf dem Hof des Bauern Rochus Sorger sieben Heimkehrer von den Partisanen während eines Gelages bei Gesang und Harmonikaspiel mit Kolbenhieben erschlagen wurden.

Bis zur Umbettung nach St. Veit an der Glan kündete ein Kreuz mit Stahlhelm auf dem Friedhof in Stein: „Hier ruhen sieben unbekannte Heimkehrer. Die Erde sei ihnen leicht".

Über den Hergang des Mordes sagten später drei deutsche Heimkehrer aus, die der tapfere Bauer Rochus Sorger vor dem Erscheinen der Partisanen auf der Tenne seines Anwesens versteckt hatte.

Es geschahen auch Wunder

In diesen Wochen, wo die Partisanen am Fließband töteten, ereigneten sich auch Wunder.

Dr. Georg Aschner (Klagenfurt) hatte sich um den 20. Mai 1945 herum auf der Petzen zusammen mit einem Salzburger Oberleutnant den Partisanen ergeben. Sie dachten: „Der Krieg ist aus. Das Töten zu Ende".

Sie wurden in ein improvisiertes Lager gebracht, das am Fuß der Petzen innerhalb eines E-Werkes in Schwarzenbach lag.

Er erinnert sich: „Es war Vormittag und die eingezäunte Wiese am Ufer eines Baches oder eines Kanals war schon voll mit etwa 100 Gefangenen, Deutsche und Kroaten. Wir durften nicht miteinander sprechen. Die Posten drohten sofort mit der MP. Die meisten von uns saßen apathisch am Boden.

Als es Abend wurde, erfaßte uns lähmendes Entsetzen. Die ersten sechs oder zehn wurden in ein langgestrecktes Gebäude geholt. Dort wurden sie ausgeraubt und ausgezogen, sofern sie brauchbare Uniformen anhatten. Dann wur-

den sie mit Draht aneinandergefesselt. Wir sahen, wie sie weggeführt wurden.
Bald darauf hörten wir Feuerstöße.
Und nun begann ein unglaubliches Schauspiel.
Wir alle wußten, daß wir nun zu sterben hatten. Aber es brach keine Panik aus. Es gab kein Aufbäumen gegen das grausige Schicksal. Keine Ausbruchsversuche in das Feuer der schußbereiten Posten.
Wie gelähmt folgten wir dem tödlichen Schauspiel. Eine Gruppe nach der anderen verschwand im Haus, wurde ausgeraubt und gefesselt fortgeführt. Immer hörten wir das Aufbellen der Maschinenpistolen."
Dr. Aschner bekennt: „Der Entschluß auszubrechen kam ganz urplötzlich über mich, als wir den Kanal entlang zum Haus geführt wurden. Nie werde ich begreifen, woher ich die Kraft nahm, mich fast aus dem Stand im Hechtsprung über das wohl 3 m breite Wasser zu werfen. Ich fiel hinein, bekam aber den Uferrand zu fassen und zog mich hoch und schoß in Sprüngen in den nahen Wald.
In der furchtbaren Erregung hörte ich die Schüsse nicht, die sie mir nachgefeuert haben müssen. Ich hetzte die Petzenhänge aufwärts, die ganze Nacht. Im Lobniggraben auf der Kärntner Seite labte mich eine tapfere Bäuerin, deren Mann irgendwo in Rußland verschollen war."
Im Lager sollen die Erschießungen noch tagelang angedauert haben. Tagsüber füllten sie den eingezäunten Hof mit Gefangenen, abends machten sie ihn mit Maschinenpistolen wieder leer.
Die Mordmaschine der Partisanen arbeitete damals im Mießtal pausenlos.
Zu den wenigen, die ihr entrannen, gehörte auch der Obermaat aus Bonn, Karl Hoffmann. Er hatte mit einem Kameraden, Werner Sonn, einem jungen Saarländer, die Todeszone am Klopeiner See glücklich durchmessen. Dort hatte man gerade am Pfingstsonntag vier Heimkehrer, die im Hotel „Obir" eingesperrt gewesen waren, mit Genickschüssen aufgefunden. Sie müssen vorher viehisch gequält worden sein.
Jetzt waren die beiden, der 45jährige Maat und der 20jährige Gefreite der Luftnachrichtentruppe, auf dem Weg zur Drau. Am Steinerberg fragten sie eine junge Frau um den Weg. Die zeigte ihnen die Richtung, in der sie genau den Partisanen in die Hände liefen.
So schilderte es Hoffmann viele Jahre später, als er als Beamter des Bonner Wirtschaftsministeriums wieder nach Kärnten kam:
„Ein Partisane sah unsere Soldbücher und sagte zu mir höhnisch: ‚Gratuliere zum Geburtstag'.
Er hatte das Datum richtig gelesen. Die Partisanen raubten uns aus, stritten sich noch um einen Rasierapparat. Dann fesselten sie uns die Hände auf den Rücken und in diesem Augenblick faßte ich blitzschnell den wahnwitzig scheinenden Entschluß zur Flucht.

Ich drehte mich um und lief mit den am Rücken gebundenen Händen um mein Leben."

Die Schüsse der Partisanen trafen Hoffmann nicht. Er warf sich ins Dickicht, hörte die Partisanen fluchend vorbeieilen, erreichte die Drau, die er in der Nacht mit Hilfe eines Balkens überquerte und war gerettet.

Heimkehrer lebendig begraben

Bei der Treibjagd auf unbewaffnete arglose Heimkehrer waren in den meisten Fällen Einheimische beteiligt. Die einen mordeten aus Haß, die anderen aber dürften verhinderte Krieger gewesen sein, die in einen Blutrausch gerieten und die Maschinenpistole rattern hören wollten, wo ihr Gebrauch kein Risiko mehr war.

Sie schossen überall. Mitte Mai sagte ein Partisane im Gasthaus in Loibltal so nebenbei: „Da oben", er meinte die Scheriaualm, „haben wir eine umgelegt. Ihr könnt sie holen." Oben lag ein totes unbekanntes Mädchen, eine Kroatin.

Am 14. August wurde in Podrein ein Grab mit sieben Heimkehrern entdeckt, sie waren ganz oberflächlich verscharrt worden.

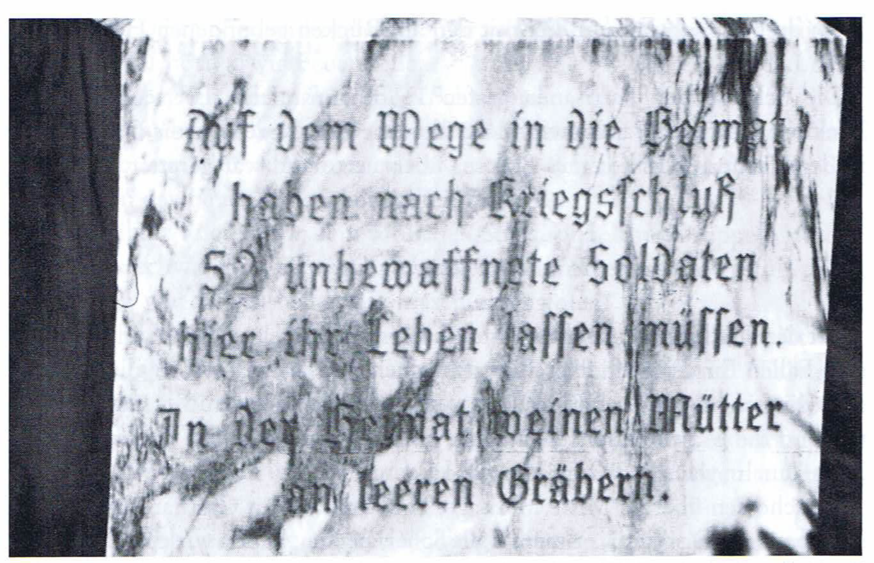
Besondere Mordlust zeichnete die Partisanen im Gebiet östlich der Annabrücke aus.

Hier eine Verlustliste: In der Nähe der Ortschaft Möchling fand man den Heimkehrer Stefan Marczinuik. Von Partisanen erschossen. In derselben Gegend starb der Soldat Michael Miskiw. Ebenfalls in Möchling kam der Wehrmachtangehörige Fritz Wagner aus Augsburg um. Noch am 15. Mai wurde der Unteroffizier Karl Huber, 30 Jahre alt, bei Gallizien massakriert. Den SS-Obersturmführer Storch fand man tot bei Wildenstein. Ein Gemetzel gab es vor der Annabrücke. Dort fand man 15 Leichen, die der Uniformen beraubt worden waren. Sie waren zum Teil erschlagen, zum Teil erschossen worden. Zwei weitere Tote waren ältere Zivilisten.

In Abtei wurde ein unbekannter Heimkehrer von Partisanen angeschossen. Er war schwer verwundet. Aber die Partisanen haben ihn, wie später aus Andeutungen von Sympathisanten bekannt wurde, noch lebend neben einem Feldkreuz verscharrt.

Von einem Erlebnis aus diesen Tagen berichtet Frau Stefanie Leitner, die damals auf dem Anwesen ihrer Eltern in Unterkrain, Gemeinde Gallizien, lebte. Ihr Vater war, wie erwähnt, von Partisanen ermordet worden.

Es war zu Pfingsten 1945: „Meine Schwester Amalia, die damals 16 Jahre alt war, ging auf die Wiese neben unserem Haus, um dort Blumen für das Grab des Vaters zu pflücken. Da hörte sie aus der Gegend des Rutarhofes, des Wohnsitzes des bekannten Malers Werner Berg, ein Rufen aus dem Wald.



Im alten Friedhof bei der Kirche in Gurnitz mahnt ein vom Abwehrkämpferbund errichteter Gedenkstein an die Heimkehrer, die im Raum Annabrücke und Gurkerbrücke von Partisanen ermordet wurden.

‚Mama', rief die Stimme in höchster Not, ‚Mama', verzweifelt immer wieder ‚Mama'.

Sie lief erschreckt zu uns zurück. Aber wir waren nur Frauen im Haus und wir lebten in ununterbrochener Angst vor den Partisanen, die damals überall Jagd auf entwaffnete Soldaten machten.

Wir wagten es nicht der Stimme nachzugehen, so flehentlich sie auch aus dem Wald geklungen war.

Viele Monate später wurde in diesem Wald eine verweste Leiche gefunden. Es muß ein blutjunger Soldat gewesen sein, der mit einem Schuß im Rücken hilflos verblutet ist.

Einer von vielen, denen der Weg durch Kärnten zum Verhängnis wurde."

Frau Wilfriede Scheriau (Klagenfurt) war im Mai 1945 Lehrerin in Gallizien. Sie erlebte es, wie die Partisanen, die in der Schule einquartiert waren, sechs Flüchtlinge, fünf Männer und eine Frau, in den Wald südlich des Schulgebäudes führten und dort erschossen. Die Habseligkeiten, die die Unglücklichen mitgeschleppt hatten, lagen auf einem Häufchen im Vorraum der Schule: Beute für die Mörder.

Die Todgeweihten hatten Schaufeln mitnehmen müssen, um sich selber ein Grab zu schaufeln.

Ortsbewohner haben später die Opfer der Partisanen ausgegraben und auf den Ortsfriedhof gebracht. Über die Stelle, wo damals die sechs Menschen ermordet wurden, führt heute die Straße nach Abtei.

In Einersdorf bei Bleiburg liefen den Partisanen zwei deutsche Offiziere in die Hände, denen die Flucht nach Kärnten geglückt war. Das war einige Tage nach der Kapitulation. Beide, ein Major und ein Hauptmann wurden erschossen. Beide wurden ausgeplündert. Dem Hauptmann wurde auch der goldene Ring vom Finger gestreift, den er den Mördern vorher nicht hatte geben wollen.

Die Partisanen ließen die Toten liegen. Der Bauer Jamnek begrub sie. Der Major soll Titz geheißen haben, der Name des Hauptmannes blieb unbekannt.

Zu den Glücklichen, die im Mai 1945 durchkamen, gehörte ein blutjunger Soldat des Schijägerbataillons, Stefan Knafl, der später Landeshauptmann-Stellvertreter werden sollte. Am 11. Mai 1945 marschierte sein Bataillon entwaffnet nach Laibach in die Gefangenschaft. Er setzte alles auf eine Karte und wagte aus der marschierenden Kolonne die Flucht.

Mitten durch das von Feinden wimmelnde Oberkrain schlug er sich mit einem Kameraden zum Seebergsattel durch. Ein heimattreuer Kärntner Bauer versorgte die Flüchtlinge und unterrichtete sie über die Lage. Auf Traversen balancierend wie Seiltänzer turnten sie sich über die Reste der abgetragenen Annabrücke und waren gerettet.

Typhus warf Knafl dann für lange Zeit auf das Krankenbett.

„Stoj" im Rosental

Es ist bemerkenswert, daß gerade das Jauntal die Todeszone für Heimkehrer war. Aber auch im Rosental wurde nach der Kapitulation Jagd auf Heimkehrer gemacht. Doch heimtückische Morde durch Einheimische gab es hier nicht. Einer, der damals den Partisanen entrann, ist der damalige Fähnrich Adolf Mikula, der nach der Kapitulation mit zwei Kameraden aus Rosenbach unterwegs in den Heimatort war.

Vor Weizelsdorf kamen ihnen Lastwagen entgegen. Auf dem ersten wehte eine blau-weiß-rote Flagge.

Es geschah ein Wunder. Die Partisanen, in Siegerlaune, warfen den deutschen Landsern, die da am Straßenrand marschierten, Zigaretten zu. Um diese Geste zu würdigen, muß man wissen, daß Tabak damals ein hoher Wertgegenstand, ein wichtiges Tauschobjekt war.

Aber diese Zigaretten wären Mikula beinahe zum Verhängnis geworden. Die drei Heimkehrer zogen nämlich daraus falsche Schlüsse. Sie glaubten wirklich, daß der Friede ausgebrochen sei, und statt sich in die Drauauen zu schlagen, marschierten sie auf der Straße weiter.

Nicht lange. In Suetschach donnerte ihnen bereits das „Stoj" der Partisanen entgegen, die die Straße sperrten und alles festnahmen, was da in Uniform daherkam.

Die drei landeten im Obstgarten des Hauses Wrulich, der in der Eile zum Gefangenenlager gemacht worden war. Dort wurde alles hineingesteckt, was sich an Versprengten aus den Karawankenhängen ins Tal gewagt hatte.

Unter den Bewachern sah Mikula zu seinem Schrecken einen ehemaligen Schulkameraden aus Rosenbach. Jetzt trug er Partisanenuniform, das Schiffchen mit dem Sowjetstern.

Mikula zuckte zusammen. „Wenn der jetzt sagt, daß ich der Sohn des Reichstagsabgeordneten Hans Mikula bin, dann machen die Partisanen mit mir kurzen Prozeß", dachte er.

Aber der Partisane tat so, als hätte er Mikula nie gesehen. Und er schwieg auch später.

Zumindest solange Mikula greifbar war. Aber dem gelang es bald, sich in das Haus zu verdrücken, wo die tapfere Frau des Gendarmeriebeamten Wrulich ihn im Schlafzimmer versteckte. Durch das Fenster gelang ihm später die Flucht. Auch die zwei anderen Rosenbacher konnten den Heimvorteil nützen und entkommen.

Auf der Quadia unter der Golica stießen sie später aber aufs neue auf Partisanen, die sie wild schießend verfolgten. Adolf Mikula erinnert sich heute: „Mit wild klopfendem Herzen lag ich in den Latschen, während die Jugoslawen feuernd an mir vorbei bergab liefen."

Erst Ende Mai wagten sich die Heimkehrer ins Tal.

Dort wurden sie von den Briten unter dem Verdacht, eine Werwolfgruppe gebildet zu haben, verhaftet. Mit Mühe gelang es den FSS den britischen Feldsicherheitsdienst davon zu überzeugen, daß ihr Sinn nicht mehr nach Kampf stand, sondern daß sie lediglich den Partisanen entrinnen wollten.

Die stummen Zeugen in St. Veit an der Glan

Über die Zahl der Opfer der Heimkehrerjagd wurden immer wieder Zahlen genannt, die zu hoch gegriffen sein dürften. Das Schwarze Kreuz weist folgende Zahlen von Kriegstoten für die in Frage kommenden Bezirke aus:

Klagenfurt-Land: 6 Deutsche, die Zahl der Partisanen wird mit 126 angegeben. Der Bezirk Villach verzeichnete 247 Kriegstote und 33 Partisanen. Der Bezirk Völkermarkt 322 Deutsche und 116 Partisanen. Bezirk Wolfsberg: 52 Kriegstote und 2 Partisanen. Insgesamt weist das Schwarze Kreuz nur 282 Partisanengräber aus.

Nun sind in den Zahlen der Bezirke auch jene deutschen Soldaten enthalten, die in einem Lazarett starben oder während des Krieges durch Luftangriffe oder bei Gefechten mit Partisanen ums Leben kamen. Nicht als „Kriegsopfer“ geführt wurden die Opfer der „Tödlichen Hausbesuche“.

1971 wurden auch die Kriegstoten aus Südkärnten auf den Soldatenfriedhof St. Veit an der Glan umgebettet.

Bei der Umbettung wurde leider keinerlei Trennung der im Krieg gefallenen Soldaten und jenen Angehörigen der Wehrmacht vorgenommen, die erst nach dem Waffenstillstand getötet wurden. Auch sie wurden fälschlich als „Kriegstote“ geführt, ihre Gräber mit diesen vermischt. Die genaue Zahl der Heimkehrermorde wird daher nie mehr ermittelt werden können.

Der geheime Drauübergang

Zu den ungewöhnlichen Ereignissen, die bis heute der Nachwelt verborgen blieben, gehört der geheime Drauübergang bei Edling.

Nach der Kapitulation besetzten bis zum Eintreffen der Briten die Partisanen die Draubrücken und machten überall Jagd auf versprengte Heimkehrer. In diesen Tagen setzten tausende Angehörige der verlorenen Heeresgruppe Löhr auf einem Floß bei Pirk heimlich über die Drau.

Möglich wurde die Flucht durch die Opferbereitschaft eines jungen Südkärntner Bauern. Nur wenige Einheimische wissen heute noch von dieser kühnen Tat. Die Partisanen verfügten durch die Mithilfe einheimischer Sympathisanten über einen Nachrichtendienst, dem fast nichts verborgen blieb. Hier aber versagte er.

Viele gerettete Landser kamen nach dem Krieg als Urlauber dankbar ins Kärntner Grenzland zurück.

Aber der Öffentlichkeit bekannt wurde das Geschehnis erst 1983 durch Frau Helene Weiß in St. Kanzian. Denn einer ihrer Feriengäste war eine Verwandte des Realschuldirektors Heinz Winterberg aus Haan bei Düsseldorf. Und dieser Heinz Winterberg war am 18. Mai 1945 als Versprengter in Pirk.

Den Schauplatz des heimlichen großen Drauüberganges gibt es heute nicht mehr. Er ist im Völkermarkter Stausee versunken. Das rettende Ufer für tausende Landser liegt am Grunde des Sees.

Aber den Fährmann gibt es noch: Stefanz Matthäus, Jahrgang 1923. Der Flak-Kanonier, der wegen eines Leidens schon 1944 von der Wehrmacht entlassen worden war, vollbrachte die mutigste, größte Kameradschaftstat erst n a c h dem Krieg. Der bescheidene Mann, von Krankheit gezeichnet, strahlt Güte und Vertrauen aus. Er lebt in einem kleinen Ort bei Bleiburg.

Damals aber im Mai 1945 war er auf dem Anwesen seines Vaters in Pirk, einem Ort am Südufer der heute aufgestauten Drau. Auflösung war überall, Rückzug, Angst vor den Partisanen.

Bei Pirk gab es keine Überfuhr über die Drau. Stefanz wunderte sich deshalb als zwei deutsche Soldaten in den Tagen der Kapitulation zum Hof kamen und sagten: „Wir müssen über die Drau. Im Fluß ist ein Floß, können wir das nicht flottmachen? Wir brauchen Geräte dazu!“

In der Tat — ein riesiges Flachboot war angeschwemmt worden und steckte in Ufernähe fest. Der Bauer und die Landser konnten das Monstrum in schwieriger Arbeit bergen und ans Südufer bringen.

Und damit begann die Rolle des Matthäus Stefanz als Fährmann für das Strandgut des Krieges, das über die Grenze kam. Auf rätselhafte Weise erfuhren immer mehr Flüchtlinge und Heimkehrer, daß es da bei Pirk eine rettende Fähre gab. Immer mehr kamen und wollten über die Drau.



Das ist Matthäus Stefanz, der Mann, der zahllose Landser mit seiner Fähre über die Drau rettete.

Die ersten waren noch voll bepackt, erinnert sich Stefanz, die letzten hatten dann nichts mehr als das, was sie am Leibe trugen. Es waren solche, die aus den Todeskolonnen der Gefangenschaft ausgebrochen waren und glücklich das Drauufer erreicht hatten. Es waren aber auch solche, die sich nie ergeben und sich aus Krain bis zur Drau durchgeschlagen hatten.

In Kärnten zu sein bedeutete ja noch längst keine Sicherheit. Zu vielen Hunderten wurden Soldaten von Partisanen gefangen und über die Grenze ins Mießtal geschafft. Das größte Hindernis auf dem Weg in die Heimat war für viele Landser die Drau, denn die Brücken wurden in diesen kritischen Tagen zu Fallen. Viele Landser schwammen durch die kalten Fluten des damals reißenden Flusses. Mancher wird ertrunken sein.

Die Fähre in der Nähe von Pirk muß für die Menschen auf der Flucht ein Himmelsgeschenk gewesen sein. Ihre Existenz muß sich in der heimischen Bevölkerung im Grenzland herumgesprochen haben. Winterberg z. B. erfuhr in Bleiburg davon. Geradezu unglaublich, daß kein Verräter davon erfuhr, daß die Partisanen, die überall ihre Spitzel hatten, offenbar keine Ahnung davon hatten, was da an der Drau vor sich ging.

Gewiß, das Ufer mit dem Boot war abgelegen und von einer dichtbewachsenen Aulandschaft geschützt. Das erleichterte die Aktion. Aber der Zustrom



Wo einst die Ortschaft Pirk stand, fließen heute die Wellen der Drau. An dieser Stelle war die Zufahrt zum geheimen Drauübergang.

Photo: Ing. Prugger

zu dieser Stelle hätte auffallen können. Die Sicherung des Unternehmens war ein ernstes Problem. Die Partisanen waren überall und nirgends. Ein größerer Haufen lag in Kühnsdorf. Das wußten die Leute in Pirk. Jederzeit konnte eine Patrouille zufällig, oder von Verrätern gerufen, auch in Pirk auftauchen.

Stefanz und sein Vater Valentin trafen Vorsorge. Der Vater war Soldat beim Kärntner Gebirgsschützenregiment 1 gewesen und hatte die Piaveschlachten und die Kämpfe im Grappamassiv erlebt. Jetzt bezog der alte Gebirgsschütze südlich von Pirk einen Aussichtspunkt, von dem aus man damals die zwei Annäherungswege zum Drauufer im Abschnitt Pirk überblicken konnte.

Als Warnsignal diente ein weißes Tuch, das der alte Bauer bei Gefahr mit einer Stange auf einen Fichtenwipfel hängen sollte. Das weiße Tuch, das von der Drau aus zu sehen war, hieß „Achtung, Deckung: Partisanen!"

Deckung gab es in den Drauauen mit ihrem dichten Gehölz genug.

„Der Vater hatte bei der Beobachtung seine liebe Not", erzählt Stefanz. „Denn es kamen Trupps in deutschen und in fremden Uniformen, viele trugen immer noch Waffen mit sich. Gewehre, ja sogar MG."

Wie sollte da der Warnposten wissen, ob es sich bei dem Haufen, der der Drau zustrebte, um Partisanen handelte, oder um Deutsche und verbündete Serben, Slowenen und Kroaten. Auch Partisanen trugen deutsche Uniform.

Aber Valentin Stefanz hatte Nerven und einen scharfen Blick. Nur ein einziges Mal gab er Alarm. Das war am Freitag vor Pfingsten. Da näherte sich

eine Gruppe von sechs Mann dem Dorf. Sie trugen Gewehre mit aufgeflanztem Bajonett.

Mit solcher „Kriegsbemalung“, dachte sich Valentin Stefanz, marschiert keiner, der auf der Flucht ist. Mit aufgepflanztem Bajonett kommt nur einer, der Macht demonstriert. Das konnten nur Partisanen sein.

Sein Sohn sah die weiße Fahne rechtzeitig, alles flüchtete in Deckung. Stefanz bezog in Hast sein vorbereitetes Versteck auf dem Kirchturm. Er sah die Titoleute zum Haus der Eltern gehen, nachdem sie schon Nachbarn gefragt hatten: „Wo ist der junge Stefanz?“

„Es war eine schreckliche Stunde auf dem Kirchturm“, gesteht Stefanz. „Es war mir erst da oben klar geworden, daß es von meinem luftigen Versteck aus keine Rettung mehr gab. Wenn die Verfolger mich im Turm entdecken sollten, war ich verloren.“

Sie entdeckten ihn nicht. Sie begnügten sich mit der Durchsuchung des Wohnhauses der Eltern und glaubten der Erklärung der Mutter, sie wüßte nicht, wo ihr Sohn zur Stunde sei.

Merkwürdigerweise fiel es den Partisanen auch nicht ein, die Drauauen zu durchsuchen und sich am Drauufer nach dem Boot umzusehen.

„Wer immer mich bei den Partisanen angezeigt hat“, sagt Matthäus Stefanz, „aus Pirk war er nicht. Die Leute in Pirk wußten alles; sie wußten, daß wir noch immer Tag für Tag die Flüchtlinge über die Drau brachten. An Regentagen waren die Häuser voll von Flüchtlingen die warteten, bis die Reihe zum Übersetzen an ihnen war.

Das Verhalten des Verhaftungskommandos deutete darauf hin, daß die Partisanen offenbar wußten, daß ich Deutsche und Kroaten laufend über die Drau gerettet hatte, aber sie wußten nicht, daß die Aktion noch immer im Gange war. Sie kamen anscheinend nicht auf den Gedanken, daß acht Tage nach der Kapitulation deutsche Landser noch immer in den Drauauen liegen und auf die Überfuhr warten könnten, und daß es die Überfuhr noch gab.“

„Schon am Freitag abend“, erinnert sich Matthäus Stefanz, „wurde ich gewarnt. ‚Paß auf, die kommen morgen wieder.‘“

Sie kamen tatsächlich. Wieder durchsuchten sie unser Haus. Aber da war ich schon längst drüben auf der anderen Seite und am anderen Ufer versteckte ich das Boot.

Auch diesmal hatten es die Titoleute nicht für notwendig gehalten, hinunter zum Drauufer zu gehen.“

Am Pfingstmontag wagte sich der verwegene Matthäus wieder ins Dorf zurück und trug erneut seine Haut zu Markte.

Er tat es um Gotteslohn.

„Einmal“, so berichtet er, „pochte es um vier Uhr früh an das Fenster. Als

ich öffnete, hielt mir ein Mann eine M-Pistole vor die Nase und sagte auf serbokroatisch: ‚Bring mich hinüber, ich zahle in Gold.'"

Ein langes Palaver begann, denn es war schwierig dem rabiaten, wild entschlossenen kroatischen Einzelgänger klar zu machen, daß die Überfuhr technisch ohne entsprechende Mannschaft für das Übersetzmanöver nicht möglich sei. Er müsse warten, bis sich wieder eine Anzahl Flüchtlinge gesammelt hätte.

Erst nach langem hin und her fügte er sich.

Am Morgen setzte er dann zusammen mit deutschen Soldaten über die Drau. Er hatte tatsächlich Goldmünzen in den Taschen. Stefanz wollte keine. „Du wirst sie brauchen", sagte er zu dem Heimatlosen, bevor der ans Ufer sprang.

Immer wieder rühmt Stefanz die Disziplin der Deutschen. Alle Hierarchie hatte aufgehört und trotzdem hielten die Männer Ordnung. Alles war nervös und wollte hinüber. Und dennoch gab es kein Gedränge. Immer war einer da, der für Ordnung sorgte. In Reihe warteten die Landser auf das Boot, das 40 bis 50 Mann faßte und immer 20 Minuten unterwegs war.

Nur eine einzige Ausnahme erlebte der Fährmann an der Drau. Eine einzige Ausnahme, wo nackter, brutaler Egoismus die Aktion zu gefährden drohte.

Stefanz weiß den Tag nicht mehr, es war ein Maientag nach einer Nacht, in der er mit den Landsern auch in der Dunkelheit über die Drau gerudert war. Es war gegen Mittag, da wurde er müde und hungrig und sagte zu den Männern, die am Ufer warteten: „Ich will nur schnell etwas Warmes zu mir nehmen. Wartet ich bin gleich wieder da."

Aber das Boot war da, die Ungeduld war da, die Angst war da und der Drang nach Sicherheit. Da ritt ein paar Leute der Teufel. Es müssen wohl Pioniere gewesen sein, die wußten, wie man mit so einem Fahrzeug umging. Sie machten sich selbstständig und fuhren los.

„Ich kam abgehetzt zum Ufer", erinnert sich Matthäus „und da waren sie wahrhaftig schon auf der anderen Seite und legten gerade an. Schon sprangen die ersten ans Ufer."

„Was da geschehen mußte", sagte Stefanz, „das war mir blitzschnell klar. Das Boot war verloren. Die Soldaten würden von der Planke springen, das leere Boot aber würde von der Strömung rasch flußabwärts getrieben werden. Auf Nimmerwiedersehen.

Da sprang ich zu dem russischen MG, das wir für alle Fälle am Ufer in Bereitschaft gehalten hatten, seit es eine Ustaschagruppe liegengelassen hatte.

Ich jagte einen Feuerstoß in die Luft und dann schrie ich zum anderen Ufer, über dessen Böschung der Haufen eben verschwinden wollte: ‚Haaalt! Niemand kommt lebend hinauf.' Und noch ein Feuerstoß. Das wirkte.

Es gab drüben eine Auseinandersetzung. Dann müssen sich wohl drei Män-

ner gefunden haben, die das Herz auf dem rechten Fleck hatten. Und einer schrie herüber: „Nicht schießen, wir kommen. Und wirklich, sie brachten die Plätte zurück."

„Nicht schießen hatten sie gerufen", meint Stefanz. „Sie hatten es mir also zugetraut. Aber ich habe nur geblufft."

Ein Rätsel ist es, wie die heimwärts strebenden Soldaten in den Südkärntner Wäldern von dieser Fähre überhaupt erfuhren.

Stefanz erinnert sich, daß ihm ein deutscher Soldat einmal sagte, er habe den Hinweis auf die Fähre schon in Kroatien von einem alten Mann erfahren.

Wie ist das möglich?

Des Rätsels Lösung kann nur in der Zeit des Abwehrkampfes 1919/20 liegen. Es gab von altersher eine Seilfähre in Pirk. Sie wurde erst 1929 nach einem strengen Winter von einem Eisstoß vernichtet, und nie mehr wieder hergestellt.

1919 waren im Juni serbische Truppen in Kärnten einmarschiert. Einer der Soldaten könnte in Pirk gewesen sein.

Stefanz kann heute nicht mehr sagen, wann seine abenteuerliche Christophorus-Aktion einsetzte: „Es waren Tage vor dem Zusammenbruch." Er weiß aber auch nicht genau, wann sie endete. Daß am 18. Mai 1945 noch Flüchtlinge über die Drau gesetzt wurden, das ist verbürgt durch die Aussagen Heinz Winterbergs. Er besitzt noch Tagebuchaufzeichnungen aus dieser Zeit, die er in die Heimat gerettet hat.

Der Wachtmeister der Flak war mit seiner Einheit vom Keulenschlag der Kapitulation im Raume Agram getroffen worden. Mit zwei Kameraden riß er sich von der Batterie los, die sich auf Gnade und Ungnade den Partisanen ergab.

Nach abenteuerlicher Flucht kam er 9 Tage später glücklich nach Bleiburg. In einem Bauernhaus zwischen Bleiburg und Eberndorf sagten ihnen die Bauersleute: „Ihr könnt nicht über die Drau, die Wege zu den Brücken sind unter Kontrolle der Partisanen; aber in Pirk, da gibt es eine Fähre, die die Titoleute bis heute nicht entdeckt haben."

Es war der 18. Mai 1945, da waren die drei in Pirk. Es war so gegen 9 Uhr und es waren schon einige Landser da — und auch das Boot mit Stefanz. Als etwa 20 Mann beisammen waren und wartend am Ufer standen, kam atemlos ein Junge aus dem Dorf gelaufen, das nur hundert Meter vom Ufer entfernt war. „Partisanen sind da!" Den wehrlosen Flüchtlingen fuhr der Schreck in die Glieder. Sollten sie jetzt noch entdeckt werden, nachdem sie österreichischen Boden erreicht hatten? War jetzt alles verloren?

Stefanz gebot den Kameraden leise, sich lautlos ins Ufergebüsch zu legen. Das taten sie und wenig später hörten sie die fremden Stimmen, die nach einer Weile immer lauter wurden. Die Männer betranken sich, grölten und sangen.

Die Landser lagen bangen Herzens lautlos im Ufergebüsch. Nach endlos scheinender Zeit wurde es im Ort wieder still und nicht lange danach war auch schon ein Bote da und sagte zu Stefanz: „Die Luft ist rein!"

Wie er später erfuhr, waren die ungebetenen Gäste nicht Partisanen, sondern bewaffnete Fremdarbeiter gewesen. Aber Winterberg wußte das damals nicht.

„Die Leute in Pirk funktionierten prächtig" notierte er in sein Tagebuch. Der Heimgekehrte hatte in seinem Tagebuch auch festgehalten, wie der Drauübergang vor sich gegangen war.

Eine Anzahl Soldaten mußten sich ihrer Schuhe und Hosen entkleiden und ins kalte Wasser steigen. Die Drau führte Hochwasser. Die Landser schoben nun das Boot, so nennt es Winterberg in seinem Tagebuch, die Drau aufwärts gegen die starke Strömung. 200 m schoben sie das Boot in Richtung Klagenfurt. Dann erst begann das Übersetzmanöver zum anderen Ufer, bei dem das Boot natürlich abgetrieben wurde. Vom Anlegepunkt an erreichte Stefanz dann mit dem leeren Boot, gegen die Strömung kämpfend, wiederum Pirk.

Winterbergs Notizen hielten fest, Stefanz und sein Vater hätten in den Tagen vorher über 2000 Mann über den Fluß gebracht. Und das in einem Gebiet, in dem damals überall der Verrat lauerte!

Nachdem die Partisanen abgezogen waren, kamen britische Soldaten und entdeckten das Boot. Und nun kommt das Schönste: Sie verhafteten den freiwilligen Fährmann und brachten ihn zum Verhör nach Bleiburg. Sie hatten ihn in Verdacht, daß er sich das große Floß „widerrechtlich" angeeignet habe.

Stefanz kam vor ein britisches Militärgericht in Völkermarkt. Noch einmal schilderte der Angeklagte, wie alles gewesen war. Auf die Frage, warum er damals als freiwilliger Fährmann Kopf und Kragen riskiert hatte, sagte er: „Ich hielt es für Menschen- und Kameradschaftspflicht." Der britische Richter sagte bewundernd: „Sie verdienen eine Auszeichnung!" Er erhob sich und verkündete „Freispruch".

Tödliches Falschspiel in Bleiburg

Als die Masse der Heeresgruppe Löhr kapituliert hatte, wurde südlich der österreichischen Grenze weitergekämpft. Es war ein Verzweiflungskampf von Kroaten, Slowenen und der letzten Reste jener todgeweihten Prinz-Eugen-Division, die aus Volksdeutschen bestand, die zur SS eingezogen worden waren. Jeder von ihnen hatte die Gewißheit in der Tasche, von den Partisanen gefoltert und ermordet zu werden.

Sieben Tage dauerte es bis die Partisanenarmee mit der bis zur letzten Patrone kämpfend sterbenden Division und den Resten der Ustascha sowie den Domobrancen fertig wurde. Das offizielle Kriegsende für Jugoslawien ist der 15. Mai 1945. Das Abschlachten der verlorenen Haufen wurde in der Kriegsgeschichte Belgrads zu einer „ruhmreichen Kesselschlacht".

Was sich ergeben mußte, als die Munition ausging, wurde niedergemacht. Man schoß die Gefangenen mit Maschinengewehren zusammen.

Ein heute in Wien lebender ehemaliger Angehöriger des Begleitbataillons für Löhr erlebte als Flüchtling eine Nacht lang den Blutrausch der Partisanen bei Windisch-Grätz: „Ununterbrochen mußten sich die gefangenen Kroaten an den Rand eines Panzergrabens stellen und wurden dann mit Maschinengewehren in den Graben geschossen. Er beobachtete am Morgen eine Kolonne junger Domobrancen, die im Laufschritt ohne Schuhe zur Hinrichtung getrieben wurden.

Einem erheblichen Teil der kroatischen Verbände war es aber gelungen, sich auf österreichisches Gebiet bis in den Raum von Bleiburg durchzukämpfen. Noch am 13. Mai hatten sie sich bei Unterdrauburg gewaltsam im Kampf gegen Bulgaren den Übergang über die Drau erzwungen. Sie waren beseelt von der Hoffnung, von den Briten als künftige Waffengefährten aufgenommen zu werden. Sie waren Opfer der Flüsterparole, der Westen würde sich nun, nach der Niederringung Deutschlands, gegen den Bolschewismus wenden.

Die britische Propaganda hatte diesem Gerücht in der letzten Phase des Krieges immer neue Nahrung gegeben.

Jetzt wurden die getäuschten Kroaten im Raume Bleiburg mit der entsetzlichen Wirklichkeit konfrontiert.

In seinem Buch „Du sollst langsam sterben" zitiert Wolfgang Pabst den britischen Historiker Nicholas Bethell, der nach dem Krieg mit dem britischen Brigadegeneral Patrick Scott über die Tragödie auf dem Bleiburger Feld gesprochen hatte.

Scott, der damals sein Quartier im Schloß der Grafen Thurn Valsassina aufgeschlagen hatte, sagte dem britischen Historiker, er habe die auf die deutsche Kapitulation folgende Woche als die turbulenteste des ganzen Krieges empfunden. „Alles in allem war es so, daß niemand auch nur im geringsten ahnen konnte, was als nächstes passieren und von wo es kommen würde — von allem etwas und immer schön durcheinander." Sein nächstes Problem war sogar noch größer und schwieriger. Am 14. Mai erhielt er die Meldung, daß sich bei Bleiburg an der österreichischen Grenze zwei Gruppen der kroatischen Armee, insgesamt 200.000 Mann, im Anmarsch auf die Demarkationslinie befänden. „Die Kroaten hatten offenbar auf der falschen Seite gekämpft", berichtete Scott. Sie hätten an die 500.000 Zivilisten eskortiert und sich in englisches Gebiet begeben wollen, um sich zu ergeben und unter britischen Schutz zu stellen.

Scott verstand nicht viel von jugoslawischer Politik, meinte aber, es gehe auf keinen Fall, daß fast eine Dreiviertelmillion in seinen Abschnitt geraten. Wo sollten sie hin? Wer sollte ihnen Verpflegung geben? Das Problem war beängstigend. Scotts einzige Verbindung zu höheren Instanzen bestand über ein Funkgerät in seinem Wagen, aber das arbeitete nur unregelmäßig. Und so konnte er die Angelegenheit nicht Feldmarschall Alexander vortragen, wie der kroatische General es wünschte. Scott mußte die Entscheidung allein treffen.

Was die Dinge noch mehr komplizierte: Nicht weit von den Kroaten lag ein Heer von Titopartisanen und wollte sie angreifen. Zwischen den beiden Gruppen herrschte tödlicher Haß.

Ohne Ahnung von der jüngsten Geschichte oder von dem persönlichen Risiko, das er einging, fuhr Scott in seinem Spähwagen einfach ins Niemandsland zwischen den beiden Heeren und begann zu verhandeln. Zu Anfang schienen sie gar nicht auf ihn hören und unbedingt kämpfen zu wollen. Scott: „Ich machte ihnen unmißverständlich klar, wenn sie anfingen zu kämpfen, würde ich ohne Unterschied mit allen kurzen Prozeß machen . . ."

So gelang es Scott, die beiden Kommandeursgruppen von ihren Scharen zu lösen, und er fuhr sie dann zu seinem Hauptquartier im Schloß Bleiburg. Nachdem er die Kroaten und die Titoisten in verschiedenen Zimmern untergebracht hatte, lud er sie zu getrennten Unterredungen zu sich, in der Hoffnung, eine friedliche Lösung auszuhandeln. Als erster kam der Tito-Kommissar, ein junger Mann in den Zwanzigern. Er erklärte, er sei entschlossen, die Kroaten ohne Verzug anzugreifen. Scott sagte ihm, die Kroaten würden weit schneller liquidiert und unter weniger Verlusten auf titoistischer Seite, wenn sie bewogen werden könnten, die Waffen niederzulegen. Der Kommissar willigte ein, den Angriff um eine halbe Stunde aufzuschieben. Dann ging er, und es erschien der kroatische General.

Die Kroaten sagten Scott, es finde eine „Auswanderung der gesamten kroatischen Nation“ statt, denn sie seien zu der Überzeugung gekommen, unter den Kommunisten lasse es sich unmöglich leben. Er möge das Problem als eine politische Angelegenheit betrachten und an Feldmarschall Alexander weiterleiten. Scott fragte sie, in welches Land sie denn auszuwandern gedächten. Darüber hatten sie keine konkrete Vorstellung. Er setzte ihnen auseinander, daß es im kriegsverheerten Europa nirgendwo einen Platz gäbe, der solche Menschenmassen aufnehmen und ihnen Nahrung bieten könne. Ein derartiger Exodus ließe sich nur nach sorgfältiger Vorbereitung durchführen.

Aber, schlugen sie vor, man könne sie doch nach Afrika oder Amerika schicken. Scott entgegnete, dazu bestünden keinerlei Möglichkeiten. Und wenn sie trotzdem darauf beharrten, nach dem Westen zu kommen, würden sie unweigerlich verhungern. Worauf sie antworteten, das wäre immer noch besser als sich zu ergeben; sie würden „lieber gleich hier sterben, ehe sie sich irgendwelchen Bolschewisten ausliefern“.

Die Titoisten versprachen, daß die Zivilisten nach Kroatien zurückgebracht und die Soldaten als Kriegsgefangene behandelt würden, „ausgenommen politische Verbrecher, die vor, zu diesem Zweck zu errichtende alliierte Tribunale gestellt werden“. Scott fand die Übergabebedingungen „durchaus fair“ — und das wären sie auch gewesen, hätte man keinen Zweifel an ihrer Einhaltung haben müssen. Denn soviel stand fest: Waren beide Parteien erst einmal aus dem britischen Machtbereich heraus, würde niemand mehr die Absprache kontrollieren oder auch nur erfahren, wieweit sie überhaupt befolgt wurde. Scott sagte: „Ich bekam zugesichert, daß alle in ihre Heimat zurückgeschickt würden und daß für sie gesorgt werde, aber ob das auch wirklich geschehen ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Ich habe keine Ahnung, ob sie ohne Ausnahme niedergemacht wurden. Wundern würde es mich nicht.“

Londons Regierung und militärische Führung besaß seit Jahren genaueste Informationen über die Grausamkeit der Partisanen: Das Schicksal der kroatischen Gefangenen war nicht nur für die Betroffenen, auch für die britische Führung vorhersehbar. Scott handelte getreu der Devise des Londoner Außenministers Sir Robert Anthony Eden: Die britische Regierung könne sich gegenüber den Feinden ihrer Bundesgenossen „keinerlei Sentimentalität leisten“.

Augenzeugen berichten

Zehntausende wurden bald nach der Übergabe erschossen, zehntausende kamen auf dem Marsch nach Süden um, nur einige überlebten. Einer von ihnen, der einstige Leutnant Nicola Pavelic, schildert in der Schrift von Wolfgang

Pabst, wie die Briten sie am 15. Mai mit der Ankündigung in die Viehwaggons lockten, sie würden nach Wien gebracht.

Aber nach kurzer Fahrt hielten sie in Unterdrauburg/Dravograd. Wieviele Männer, Frauen und Kinder in diesen Tagen bei Bleiburg und Dravograd ermordet wurden, vermag niemand zuverlässig zu klären. Mehrere hunderttausend Kroaten, einige serbische Četniki, slowenische Separatisten, Deutsche und andere. Wer dem „Schlachtfest" zunächst entkam — vielleicht 100.000 —, wurde in verschiedene Kolonnen gruppiert zum Todesmarsch.

Nicola Pavelic gehörte einer Kolonne an, die in Richtung Maribor getrieben wurde. Laufen über holprige Strecken im Sprinttempo. Die Partisanen ritten nebenher. Waffen im Anschlag. Schüsse dann und dort, willkürlich nach irgendwelchen Launen. Flüchtlinge, die zurückblieben, zusammenbrachen, auszuscheren versuchten, wurden ohne Vorwarnung erschossen.

Ustascha-Offiziere, durch ein großes U auf ihrem Regenmantel kenntlich gemacht, wurden bei Maribor ausgesondert und erschossen. Nicola Pavelic riß sich in einem unbewachten Moment den Mantel vom Leib, warf ihn fort, konnte bei den Soldaten bleiben. Nur noch acht seiner Leute lebten.

Todesspiele: Nach Maribor postierten sich zwei kommunistische Politkommissare an den Straßenrand und zählten ab. Jeden zehnten Gefangenen erschossen sie. Nicola Pavelic verlangsamte sein Tempo, wurde Nummer drei, überlebte. Mehr als 300 Mann starben.

Marsch ohne Ende

Kein Essen, kein Trinken. Wer aus einer Pfütze, einem Bach, einem Brunnen eine Hand voll Wasser zu schöpfen versuchte, wurde erschossen.

Szenen der Mordlust: Eine junge, schöne Intellektuelle in der Uniform der kroatischen Frauenorganisation wurde von zwei Partisanen in den Unterleib geschlagen, ihre Brüste wurden zerdrückt, zerfetzt. Die Männer genossen das langsame Sterben, eine viertel Stunde oder länger. Nicola Pavelic mußte zusehen, mit geballten Fäusten in den Jackentaschen.

Nach sieben Marschtagen und drei im Halbschlaf durchmarschierten Nächten: In dem kroatischen Kutina standen zehn oder mehr Pferdewagen, voll beladen mit Brot. Katholische Schwestern riskierten selbst erschossen zu werden und warfen das Brot zu den Gefangenen. Nicola Pavelic fing ein Stück auf, etwa ein halbes Pfund, sein erstes Essen seit Bleiburg, er verschlang es hastig, seine Beine und Füße rannten weiter. Etwa hundert Kilometer Tagesleistung. Die Kolonne erreichte am Abend das kroatische Städtchen Bjelovar. Halt auf dem Marktplatz. 400 kroatische Soldaten wurden ausgesondert, erschossen und in ein Massengrab geworfen.

So ging es weiter Tag für Tag, Nacht für Nacht bis zum August. Dann machte eine Amnestie dem Töten ein Ende. Aber das Sterben setzte sich in der Zwangsarbeit fort, die dem Todesmarsch folgte.

Pabst führt in seiner Dokumentation noch einen anderen Augenzeugen an: Nicola Mulanovic.

Leichen schwammen in der Drau

Mit einer kilometerlangen Kolonne hatte der Todesmarsch für den Offiziersschüler Nicola Mulanovic am 15. Mai 1945 bei Bleiburg begonnen, umzingelt von deutlich haßerfüllten Männern und Frauen der dritten Partisanenarmee, unter der Führung des Tito-Generals Kosta Nadj und seines Obersten Vukasin Subotić.

Einzelne Gefangene wurden aus der Kolonne gezerrt, erschlagen, erstochen. Wer eine gute Uniform trug, gar eine mit Leder bestückte Reithose, wurde fortgeschleppt und ausgezogen; er wurde ermordet oder durfte halb, in einigen Fällen ganz nackt, bestenfalls in Lumpen eines Partisanen weitermarschieren.

Die Kolonne marschierte zunächst links der Drau entlang. Aus dem Berg flossen kleine, silbrig-saubere Bäche in den dreckigen Fluß. Durstende, erschöpfte Gefangene scherten aus, versuchten, mit den Händen Trinkwasser zu schöpfen; Partisanen schossen, Tote stürzten in die Bäche. Die Szenen wiederholten sich immer wieder. Hier war der Durst stärker als die Todesfurcht, dort wollten Männer — bewußt oder nicht — sterben. Auf der Drau schwammen Leichen, nackt, aneinandergefesselt, zu Hunderten. Mulanovic und seine Kameraden schlossen daraus auf die „Behandlung" vorausmarschierender Kolonnen.

Befehl: Jeder sieht zu Boden. Doch Mulanovic erkannte am Flußrand Lastwagen, vier oder fünf, voll beladen mit verletzten kroatischen Soldaten. Todesschreie der Gefangenen und Kommandos der Partisanen. Die Lastwagen kippten ihre Ladung in den Fluß.

Das neue Regime ließ aufräumen.

Kurz vor Maribor eine provisorische Brücke über die Drau, sehr eng, die Kolonne geriet ins Stocken. Bewacher brüllten, schossen, stachen mit Messern zu, schlugen mit Keulen. Über Verletzte, Leichen und Blutlachen steigend erreichte Mulanovic die Brücke.

Hinter ihr wurden die Partisanen-Infanteristen von einer berittenen Einheit abgelöst: Ab sofort mußten die Gefangenen rennen. Stunden ohne Unterbrechung. Hunderte stürzten, wurden erschossen, zu Tode getrampelt. Große Lücken entstanden in den Kolonnen: Darüber wütend, fluchten Partisanen

und schossen wieder wild um sich. Einige rieten „freundlich“: Wer nicht mehr durchhält, tritt an den Straßenrand und wartet auf den Ambulanzwagen. Die Gefangen verstanden die Worte richtig. Wer sterben wollte, befolgte den Rat — und wurde erschossen.

Die Kolonne marschierte zwei Tage, halb ohnmächtig, halb in Trance, ohne Essen und Trinken, zeitweise in einer Art Schlaf während des Laufens, fast ohne Pausen. Endlich: Maribor. Frauen traten aus Häusern, stellten Behälter mit Wasser hin, warfen Brot hinüber, die erste Nahrung seit Bleiburg. Partisanen prügelten auf Essende und Trinkende ein, schlugen ihnen Brot und Wasser aus den Händen. Doch in der Stadt wurde niemand getötet.

Das Lager in Maribor war wie ein Viehgatter mit Drahtzäunen unterteilt: Schilder ordneten an, wer sich in welchen Pferch zu postieren hatte: Domobranci, Ustaschi, Luftwaffe, Gendarmerie, Offiziere und Offiziersschüler. Mulanovics Kollege, Remo Karakas, traf zufällig einen früheren Schulkameraden; der, inzwischen Partisanenoffizier, reichte Brot und Zigaretten hinüber, flüsterte: In der Nacht wird eure Gruppe erschossen; geh zu den Domobranen, dann hast du vielleicht eine Chance.

In der Dämmerung krochen Karakas, Mulanovic und mehr als hundert Kameraden in den Pferch nebenan, verteilten sich unauffällig zerstreut zwischen den Domobranci-Mannschaften. Wer noch ein Rangabzeichen trug, riß es schnell ab, warf es fort. Die Männer schliefen auf dem Rasen ein, wie Tote, wurden immer wieder für Sekunden oder Minuten geweckt vom Geschrei nebenan. Salven aus Maschinengewehren. Am Morgen war der Pferch der Offiziere leer; die etwa 2000 Mann lagen nicht weit entfernt in Gräben, tot.

Am Abend Ankunft im Lager Precko bei Zagreb. Verwahrloste Baracken, von einem Stacheldraht-Zaun umgeben. Eine warme, dünne Suppe wurde gereicht. Listen wurden gefertigt; Geheimdienstler (OZNA) überlegten nur kurz: Gefangene, die ihnen aus irgendwelchen Gründen belastet, unsympathisch oder gefährlich erschienen, wurden aus den Baracken gerufen, mit Draht gefesselt, abgeführt: zur Exekution. Kroatische Zivilisten kamen vereinzelt von draußen an den Zaun mit Lebensmitteln, freundlichen Worten, patriotischer Solidarität. Die Ernährung reichte knapp aus: Doch jetzt wurden Männer zu Hunderten krank, brachen zusammen, ohne jede medizinische Hilfe, starben.

Als die Kolonne Bjelovar erreichte, wurde sie aus der Trance gerissen: Ein Häftling erkannte unter den Zivilisten am Straßenrand seine Frau, in den Armen ihr etwa zweijähriges Kind. Der Mann löste sich aus der Kolonne: Heftige Umarmung. Ein Kommissar trat auf die Familie zu, brüllte, die Frau antwortete energisch. Schüsse fielen. Vater, Mutter, Kind brachen gemeinsam auf dem Troittoir zusammen, tot.

Das sind Blitzlichter aus dem Geschehen, das sich nach der Auslieferung auf

dem Bleiburger Feld vollzog. Ein Massenmord epochaler Dimension, der fast keine Zeugen überließ.

Der Jesuitenpater Prof. Krunoslaw Draganovic hatte nach dem Krieg mehr als ein Jahrzehnt an einer Dokumentation über das Drama gearbeitet. Er verschwand zwischen dem 10. und 15. September 1967 unter mysteriösen Umständen, nachdem er nach Triest gelockt worden war. Dort sollten ihm angeblich Aussagen von Kroaten übermittelt werden, die in Italien lebten.

Draganovic ist nie mehr zurückgekehrt. Er ist in Jugoslawien gestorben.

Am 17. Februar 1975 wurde der Gärtner Nicola Martinovic, ein kroatischer Emigrant, in seinem Geschäft in Klagenfurt erschossen. Er wollte in Bleiburg im Mai 1975 eine große Gedenkfeier anläßlich der 30. Wiederkehr der Tragödie auf dem Bleiburger Feld organisieren.

Wurde er erschossen, um andere davon abzuschrecken?

Der Mord blieb bis heute ungeklärt.

Die Tragödie der Unverzagten

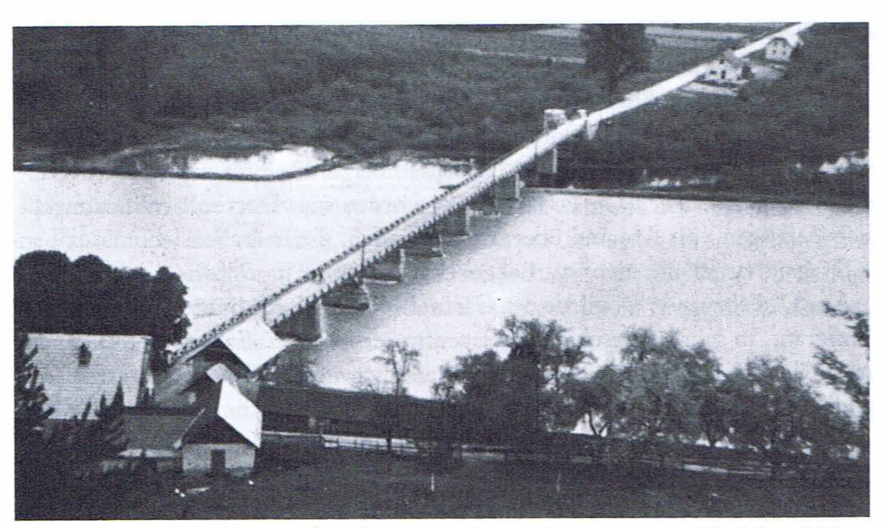
Die Hölle hatte im Mai 1945 Hunderttausende verschlungen.

Einzelnen Trupps wildentschlossener Männer war es aber gelungen, aus dem Kessel südlich des Mießtales zu entkommen. Einige von ihnen erreichten über Steiner-Alpen und Ostkarawanken Südkärnten. Sie sollten noch Tage nach der Kapitulation die Verschleppungsaktion der Partisanen im Raum Eisenkappel-Bleiburg stören.

Der Weg mancher verlorenen Haufen läßt sich heute noch durch das Drautal verfolgen. Josef Petritsch in Glantschach erinnert sich: „Es war schon einige Tage nach der Kapitulation, da marschierten geschlossene Kolonnen von Ustascha-Formationen und slowenischen Domobrancen durch das Tal. Sie marschierten in erstaunlich guter Ordnung und voll bewaffnet trotz des Waffenstillstandes. Sie wollten sich nur den Briten ergeben. Sie hatten Waffen, aber nichts zu essen. Vereinzelt erzwangen sich die halbverhungerten Männer etwas zu essen unter Androhung von Waffengewalt. Aber zu Zwischenfällen kam es nie.

In einem Planenwagen entdeckte ich einen deutschen Oberleutnant. Es war ein Versprengter der 118. Jägerdivision, meiner Division."

Paul Petrasko, der Besitzer des altehrwürdigen Schlosses Möchling in der Gemeinde Gallizien, war in den Tagen des Zusammenbruchs 10 Jahre alt. Aber in sein Gedächtnis eingegraben sind Szenen jener verworrenen Tage nach der Kapitulation. Der ganze Schloßpark war voll campierender Kroaten. Sie hatten vergeblich versucht, bei der Annabrücke über die Drau zu kommen, jetzt übernachteten sie auf dem Marsch nach Tainach im Schloß.



Das ist die historische Annabrücke, die in den Maitagen 1945 zahlreichen Heimkehrern zum Verhängnis wurde. Hier mußten aber auch viele Tausende Kroaten umkehren, die sich bis zur Annabrücke durchgekämpft hatten und dort von den Briten zurückgewiesen wurden.

Sie wollten bei dieser Brücke ihr Glück versuchen. Heute weiß man, daß es auch dort keine Rettung für sie gab. Die todgeweihten Männer waren voll bewaffnet und trotz ihrer aussichtslosen Lage beeindruckend diszipliniert. Paul Petraskos Vater, der ehemalige ungarische Honvedoffizier der Doppelmonarchie, sah sich in dieser tragischen Mainacht inmitten des Unterganges wieder mit den Söhnen eines Volkes vereint, das einst zur ungarischen Krone gehört hatte und bis zum bitteren Ende beim Doppeladler geblieben war.

Am Morgen zogen die Kroaten weiter ins Ungewisse. Die meisten wohl in den Tod. Was sich in diesen Tagen rund um Möchling abgespielt hatte, erfuhr Paul Petrasko erst später, als die Leichen sechs deutscher Soldaten gefunden und auf den Friedhof gebracht wurden, der unmittelbar neben dem Schloßhof liegt. Alle wiesen Genickschüsse durch Partisanen auf.

Nirgends stellten sich die siegestrunkenen Partisanen den nach Westen strebenden bewaffneten Gruppen entgegen. Verloren war nur der, der sich ihnen, im Vertrauen auf den Waffenstillstand, ergab oder wer ihnen wehrlos in die Hände lief.

Einem heute in Klagenfurt lebenden Kroaten ist allerdings der Bericht über einen Fall zu verdanken, wo die Partisanen eine Ustaschagruppe, die in Gallizien lagerte, mit Granatwerfern unter Feuer nahmen.

Der Ustascha-Mann gehörte einer Truppe an, die sich durch die ganzen Steiner Alpen kämpfend durchgeschlagen hatte, weil sie sich um keinen Preis der Welt ergeben wollte.

„Wir hatten Glück", erzählte der Kroate, der damals 19 Jahre alt war. „Wir erreichten Rechberg, erschöpft und halb verhungert. Ein Bub der mit uns gezogen war, starb an Erschöpfung. Auf einem Feld bei Rechberg haben wir ihn rasch begraben und eilten weiter in Richtung Westen.

Am 18. Mai 1945 war es. Wir lagerten neben einer Schule in Gallizien. Es war Vormittag, ringsum hatten wir Posten aufgestellt. Plötzlich glaubte ich, die Sonne explodiert. Ich versank in Nacht.

Eine Werfergranate war mitten in unserer lagernden Truppe detoniert. Ein Volltreffer. Mehrere Kameraden waren tot. Ich hatte eine schwere Schädelverletzung davongetragen.

Aber das erfuhr ich alles erst später. Obwohl sie meinen Zustand für hoffnungslos hielten, requirierten die Kameraden ein Pferdefuhrwerk, um mich nach Völkermarkt in ein britisches Lazarett zu bringen.

Aber wir kamen nur bis Tainach. Dort sperrte uns die Drau den Weg. Die Brücke war defekt und unpassierbar. Ein Bauer nahm mich auf.

Als ich zu mir kam, lag ich in einem Raum, in dem noch ein Verwundeter lag. Es dauerte nicht lang und ein Partisane kam herein. Er wandte sich dem Verletzten zu, der am Boden lag, fragte ihn etwas und dann knallte es auch schon.

Jetzt kam er zu mir und die Todesangst machte mich hellwach. Ich sagte ihm, daß ich ein Landsmann sei, der nach Österreich verschleppt worden war. Er nahm mich in ein Verhör und das Wunder geschah: Er glaubte mir.

In einem selbstgezimmerten Boot brachten mich zwei Frauen, die auf dem Tainacher Hof gelebt hatten, über die Drau, wo mich ein britischer Krankenwagen nach Völkermarkt fuhr."

Das Bauernhaus gibt es heute nicht mehr, es wurde von den Wellen der Drau überspült.

Der Kroate, der damals so unwahrscheinliches Glück hatte, ist heute Pensionist in Klagenfurt. Bei festlichen Anlässen seiner kroatischen Landsleute trägt er den Kärntner Anzug. Seinen Namen will er nicht genannt haben. Aber er zeigt das Erinnerungsmal an die Granate vom 18. Mai 1945, als eigentlich schon Waffenstillstand war: Eine tiefe Dulle in der Schädeldecke, darin hätte eine Kinderhand Platz.

Fast alle Kameraden, die er damals in Gallizien zurückließ, sind vermißt.

Ihr unverzagter Kampf um Leben und Freiheit war umsonst. Wie sich später herausstellen sollte, war ihre Flucht zu den Briten ein Marsch in den Tod.

Viele Flüchtlingsschicksale erfüllten sich damals in den Karawanken. Eines von vielen war das Ende einer jungen Kroatin auf der Scheriaualm unter der Loibler Baba. Ihre Schicksalsgefährten ließen sie dort in einer Heuhütte liegen, weil sie, vermutlich verwundet, nicht weiter konnte. Sie sagten in Zell Pfarre einem Bauern, bei dem sie vorüber kamen: „Dort oben liegt ein hilfloses Mädchen, helft ihr!"

Aber ein Menschenleben galt damals nicht viel und ein Flüchtlingsschicksal schon gar nicht.

Niemand kümmerte sich um das Mädchen in der Heuhütte.

Wochen später sagte ein ehemaliger Titopartisan in St. Leonhard im Loibltal im Gasthaus so beiläufig: „Auf der Scheriaualm liegt eine Tote, holt sie euch."

Die Leiche fand die Gendarmerie in der Nähe der Hütte. Jemand hatte sie offensichtlich aus ihr entfernt. Auf einem Brett der Hütte fand sich eingekritzelt ein kroatischer Name. Offensichtlich der Name des Mädchens, das in der Hütte verhungert war.

Nicht nur Landfremde waren damals auf der Flucht. Auch viele Einheimische setzten sich vor den Titopartisanen aus dem Grenzland ab und suchten Sicherheit außerhalb der gefährdeten Zone. Sie taten gut daran. Hunderte von denen, die im Vertrauen auf ihre absolute Schuldlosigkeit in ihren Wohnorten geblieben waren, gerieten jetzt unter die Räder der jugoslawischen Vernichtungsmaschinerie.

Der Schrecken der Schwarzen Listen

In großen Zügen ist die Verschleppung von über 200 Kärntnern nach der Kapitulation der Öffentlichkeit bekannt. Nutzlose öffentliche Appelle an Jugoslawien erfolgten jahrelang. Die österreichische Exekutive führte Erhebungen durch. Es wurde über dieses Nachkriegsverbrechen viel geschrieben.

Aber es dauerte über 40 Jahre, bis es sich herausstellte, daß die Verschleppungsaktion kein isoliertes Ereignis war. Sie war nur der Schlußakt eines Ausrottungsplanes, mit dessen Durchführung schon im Jahre 1943 begonnen worden war. Die Liquidierungen in Südkärnten, die „tödlichen Hausbesuche", waren die erste Phase dieser Aktion.

Ihr Ziel war die Säuberung des besetzten Gebietes von tatsächlichen oder vermeintlichen partisanenfeindlichen Elementen. Die Säuberung war Aufgabe einer Sondereinheit, der 3. VDV Brigade, deren IV. Baon sein Unwesen zwischen Zell Pfarre und Bleiburg trieb. Es gab bei diesem Baon eine eigene Liquidierungskompanie. Die wichtigsten Unterlagen für die Tätigkeit dieser Liquidierungseinheit waren die „Schwarzen Listen", die schon zu Beginn des Partisanenkrieges in Kärnten mit Hilfe einheimischer Mitkämpfer und Sympathisanten aufgestellt worden waren.



Junge Kärntner Partisanen. Aus „Koroska v borbi".

Die Listen waren nach dem 8. Mai 1945 ergänzt worden. Daß sie aber schon alt waren, beweist die Tatsache, daß die Häscher der Henkereinheit nach dem 8. Mai 1945 Personen verhaften wollten, die bereits gestorben waren.

Es steht jetzt also fest, daß die Säuberung während des Krieges nur einen Teil des Personenkreises erfaßt hatte, der auf den „Schwarzen Listen" zum „Liquidieren" bestimmt war. Die militärische Überlegenheit der Deutschen dürfte die Hauptursache gewesen sein, daß die meisten Verhaftungen nach den Schwarzen Listen erst erfolgen konnten, als die Partisanen vorübergehend Herren im besetzten Gebiet waren.

Wer erstellte diese Todeslisten?

Alle Partisanenführer, bei denen damals wegen der Verhaftungen interveniert worden war, sagten dasselbe: „Nicht die Jugoslawen haben diese Listen aufgestellt, sondern Personen, die in Kärnten ansässig waren." Von Anfang an hatte sich der Nachrichtendienst der aus Krain und dem Mießtal eingedrungenen Partisanen auf die Denunziationen der ortsansässigen Bevölkerung gestützt.

Als Bestätigung dafür kann eine Äußerung dienen, die ein jugoslawischer Diplomat während einer Besuchsfahrt machte, die eine jugoslawische Kommission zur Überprüfung des Zustandes der Partisanengräber 1977 durch Südkärnten führte. Der Diplomat aus Slowenien, der als Leutnant bei den Partisanen in den Karawanken gewesen war, sagte gelegentlich eines in slowenischer Sprache geführten Gespräches mit dem damaligen Bürgermeister von St. Margarethen im Rosental, Josef Plahsnig: „Wir haben uns bei diesen Liquidierungen die Hände nicht schmutzig gemacht, die Schmutzarbeit haben wir den Einheimischen überlassen."

Das mag stimmen, mit der Einschränkung, daß bei der Schmutzarbeit, der Verschleppung und Ermordung unschuldiger Menschen, sehr wohl jugoslawische Soldaten beteiligt gewesen sind.

Eine mutige amtliche Dokumentation

Die Sicherheitsdirektion für Kärnten hat 1952 in einer „Amtlichen Darstellung" ein umfassendes Bild über die „Verschleppung von Zivilpersonen durch Angehörige der jugoslawischen Partisanenverbände und das Schicksal der vermißten österreichischen Zivilbeamten in Oberkrain" gegeben.

Die Dokumentation trägt leider den Vermerk „Streng vertraulich", Veröffentlichungen, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Bundeskanzleramtes, auswärtige Angelegenheiten.

Sie stammt aus dem Jahr 1952. Belgrad soll angeblich die Nichtveröffentlichung dieses Dokumentes

zu einer Bedingung für eine jugoslawische Zustimmung zum Staatsvertrag gemacht haben.

Die Dokumentation von 1952 kommt zu dem Schluß, daß das südkärntner Gebiet sein Leid nicht den zweifellos vorhandenen Spannungen verdankt, sondern der Tatsache, daß sich auf seinem Boden der Kampf nationalsozialistischer und kommunistischer Diktatur in seiner ganzen Grausamkeit abgespielt hat. Die Ereignisse in Südostkärnten waren ein Übergreifen der kommnistischen Revolution in Jugoslawien auf österreichisches Gebiet.

Die Sicherheitsdirektion war bei ihren Erhebungen, die von 1947 bis 1952 andauerten, auf enorme Schwierigkeiten gestoßen.

Zunächst war es überhaupt nicht möglich, Licht in die „dunklen Stunden der Kärntner Geschichte zu bringen“, weil der Druck der jugoslawischen Drohung und der Anschlußpropaganda zu schwer auf den Menschen des Grenzlandes lastete.

Zu nahe lag die Grenze zu dem Land, in dem die Menschen, die ein Wort über das grauenhafte Geschehen des Frühjahres 1945 verloren, spurlos verschwanden oder ins Gefängnis wanderten.

Die Angst verschloß auch jenen den Mund, die als Verschleppte dem Massenmord entgangen und wieder zurückgekehrt waren.

Der Bauer Johann Volina aus Feistritz bei Bleiburg sagte zuviel und wurde im August 1945 entführt. Er kam nie wieder. Noch 1950 wurde der Bahnbeamte Alexander Jamnig um zwei Uhr früh ermordet. Er hatte wenige Monate vorher über seine Erlebnisse während der Verhaftung im Mießtal schriftliche Aussagen gemacht.

Die verschleppt gewesene Frau Sophie Silla wagt, über Anraten ihres Sohnes, heute noch nicht über ihre Erlebnisse zu berichten. Ihr war 1950 mit dem gleichen Schicksal wie Jamnig gedroht worden, wenn sie aussagen würde.

Es gab aber dennoch genug mutige Menschen, die das Risiko einer Aussage auf sich nahmen. Ihre Aussagen und die Informationen der zahlreichen Flüchtlinge aus dem Mießtal gaben dann in jahrelanger Arbeit ein Mosaik, das der Sicherheitsdirektion ein Bild über die Verhaftungen und die Massenmorde im Mießtal, in Marburg und in Vigaun gab. Die Partisanen schwiegen.

Auf Kärntner Gebiet war von der Kärntner Sicherheitsdirektion die Einvernahme der ansässigen Personen angeordnet worden, deren Mitwirkung bei den Verhaftungen bekannt war.

Der Hauptausschuß des Partisanenverbandes veröffentlichte daraufhin am 12. Mai 1951 im „Slovenski vestnik“ einen Aufruf, in dem alle Mitglieder angewiesen wurden, über Führung und Organisation der Partisanenverbände keinerlei Auskunft zu geben. So geschah es. In St. Margarethen bei Völkermarkt ging ein Expartisane mit seinem Sohn gemeinsam mit Zaunlatten auf die Gendarmeriebeamten los, die sie einvernehmen wollten.

Dennoch gelang es in jahrelanger Kleinarbeit, eine Liste der Einheiten und der Partisanenführer zu ermitteln, die für die Massenmorde verantwortlich waren.

Es konnte festgestellt werden, daß die Verschleppung keineswegs eine wilde Aktion entfesselter Rachsucht durch unverantwortliche Elemente war. Der jugoslawischen Führung waren die Zügel nie entglitten. Das Holocaust in Jugoslawien war gelenkt oder zumindest geduldet.

Wo immer britische Offiziere oder auch Österreicher bei jugoslawischen Offizieren für Verschleppte intervenierten, wurde auf höhere Stellen verwiesen, denen sie verantwortlich seien. In der Tat: Bei der strengen Disziplin im Partisanenheer konnte nichts geschehen, was oben nicht geduldet war.

Die Dokumentation der Sicherheitsdirektion liefert auf 17 Seiten Angaben über die Partisanen, die an den Massenexekutionen beteiligt waren. Sogar ihr Lebenslauf wird kurz geschildert, ihr Aufenthaltsort genannt.

Die jugoslawische Antwort auf alle österreichischen Interventionen lautete dennoch immer wieder: „Wir wissen von nichts.“ Die angeblich verschleppten Personen hätten sich nie in jugoslawischem Gewahrsam befunden, ihr Aufenthaltsort sei nirgends festgestellt worden.

Tatsächlich waren die Verschleppten nach ihrer Festnahme nirgends in eine Lagerkartei aufgenommen worden. Fürs Massengrab brauchte man keine Evidenz!

Verschleppungen: Schwerpunkt im Jauntal

Genau wie bei den „tödlichen Hausbesuchen“ zeigen die Fälle von Verschleppungen im Gebiet von Eisenkappel-Eberndorf-Bleiburg die größte Dichte. Es wurden hier über 200 Personen verhaftet. 74 kehrten nicht mehr zurück.

Das Gebiet südlich der Drau von Ferlach bis zum Faaker See blieb bis auf zwei Fälle vom Wüten der Sondereinheiten verschont. In diesem Gebiet und im Gailtal hatten die kommunistischen Partisanen schon während des Krieges im slowenischen Element der Bevölkerung wenig Rückhalt gefunden.

Die Schwerpunktbildung im Raum Eisenkappel ist vermutlich auf die räumliche Nähe zum Mießtal zurückzuführen, wo der Sitz einer besonders radikalen VDV-Einheit war. Die Abkürzung kommt von VOJSKA DRZAVNE VARNOSTI. Die Dokumentation der Sicherheitsdirektion führt die Schwerpunktbildung im Raum Eisenkappel auch auf den „unglaublichen Terror“ der unter dem Kommando des Partisanenführers Karl Pruschnik stehenden Partisaneneinheiten zurück, der der operierenden Polizei „Anlaß zu außerordentlicher Härte gab“.

Ein weiterer Schwerpunkt der Verhaftungswelle war das Stadtgebiet von Klagenfurt. Hier wurden vom 8. bis 20. Mai 1945 mindestens 80 Personen festgenommen. Die Verhafteten wurden in die Keller der Jesuitenkaserne gebracht und dann heimlich auf jugoslawisches Gebiet verfrachtet. 22 Personen kehrten nicht mehr zurück.

Im Bezirk Villach wurde in Finkenstein am 11. Mai der Gendarmeriebeamte Nikolaus Kazianka von einer vier Mann starken Partisanenpatrouille verschleppt. Er soll in Vigaun zu Tode geschlagen worden sein.

Am 13. Mai 1945 holten Partisanen in Maria Gail den Zollwachebeamten Josef Nageler. Er wurde nie wieder gesehen.

Ebenfalls am 13. Mai gegen 22 Uhr wurde der Besitzersohn Albert Lammer aus Rabenstein vom Hofe geholt und in Richtung Unterdrauburg abtransportiert. Er war erst wenige Tage vorher von seiner Gebirgsjägereinheit entlassen worden. Von ihm fand man später nicht die geringste Spur.

„Säuberung" in Klagenfurt

Die Aktion in Klagenfurt ging offensichtlich von der OZNA-Dienststelle aus, die zuerst in der Burg, später in der Villa „Akazienhof" ihren Sitz hatte.

Den Akazienhof bewohnte der Klagenfurter Bürgermeister Dr. Friedrich Franz, der mit seiner Frau und seinem Sohn ein erstes Opfer der Partisanen wurde. Der eben heimgekehrte Sohn Ernst Otto, ein Gebirgsjäger, wollte seine Eltern nicht allein lassen und ging freiwillig mit. Alle drei wurden in Vigaun umgebracht. Der zweite Sohn von Dr. Franz entging dem Schicksal der Familie dadurch, daß er zu diesem Zeitpunkt in sowjetischer Kriegsgefangenschaft war.

Der akademische Maler Eduard Manhart wurde schon bei der Verhaftung so schwer mißhandelt, daß er in bewußtlosem Zustand in die Jesuitenkaserne gebracht wurde, wo die Keller-Bunker zu einem düsteren Gefängnis geworden waren. Noch Tage später, als die Gefangenen abtransportiert wurden, war Manhart unfähig aufzustehen. Er wurde zu einem Lastwagen getragen und dort wie ein Sack auf den Boden geworfen. Niemand kennt das Motiv seiner Verhaftung.

Opfer eines bekannten Denunzianten war die Familie Gassner in Klagenfurt. Zuerst wurde der Bäckermeister Anton Gassner (61) in der Domgasse verhaftet. Seine Frau Adele holten sie aus der Wohnung in der Villacherstraße, den Sohn Anton verhafteten sie in Krumpendorf. Als Adelheid, die Zwillingsschwester Antons, die nicht Zuhause war, von der Festnahme ihrer Eltern erfuhr, erbat sie Hilfe bei den Briten. Mit einem englischen Soldaten ging



Das Ehepaar Anton und Adele Gassner in Klagenfurt wurde mit Sohn und Tochter verschleppt. Alle vier kamen in Vigaun ums Leben. Die Tochter wurde verhaftet, als sie ihre Eltern in der Jesuitenkaserne besuchen wollte.

sie in die Jesuitenkaserne. Der Brite blieb am Tor zurück. Die Jugoslawen versprachen, das Mädel zu ihren Eltern zu führen.

Das „Versprechen" hielten sie. Adelheid Gassner kam zu den Eltern. Aber sie kam nie mehr zurück. Wie die Eltern: ermordet in Vigaun.

Von der Verschleppung seiner Familie erfuhr der überlebende Fliegerhauptmann Josef Gassner, der heutige Chef der bekannten Bäckerei, am Silvesterabend 1946 in sowjetischer Kriegsgefangenschaft. Er gehörte zu jenen Wehrmachtsangehörigen, die die Amerikaner im Mai 1945 an die Russen ausgeliefert hatten.

Bei dem Denunzianten handelt es sich vermutlich um einen Jugoslawen, der während der Kriegszeit wegen eines Diebstahls entlassen worden war. Die Familie war allerdings schon vor Kriegsende von einem Klagenfurter gewarnt worden: „Sie stehen auf der schwarzen Liste!"

Derselbe Warner hatte dann auch mit anderen Partisanen die Verhaftungen durchgeführt. Dieser Partisane deutscher Volkszugehörigkeit führte merkwürdigerweise auch die Verhaftung von Dr. Franz und seiner Familie durch.

Und noch eine Klagenfurter Familie hat der ominöse Partisane auf dem Gewissen: Die Familie Sabith in der St. Veiter Straße. Er hatte sich schon vor Kriegsende bei der Kaufmannsfamilie angebiedert und gesagt, er sei heimlich bei den Partisanen. Am 13. Mai kam er wirklich mit einer Schar Jugoslawen, aber nicht als Helfer, sondern als Häscher. Der Kaufmann Blasius Sabith (50), seine gleichaltrige Frau und der Sohn Walter (23) wurden verhaftet. Der

Sohn war erst nach der Kapitulation aus der Wehrmacht entlassen worden. Er überlebte, wie später noch geschildert werden soll. Seine Eltern wurden ermordet. Die verwaisten Geschäfte und Häuser wurden total ausgeplündert.

In der amtlichen Dokumentation über die Verschleppungen heißt es: „In Klagenfurt agierten als Handlanger kriminelle Elemente deutscher Volkszugehörigkeit. Sie übten den Handlangerdienst aus persönlicher Gehässigkeit oder zum Zweck persönlicher Bereicherung aus."

Genaue Berichte liegen über den heimlichen Abtransport der Gefangenen aus Klagenfurt vor. Er mußte vor den Briten geheimgehalten werden. Im Morgengrauen des 20. Mai 1945, es war der Pfingstsonntag, wurden die Gefangenen aus Klagenfurt, aber auch viele gefangene Jugoslawen aus den Kellern geholt und auf eine LKW-Kolonne verladen. Auf jedem Wagen nahm auch eine Abteilung Partisanen Platz.

Die Fahrt ging dann noch vor Tagesanbruch über Viktring nach Rosegg. Dem Transport fuhr ein blauer PKW voraus, dessen Insassen die Verhandlungen mit den Briten an der Draubrücke und dann auch später am Beginn der Straße zum Wurzenpaß führten.

Den Briten wurde vorgelogen, es handle sich um einen Transport von Jugoslawen, die von den Deutschen verschleppt worden seien und jetzt wieder in die Heimat repatriiert wurden. Den Gefangenen selbst hatten die Partisanen vorher gedroht: „Wer den Mund aufmacht, wird erschossen!"

Eingeschüchtert schwiegen sie und fuhren in den Tod.

Bei diesem Transport befanden sich auch zwei Bürger aus Ferlach. Der Finanzbeamte Andreas Melcher und der Bürgermeister Josef Hambrusch.

„Den Melcher haben wir schon"

Alle die verschleppt wurden, waren Opfer ihres guten Gewissens. Franz Fink, den Schulleiter und Gemeindesekretär von Hörtendorf nahm ein Partisane fest und entfernte sich dann wieder mit dem Auftrag, Fink möge auf ihn warten. Und Fink wartete wirklich. Aus freien Stücken. Bis die Henker kamen und ihn dann nach Klagenfurt brachten. Die Angehörigen haben nie wieder von ihm gehört.

Auch der Ferlacher Amtsrat Andreas Melcher verließ seine Frau mit den Worten: „Ich habe nicht das geringste zu befürchten." Er ging und kam nie wieder.

Er versah ab 10. Mai in der Finanzamtskasse in Klagenfurt seinen Dienst und wurde auch noch am 14. Mai im Amte gesehen und gesprochen. Am Abend des gleichen Tages nahm er im Gasthof „Tigerwirt" in der Paradeisergasse sein Abendbrot ein und begab sich um zirka 19.30 Uhr auf den Heim-

weg. Auf dem St.-Veiter-Ring, ungefähr in der Höhe des Stadttheaters Klagenfurt, wurde er von einem PKW, in welchem sich Angehörige der Titotruppen befanden, überholt. Wenige Meter vor ihm wurde der Wagen angehalten und Amtsrat Melcher zum Einsteigen aufgefordert. Er wurde in die Jesuitenkaserne gebracht. In der Nacht von Pfingstsonntag auf Pfingstmontag 1945 wurden alle Gefangenen auf Lastwagen verladen und durch das Rosental zum Wurzenpaß gebracht. „Als er durch das obere Rosental an der Stätte seiner Jugend vorbeifuhr, schilderte er mit leiser Stimme seinen Nachbarn die Erlebnisse seiner Kindheit." So berichtete einer, der später wiederkam, dem Schriftsteller Lorenz Mack:

„An der Draubrücke bei Rosegg wurde die Autokolonne an dem Schlagbaum durch dort stationierte englische Soldaten angehalten. In den verzagten Herzen der Gefangenen glimmte ein Hoffnungsschimmer auf. Die Engländer würden nicht dulden, daß unschuldige Menschen wie Verbrecher in der Nacht aus ihrer Heimat verschleppt würden. Sie hörten, wie der englische Posten die von den Wagen abspringende Begleitmannschaft der Partisanen um die Bewandtnis und Identität der auf den Autos verladenen Menschen fragte. Nachdem er die Auskunft erhielt, es handle sich hiebei ausschließlich um Slowenen, die seinerzeit von den nationalsozialistischen Machthabern zwangsweise nach Kärnten gebracht und die nun wieder in ihre Heimat zurückbefördert würden, öffnete die Wache anstandslos den Schlagbaum. Die Verschleppten wollten aufschreien, doch die im Mondlicht auf sie gerichteten Maschinenpistolen brachten sie rasch zum Schweigen. Es gab kein Entrinnen, kein Erbarmen und keine Hilfe mehr für sie. In ununterbrochener Fahrt wurden sie über die Grenze und in das Gefängnis von Begunje gebracht."

Amtsrat Melcher wurde zweifellos auf Grund einer Denunziation verschleppt. Er war kein Funktionär der NSDAP.

Am Tage seiner Verschleppung erschien eine entlassene ehemalige Angestellte des Finanzamtes als Partisanin schwer bewaffnet in der Finanzamtskasse und verkündete triumphierend: „Den Melcher haben wir schon."

Eine Denunziation aus der Nachbarschaft kostete dem 48jährigen Beamten Johann Scheib in Klagenfurt das Leben. Um 23 Uhr nachts zertrümmerten die Henker mit Bajonett und Kolben die Wohnungstür. Scheib wurde aus dem Bett geholt und im Pyjama fortgeführt. Er sagte zu seiner Frau noch: „Es kann nur ein Mißverständnis sein, ich komm bald wieder."

Das war das letzte Wort, das sie von ihm hörte.

So war es in allen Fällen. Keiner von denen, die geholt wurden, hatte ein schlechtes Gewissen. Wer immer die Partisanen zu fürchten hatte, er hätte Zeit gehabt sich abzusetzen.

Bevor die Partisanen nach Ferlach kamen, setzte Bürgermeister Hambrusch mit der damals bestehenden Überfuhr bei Glainach über die Drau und ging zu Fuß nach Klagenfurt. Er wollte bei dem späteren Landesamtsdirektor Newole britische Hilfe für Ferlach erwirken.

„Es war keine Flucht", sagte sein Sohn Josef, der heute wie einst sein Vater das Büchsenmachergewerbe in Ferlach ausübt.

„Mein Vater hatte ein gutes Gewissen. Unzählige Male war er während der Kriegszeit als Bürgermeister nach Zell Pfarre gefahren, das damals zur Gemeinde gehörte. Immer fuhr er ohne Begleitschutz durch das Partisanengebiet. Wenn die Partisanen gewollt hätten, sie hätten unzähligemale die Gelegenheit gehabt, meinen Vater umzubringen.

Nie ist er aber bedroht oder behelligt worden. Die Gemeinde Zell Pfarre bestätigte, daß er mit Aussiedlungen nichts zu tun hatte.

Er ist nach Klagenfurt gegangen, weil er in Sorge war, daß die Partisanen sich in Ferlach festsetzen würden. Immer wieder war ja von ihrer Seite während des Krieges erklärt worden, daß die Lostrennung Südkärntens das Ziel des Befreiungskampfes sei."

„Am 14. Mai", erinnert sich Josef Hambrusch, der damals 17 Jahre alt war, „ging mein Vater in Klagenfurt stadtauswärts zur Koschatstraße. Da hielt vor der Hauptpost plötzlich ein Jeep, in dem Partisanen saßen, unmittelbar neben ihm.

Passanten hörten, wie die Partisanen Vater nach seinem Namen fragten.

‚Mitkommen!' sagten sie dann.

Erst auf Umwegen erfuhren wir, was geschehen war.

Wir baten die Briten um Hilfe. Von ihnen erfuhren wir tatsächlich nach zwei oder drei Tagen, daß mein Vater in der ‚Burg' von Partisanen gefangengehalten werde.

Mit einem Päckchen Zigaretten, das damals eine Kostbarkeit war, eilte ich zur Burg", entsinnt sich Josef Hambrusch.

„Dort hatte ich Glück. Vor dem Tor stand als Posten ein Partisane aus Ferlach. Der übernahm die Zigaretten, und er muß wohl auch Sorge getragen haben, daß mein Vater von meinem Besuch erfuhr.

Der Posten ließ mich in den Hof. Und nach einer Weile sah ich im zweiten Stock meinen Vater. Er stand am Fenster und winkte zu mir herab.

Ich habe ihn da zum letztenmal gesehen.

Wir bemühten uns verzweifelt um Intervention der Briten. Ein Major Johnson war freundlich zu uns. Er schien hilfsbereit zu sein. Aber dann fragte er: ‚War er PG?'



Das war das Gefängnis von Vigaun, in dem die Verschleppten aus Klagenfurt und dem Raum Villach erschossen oder erschlagen wurden. Das Gebäude ist heute ein Museum, in dem aber nur an die Erschießung von Partisanen und Geiseln durch die Deutschen erinnert wird. Die schauerliche Rolle des Gefängnisses nach dem 8. Mai 1945 wird verschwiegen. Die Zahl derer, die hier ermordet wurden, weiß niemand. Täglich wurden die Zellen geräumt, die Insassen erschossen, um neuen Opfern Platz zu machen.

Als wir wahrheitsgemäß bejahen mußten, sagte er bedauernd: ‚Dann ist nichts zu machen'.

Zu Pfingsten dürften die Partisanen die Gefangenen aus der Burg über den Wurzenpaß nach Jugoslawien gebracht haben. Wir haben später noch gehört, daß Vater noch im Gefängnis Vigaun gesehen worden sein soll. Wir haben nie wieder von ihm gehört."

Aber nach 1950 schrieb ein Bekannter der Familie aus Slowenien, der um Hilfe gebeten worden war:

. . . , 16. Oktober 1950.

„Lieber Freund!

Habe lange überlegt, wie ich alles gutmachen kann, ohne mich irgendwie zu überlasten. Es ist nicht so wie Du glaubst, zu machen. Es würden dadurch viel Komplikationen entstehen, ich könnte da hineinfallen und wir alle hätten es noch viel schwerer. Es ist so wie ich es Dir schon mitgeteilt habe, daß die Leute Hambrusch, Melcher, Dr. Doujak, Dr. Glaser und Dr. Hradetzky in Urteilsrevision stehen, wo ich jedoch nicht vorgreifen darf, ohne mich zu exponieren. Es wird aber bestimmt bald erledigt sein, und . . ."

Dr. Doujak und Dr. Hradetzky sind tatsächlich zurückgekehrt. Die anderen nicht.

Zwischen Griffen und Völkermarkt liegt südlich der Straße das alte Schloß Hirschenau. Es muß einmal ein sehr schmuckes Gebäude gewesen sein, das der Familie Helldorff gehört.

Jetzt ist es dem hoffnungslosen Verfall preisgegeben. Es wird nicht mehr lange dauern, dann wird es aus dem Landschaftsbild verschwunden sein.

In diesem Schloß war während des zweiten Weltkrieges eine Einheit von Arbeitsmaiden des RAD untergebracht.

Beim Zusammenbruch stand es leer.

In der Nacht zum 15. Mai 1945 sollte dieses Schloß zu einer Schicksalsstätte für 125 verschleppte Kärntner aus dem Raum Eberndorf-Bleiburg-Eisenkappel werden.

In den frühen Morgenstunden des 9. Mai pochten in diesem Gebiet die Partisanen einer Sondereinheit an den Toren vieler Kärntner Häuser. In Eisenkappel wurden die 78 Festgenommenen in das Bezirksgericht und auch in das Schloß Hagenegg gebracht. Dort trafen später auch die Opfer der Verhaftungswelle aus Eberndorf ein. Viele von ihnen waren dabei zum letzten Mal im Leben auf der Kleinbahn gefahren.



Das Schloß Hirschenau zwischen Griffen und Völkermarkt wurde für viele Südkärntner zur Schicksalsstätte. Hier fällten betrunkene Partisanen die Entscheidung über Leben und Tod. Von hier aus gingen die Transporte zur Liquidierung ins Mießtal. Das Schloß ist heute unbewohnt und wird früher oder später der Spitzhacke zum Opfer fallen. Wenige hundert Meter vom Schloß entfernt führt die Trasse der Südautobahn vorbei.

Photo: A. Brummer

Nach zwei Tagen ohne Wasser und Verpflegung erfolgte am 11. Mai eine flüchtige Vernehmung. Gegen Mittag faßten die Häftlinge Mut, als zwei britische Offiziere ins Schloß kamen und die Freilassung der Kärntner forderten. Sie wurde ihnen versprochen. Die Partisanen dachten natürlich nicht daran, die Zusage einzuhalten. In der Nacht vom 11. auf den 12. Mai wurden die Inhaftierten verladen und mit einem LKW nach Prävali ins Mießtal gebracht. Zur Hast der Räumung dürfte die Nachricht beigetragen haben, daß eine SS-Nachhut über den Seebergsattel gestoßen sei.

Die Verhaftungen in Bleiburg

Im Raum Bleiburg begann die Verhaftungswelle im Morgengrauen des 12. Mai. Die 73 Verhafteten wurden nach und nach in das Gemeindehaus gebracht. Niemand wußte, warum er verhaftet worden war.

Typisch für die Situation war das Schicksal des Kaufmannes Othmar Mory. Er war nicht daheim, als seine Frau Maria verhaftet worden war. Erschreckt, aber völlig arglos, ging er ins Gemeindehaus, um nach seiner Frau, der Mutter seiner 3 Kinder, zu sehen.

Als er hinkam, nahmen ihn die Partisanen fest. Die Kinder, unter ihnen ein dreijähriges Mädchen, haben ihre Eltern nie wiedergesehen. Tragisch war auch der Fall der Frau Elisabeth Steinig. Auch sie ließ für immer 4 Kleinkinder zurück.

Als die hochschwangere Frau Maria Kuess auf den LKW gehoben werden mußte, sprang der Apotheker Ludwig Herbst dazwischen und erhob Einspruch, wohl wissend, daß er sich selbst damit zur Festnahme anbot. Tatsächlich ließen die Partisanen die Schwangere zurück und nahmen Dr. Herbst mit. Aber dieser kam bald wieder zurück, was wohl mit der Medikamentenversorgung zusammenhing, an der auch die Partisanen interessiert waren.

In den frühen Morgenstunden des 12. Mai waren in Kühnsdorf auch die drei Gebrüder Leitgeb verhaftet worden. Zusammen mit den Bleiburgern wurden sie nach Prävali gebracht.

Die Kolonne fuhr durch Bleiburg. Die Planen waren noch offen. Auf den menschenleeren Straßen stand, als eine der vielen Hinterbliebenen, die Frau des Gemeindesekretärs Peter Raschl und erkannte in einem Wagen ihren Mann. Sie streckte die Arme nach ihm aus und begann zu laufen. Sie lief in hoffnungsloser Verzweiflung hinter dem Wagen her, bis sie zusammenbrach.

Am Abend des 12. Mai zitterten etwa 148 Kärntner im Dorfheim in Prävali vor dem Schicksal, das ihnen bevorstand. Einige waren inzwischen enthaftet worden.

Der 13. Mai verging in banger Ungewißheit. Für die Nacht war der Weitertransport nach Unterdrauburg geplant.

Aber da verursachte eine Alarmmeldung bei den Partisanen höchste Nervosität. Aus dem Raum Unterdrauburg stieß eine noch immer kampffähige todesverachtende, disziplinierte kroatische Kampfgruppe nach Westen. Die Henker der Sondereinheiten dirigierten nun die schon zur Abfahrt nach Unterdrauburg bereitstehenden LKW um.

Der Transport mit den Verschleppten setzte sich in Marsch. Aber nicht ins Mießtal! Die Gefangenen staunten nicht schlecht: Es ging wieder in Richtung Heimat! Die Partisanen flohen vor den Kroaten nach Kärnten.

Voraus fuhr ein PKW mit blauer Flagge. An der österreichischen Grenze wurde der Transport von Briten aufgehalten. Eine Viertelstunde wurde verhandelt. Die Planen der Wagen waren verschlossen. Die Gefangenen durften nicht sprechen. Die Partisanen banden den Briten irgendeinen Bären auf, denn diese gaben den Weg schließlich frei.

Am 14. Mai im Morgengrauen traf die ganze Kolonne in Eberndorf ein und die Partisanen wußten offenbar nicht, wohin mit der Menschenfracht.

Die Wagen wurden auf einer Wiese bei der Tischlerei Mischitz abgestellt. Niemand durfte die Fahrzeuge verlassen. Vor den Wagen standen die Wachen mit den schußbereiten MP's.

Die Nachricht vom Eintreffen des Transportes hatte die Bevölkerung von Eberndorf alarmiert. Unter dem Druck der öffentlichen Meinung trat die neubestellte Gemeindevertretung in Begleitung des Propstes von Eberndorf mit den Offizieren, die den Transport leiteten, in Verbindung. Tatsächlich konnte die Entlassung von 22 Personen aus Eberndorf und Eisenkappel bewirkt werden.

In den Abendstunden des 14. Mai setzte sich der Transport wieder in Marsch. Den Partisanen war es tagsüber gelungen, Schloß Hirschenau ausfindig zu machen und zu beschlagnahmen.

Um 2.00 Uhr früh wurden die Gefangenen durch ein Spalier schwer bewaffneter Titoleute in das Schloß getrieben und in den Räumen des Hochparterrs untergebracht. Vor jeder Türe stand ein Posten, ein Posten in jedem Raum. Wachen standen auch vor den Fenstern.

Im Laufe des 15. und 16. Mai wurden die Gefangenen vernommen. Sie wurden nach ihren Personalien, nach ihrer Einstellung zu den Slowenen befragt und dann sollten sie den Grund ihrer Verhaftung angeben. Die Einvernommenen, die überlebten, sagten später aus, die Partisanen, die die Verhöre durchführten, seien ständig betrunken gewesen. Später stellte sich heraus, daß diese Verhöre über Tod und Leben entschieden hatten. Sie hatten den Zweck, die 125 südkärntner Männer und Frauen in zwei Gruppen zu teilen: Eine, die interniert und eine, die sofort liquidiert werden sollte.

Die letztere Gruppe umfaßte meist Personen älterer Jahrgänge, die sich in der Zeit der Volksabstimmung auf österreichischer Seite verdient gemacht hatten.

In der Nacht vom 16. auf den 17. Mai 1945 wurde wieder ein überstürzter Aufbruch befohlen. Wie sich später herausstellte, hatte der Besitzer des Kabonhofes, Fritz Klois, die Briten davon verständigt, was auf Hirschenau vorging. Die jugoslawischen Verbindungsoffiziere beim britischen Stab in Völkermarkt erfuhren davon und warnten ihre Genossen in Hirschenau, die dann jählings mit allen Gefangenen Richtung Prävali aufbrachen, ehe es mit den Briten Unannehmlichkeiten geben konnte.

Die Lastwagenkolonne wurde auf der Fahrt nach Prävali zwar von Briten an der Draubrücke bei Völkermarkt und an der österreichischen Grenze bei Grablach aufgehalten. Aber die Jugoslawen erklärten, die Insassen der Lastwagen seien Angehörige der Partisanenarmee. Die LKW waren mit Planen überdeckt. Den Gefangenen war auch hier vorher gesagt worden: „Wer redet, wird sofort erschossen!"

Auf Schloß Hirschenau waren die Weichen gestellt worden. Für einen Teil begann in jugoslawischen Hungerlagern eine leidvolle Gefangenschaft. 64 Menschen wurden in Lischa erschossen. Die Kärntner Sicherheitsdirektion erhielt später Beweise dafür, daß die Männer und Frauen, Veteranen des Abwehr- und Abstimmungskampfes, vor ihrer Ermordung auf grauenhafte Weise gemartert worden waren.

Eine hatte Glück

Unter jenen, die damals zur todgeweihten Menschenfracht auf den Lastwagen der Titopartisanen gehörten, war eine Frau die überlebte.

Die 35jährige Stefanie Polascheg aus Eberndorf war am 10. Mai verhaftet worden und hatte die Odyssee von Hagenegg über das Mießtal mitgemacht. Der Transport hielt jetzt auf der Wiese vor der alten Schmiede, dort wo heute das Gebäude des Raiffeisenverbandes steht.

Die Partisanen ließen niemand durch die Postenkette zu den Gefangenen, aber der siebenjährigen Tochter von Frau Stefanie Polascheg gelang es doch, sich zu dem Lastwagen zu stehlen, auf dem ihre Mutter war. Die Mutter umschlang wild ihr Kind, bis es ihr wieder entrissen wurde.

Bei der Aufteilung der Gruppen auf Schloß Hirschenau hatte Frau Polascheg ein merkwürdiges, rettendes Erlebnis.

Da sie einer Gruppe zugeteilt war, in der sich fast keine Bekannten befanden, versuchte sie sich zu einer Schar hinzuzuschmuggeln, bei der sie Freunde und Bekannte sah.

Aber ein Partisane entdeckte sie bei dem Versuch und trieb sie zu ihrer Gruppe zurück.

Und das war ihr Glück. Denn von allen jenen, denen sie sich zugesellen wollte, kehrte keiner mehr zurück.

Der Partisane mußte also gewußt haben, daß die Gruppe, zu der sie wollte, die Kolonne der Todeskandidaten war.

Fast alle Leidensgenossen der Gruppe, bei der sich Frau Polascheg befand, kehrten nach langer qualvoller Haft nach Kärnten zurück.

Nur drei kamen nie wieder. Die Gebrüder Leitgeb. Auch sie hatten sich bei der Gruppe der „Minderbelasteten" befunden. „18 Tage lang. Dann wurden wir in die Steiermark abtransportiert", sagte Frau Polascheg. „Die drei blieben zurück." Zum Sterben!

Sie selber wurde nach 9 Monaten entlassen. 9 Monate quälte sie die Angst vor dem Tod und die Frage: „Warum die Marter der Haft?" Sie war sich keiner Schuld bewußt. „Warum haben sie mich solange festgehalten?" fragte sie bei der Entlassung in Marburg. Der Kommissar sagte: „Bedanken Sie sich bei den Einheimischen. Gehen Sie dreimal um Ihr Haus und Sie werden wissen, wer Sie verketzert hat."

Verschwundene Leichen

Ein grausames Schicksal wurde den Kärntnern zuteil, die als Zivilbeamte in Slowenien Dienst taten und dort ausharrten bis es zu spät war. 32 Beamte, darunter 26 Kärntner, wurden am 8. Mai 1945 aus einem Sanitätszug geholt und erschossen. Das ergaben die Nachforschungen der Kärntner Sicherheitsdirektion.

Nirgends aufgezeichnet aber sind die Namen der Kärntner, die v o r dem Zusammenbruch schon ein Opfer der Partisanen geworden waren. Nicht im Kampf, sondern hinterrücks ermordet.

Hier nur zwei von vielen Fällen: Der aus Klagenfurt stammende Richter Dr. Herbert Domenig verschwand am 13. März 1945 mit zwei Gefährten spurlos auf dem Weg von Muggio nach Triest. Seine Frau Gisela und seine beiden Söhne haben nie wieder von ihm gehört.

Die Leichen der Verschollenen liegen zu Tausenden in den Karsthöhlen bei Triest.

Bis heute verschollen ist der Oberlehrer Franz Scheschark, der in Naklo in Oberkrain Dienst getan hatte.

Abends am 11. 10. 1944 wurde er durch einen Telefonanruf in ein nahes Dorf gelockt. Er verabschiedete sich von seiner Frau und fuhr mit dem Rad davon. Er wurde nie wieder gesehen. Nur das Rad wurde gefunden.

Von den drei Söhnen, die im Felde waren, erhielt Othmar Schark (Klagenfurt) Sonderurlaub von seiner Marineeinheit, aber alle seine Nachforschungen blieben vergeblich.

Es gehörte zur Taktik der Partisanen, ihre Opfer zu entführen und die Leichen dann verschwinden zu lassen.

Denn für Tote waren Vergeltungsmaßnahmen der Deutschen zu fürchten! Bei Entführten blieb immer noch die Hoffnung, daß sie am Leben sein könnten. So blieben Repressalien aus.

Die Angehörigen der Verschleppten haben dann viele Jahre noch eine trügerische Hoffnung gehegt.

Leichengeruch über Slowenien

Was geschah mit den Verschleppten?

Eine der zurückgekehrten Frauen, Frau K. Lakonig aus Bleiburg, sagte nach ihrer Rückkehr Ende September 1945 aus, daß ein Teil der Verschleppten in den Lischagraben gefahren wurde. Sie wurden in einen Stollen gebracht und dort zuerst geschlagen. Es hieß im Lager, man habe die Schmerzensschreie der Mißhandelten aus dem Stollen gehört. Am Ende wurden dann alle Delinquenten erschossen.

Die verschleppten Kärntner, die in das Lager Sterntal gebracht worden waren, wurden dort Zeugen von Massenhinrichtungen. Besonderes Grauen flößte den Augenzeugen die Ermordung von Volksdeutschen ein. Frau Klara Lakonig erinnert sich:

„Einmal kamen ca. 200 Leute aus der Batschka, sehr fesche große Männer und Frauen, ein schöner Menschenschlag. Sie wurden im Lager aufgestellt, das war am Morgen. Die Frauen und Männer mußten stehen bis zum Abend. Dann mußten die Frauen wegtreten und die Männer wurden mit Maschinengewehren niedergemäht. Wir mußten aus 40 m Entfernung zusehen. Am Morgen kamen dann Partisanen mit einem Brückenwagen. Darauf türmten sie die Leichen wie Säcke. Die Pferde zogen den Wagen fort und der Wagen kam wieder, solange, bis alle Toten weggebracht worden waren.“

Im Mai 1945 gehörte das Töten in ganz Jugoslawien zum Alltag. Das war kein Staat, das war ein Schlachthaus. Volksdeutsche, Nichtkommunisten und Klassenfeinde wurden zu Hunderttausenden liquidiert.

In diese Mordmaschine gerieten die Transporte mit den Verschleppten. Die Dokumentation der Kärntner Sicherheitsdirektion nennt die Orte, an denen Kärntner erschossen wurden. Sie stützt sich auf Flüchtlingsaussagen, auf indirekte Aussagen von Partisanen, die dabei beteiligt waren und auf die Vernehmung von Ortsbewohnern im Mießtal.

Alle diese Aussagen verdichten sich zur Gewißheit, daß ein Teil der Verschleppten nach vorherigen schwersten Mißhandlungen im Lischagraben erschossen wurden. In der Regel mußten sich Männer wie Frauen entkleiden und ihr Loch schaufeln, bevor sie den Genickschuß erhielten.

Andere Gruppen wurden zu verlassenen Bergwerksstollen im Lischagraben gebracht, dort ihrer Kleider beraubt, mißhandelt und erschossen. Die Leichen wurden in die Stollen geworfen und diese gesprengt.

Ein Detail am Rande wird in der Dokumentation vermerkt: Namentlich bekannte Personen trugen später die Kleider der erschossenen Österreicher. Ein Flüchtling aus Prävali war Augenzeuge einer Exekution: „Die Frauen und Männer mußten ihr Grab schaufeln, ihre Kleider ablegen, dann wurden sie geschlagen und schließlich erschossen. Die Löcher waren nicht tief genug. Die Partisanen warfen etwas Erde darüber. Die Gliedmaßen der Opfer ragten aus der Erde."

In der Dokumentation der Sicherheitsdirektion wurden auch Aussagen vermerkt, die darauf hinweisen, daß nicht alle Verschleppten in den Stollen umgebracht wurden. Ein Teil soll auf einer Wiese im Mießtal, bei Gutenstein, erschossen worden sein. Ein Augenzeuge sah 12 oder 14 Tote auf einer Wiese unterhalb von Lischa. Unter den Toten erkannte er eine Frau Anna Pleschiutschnig. Auch sie war entkleidet worden und wies Spuren schwerster Mißhandlungen auf. „Auf ihrer Brust waren die Spuren eines Gebirgsschuhes zu sehen!"

Zwei Serben retteten 36 Kärntnern das Leben

Einer der aus Klagenfurt Verschleppten, der nach dramatischem Erlebnis wiederkam, war Florian Sadounig, der bekannte Riepelwirt auf Koprein, Petzen.

Sein in einsamer Höhe stehendes Haus war im Dezember 1942 von den Partisanen ausgeraubt worden, seine Familie mußte nach Eisenkappel flüchten. Den ehrwürdigen Hof, in dessen Mauern noch die Geschosse der Serben aus dem Abwehrkampf zu sehen waren, brannten die Partisanen 1944 nieder.

Er selber war bei Kriegsende Dolmetscher bei der ZbV-Division 438 in Klagenfurt. Am 13. Mai erkannte Prušnik seinen Jugendgefährten Florian vor der Landesregierung. Er rief einen Genossen herbei, ließ Florian verhaften und in die Jesuitenkaserne bringen.

Mit dem Verschlepptentransport kam Sadounig zu Pfingsten nach Vigaun. (Begunje in Slowenien.)

„Zuerst waren wir 11 in der kleinen Zelle", berichtet er. „Jede Nacht wurden Schicksalsgefährten aufgerufen und verschwanden auf Nimmerwieder-

sehen. Dann waren wir nur noch drei und warteten auf den Tod. Ein Bekannter aus Sulzbach (Solčava), der jetzt bei der UDBA, der Geheimpolizei war, erkannte mich: ‚Flori bist Du's?' Er sagte nichts weiter, aber ein Posten holte mich aus der Todeszelle."

Der Namensaufruf, von dem Sadounig berichtet, läßt darauf schließen, daß die Liquidierungen keineswegs regellos erfolgten, sondern daß in Vigaun Listen der Todeskandidaten vorhanden gewesen sein müssen.

Später wurde von jugoslawischer Seite ja behauptet, die Namen der Verschleppten seien in Jugoslawien völlig unbekannt.

Sadounig's Name stand dank seines Gönners nicht auf der Todesliste.

Ende Mai wurden die Gefangenen, die noch lebten, durch einen korrekt wirkenden, sehr jungen Kommandanten zusammengerufen. Wer bei der Wehrmacht war, möge sich melden, sagte er.

Die ehemaligen Soldaten meldeten sich und kamen tatsächlich in Kriegsgefangenenlagern.

Zu denen die sich nicht gemeldet hatten gehörte der blutjunge Leutnant Franz, der Sohn des Klagenfurter Oberbürgermeisters. Er war schon in Klagenfurt freiwillig mit den Eltern mitgegangen, er weigerte sich auch jetzt, die Eltern zu verlassen. Er wählte damit den Tod.

Sadounig überlebte das erste Jahr der Kriegsgefangenschaft als Dolmetscher. Im Frühjahr 1946 wurde den Kärntnern aus allen Lagern von Tito die Entlassung versprochen. Aber die Laibacher Regierung hielt sie dann in einem Umschulungslager in Radmannsdorf (Radovljica) in Slowenien fest.

„Wir waren etwa 400 Kärntner", erinnert sich Sadounig „und erhielten laufend Polit-Unterricht, das heißt, wir wurden politisch für die Eingliederung Kärntens in die jugoslawische Volksrepublik vorbereitet."

Zu spät hatten die Lagerinsassen gemerkt, daß die Jugoslawen unter ihnen ein Spitzelsystem etabliert hatten. Landsleute hatten sich bereit gefunden, eine Judasrolle zu spielen und jene Kameraden zu melden, die antikommunistisch gesinnt waren und als Kärntner nie und nimmer jugoslawisch werden wollten.

„Eines Tages wurden etwa 36 Mann aufgerufen", erinnert sich Sadounig. „Ich war mit dabei. Wir wurden nach Belgrad in ein deutsches Kriegsgefangenenlager gebracht, durften aber mit den anderen Gefangenen nicht in Kontakt treten. Wir wurden isoliert.

Schon am Tag nach der Ankunft wurden wir in den ersten Waggon eines Zuges verladen. Auf der Fahrt nach Nisch ereignete sich am 2. 9. 1946 das Unglaubliche:

Vor unserem Abteil entspann sich ein heftiger Streit zwischen dem Wachkommandanten und einem jungen serbischen Partisanen, der den Auftrag erhalten hatte, dem Lokführer den Befehl zu übermitteln, an einer bestimmten einsamen Stelle im Gebirge zu halten. Dort sollten wir erschossen werden.

Der junge Serbe sagte: ‚Da mache ich nicht mit.'

In der nächsten Station eilte er aus eigenen Stücken zum Lokführer und verriet ihm, was geschehen sollte. Der wollte auch keinem Mord Vorschub leisten. Und sagte später zum Wachkommandanten, er dürfe nicht halten."

Sadounig und seine Kameraden wurden atemlos Zeugen eines dramatischen Disputs.

Der Wachkommandant schrie erbost: „Sie werden halten. Das ist ein militärischer Befehl."

„Und wenn Tito persönlich befehlen würde", sagte der Eisenbahner, „ich habe meine dienstlichen Aufträge von meiner vorgesetzten Dienstbehörde durchzuführen. Ich halte nicht."

Es wurde hin und her geschrien, aber es blieb dabei. Der Zug hielt nicht. Die geplante „lautlose" Liquidierung war mißglückt.

Kärntner Kinder in Vigaun

Ein ähnliches Schicksal wie Florian Sadounig erlebte Walter Sabith aus Klagenfurt, der zusammen mit seinen Eltern nach Vigaun verschleppt worden war. Dort wurde die Mutter von ihnen getrennt. Vater und Sohn waren mit vielen anderen in eine Zelle gepfercht. Einmal sah Walter Sabith, wie der Exbürgermeister Franz im Hof geschlagen wurde. Sabith berichtet auch, daß er in Vigaun Kinder von verhafteten oder erschossenen Kärntner Beamten gesehen habe, die in Oberkrain gewohnt hatten. Das Schicksal dieser Kinder ist unbekannt.

Gegen Ende Mai 1945 mußten die überlebenden Gefangenen antreten. Es hieß:„Wer bei der Wehrmacht war, vortreten!"

Walter Sabith erinnert sich: „Manche witterten eine Falle und glaubten als Zivilisten eher zu überleben. Sie traten nicht vor.

Sabith kam wirklich in ein Kriegsgefangenenlager und war bei denen, die wieder in die Heimat zurückkehrten. Jene, die als „Zivilisten" zurückgeblieben waren, kamen fast alle um.

Blutiger Stempel in der Kärntner Zeitgeschichte

„Die Verschleppten, das waren Illegale."

Das sagte ein slowenischer Historiker im ORF, bei einer Sendung, bei der auch die Ereignisse im Mai 1945 zur Sprache kamen.

Er hat damit eine böse Falschmeldung in den Raum gestellt. Er hat den Toten Unrecht getan.

Es waren keine Übeltäter, die da ermordet wurden, es waren meist Menschen, die sich politisch nicht hervorgetan haben. Nur eines waren sie: Das, was man in Kärnten „heimattreu“ nennt.

Kein Historiker der Zeitgeschichte hat sich offenbar die Mühe gemacht, die Listen der Verschleppten im Hinblick auf ihre Berufe zu analysieren und sich ein Bild über ihren politischen Standort zu machen.

Man hält es offenbar für unwissenschaftlich, ins Land zu gehen und die Zeitgenossen zu befragen.

Wie will man dann wissen, wer die Unglücklichen waren, die da auf Kärntner Boden in den Todessog der Revolution in Jugoslawien geraten waren?

War etwa der Zimmermeister Mikej ein „Illegaler“, der zeitlebens ein gestandener Sozialdemokrat war? Nach seinem Tod hat man seine Witwe und die drei blühenden Töchter im Alter zwischen 20 und 23, unschuldige Menschen, umgebracht.

Ein schlagender Beweis für die Willkür der Verhaftungen war die Verschleppung der dritten Tochter Mikejs, Paula Tiede: Sie war in Stuttgart verheiratet, und als ihr Mann am Ende des Krieges fiel, kam sie zu den Eltern nach Eisenkappel. Sie konnte nicht einmal durch Denunziation auf einer „schwarzen Liste“ gestanden sein und wurde dennoch verhaftet, verschleppt, ermordet wie ihre Mutter und ihre Schwestern.

Ein reiner Willkürakt war die Verschleppung des Holzarbeiter-Partieführers Josef Waltl und des politisch völlig neutralen Wirtes Franz Grascher. Beide entgingen zwar der Erschießungswelle im Mießtal, aber sie hatten es noch schlimmer: Sie starben langsam an Hunger im Lager.

Und wie ist das mit den Gebrüdern Leitgeb? Wilhelm Rittershaus will in seinem Buch „Bauer aus Passion“ wissen, daß sie wiederholt mit der Gestapo Schwierigkeiten hatten, und man sagt ihnen im Grenzland nach, daß die Partisanen mit ihnen keine Schwierigkeiten gehabt hätten. Im Gegenteil.

Warum wurden sie dann umgebracht?

Weil sie in den Augen der Revolutionäre „Kapitalisten“ waren?

Es kann angenommen werden, daß die drei Industriellen verhaftet wurden, um ihren Besitz in eine slowenische Genossenschaft umwandeln zu können. Die drei Brüder haben die erste Mordwelle im Mießtal überstanden und haben gegen Ende Mai 1945 noch gelebt. Als die Partisanen Südkärnten räumen mußten, wurde offenbar ihr Todesurteil gesprochen.

Die Hinterbliebenen setzten in den Nachkriegsjahren Himmel und Hölle in Bewegung, um Nachrichten über das Schicksal der Verschollenen zu erhalten. Kriminelle Elemente suchten Geld für angebliche Informationen herauszulocken. Die Umstände um den Tod der drei Brüder blieben bis heute ungeklärt. Die Mörder schwiegen und ihre Hintermänner auch.

Die nachfolgende Liste der Verschleppten, die auch über Beruf und Alter

Aufschluß gibt, mußte unter großen Mühen rekonstruiert werden. Über Weisung Wiens sind die Daten der Verschleppten bei den Dienststellen der Exekutive nicht öffentlich zugänglich.

Ein Überblick über die Berufe zeigt auffällig viele Gewerbetreibende, die einen meist bescheidenen Besitz ihr Eigen nannten. Ihre Häuser wurden in allen Fällen nach der Verschleppung vom Dachboden bis zum Keller ausgeplündert. Das Motiv für ihre Ermordung ist also ziemlich klar. Drei junge Frauen sollen in diesem Sinne in Eisenkappel an der Aufstellung der „Schwarzen Listen" mitgewirkt haben.

Ein Denunziantennest scheint die Brauerei in Bleiburg gewesen zu sein. Nicht weniger als drei Verschleppte waren in diesem Betrieb beschäftigt, in dem die Partisanen einen Spitzel hatten.

Sogar bei einem Verschlepptentransport soll sich nach den Angaben der Überlebenden ein slowenisch sprechender Spitzel befunden haben. Er war mit den anderen mitverhaftet worden, um die Mitgefangenen auszuhorchen. Er wurde sehr bald entlassen.

Frauenmörder unterwegs

Tragisch war das Schicksal der Frauen. Ihr Anteil an der Todesfracht, die nach Jugoslawien ging, war erschreckend hoch. 37 von 100 Todgeweihten waren Frauen, 12 von ihnen waren zwischen 20 und 50. Die meisten waren Hausfrauen. Töchter wurden einfach zusammen mit den Müttern mitgenommen. In 12 Fällen wurden die Frauen deshalb verschleppt, weil ihre Männer auf der „Schwarzen Liste" standen.

Typisch für diese Fälle ist das Drama der Familie Wollautschnig in Eisenkappel.

Am Tag nach der Kapitulation kamen Partisanen, um den Zimmermann Siegfried Wollautschnig zu verhaften. Weil dieser aber in Friesach auf Arbeit war, nahmen sie einfach die Gattin mit. Die Tochter Helena warf sich dazwischen, hing sich an ihre Mutter. Da machten die Barbaren kurzen Prozeß und verschleppten beide. Als Siegfried Wollautschnig am Abend mit dem Zug nach Eisenkappel zurückkam und die Schreckensnachricht der Verhaftung von Frau und Tochter erhielt, eilte er ohne sich zu besinnen in das Schloß Hagenegg, in dem die Gefangenen damals untergebracht waren. Als er dort nach seinen Angehörigen fragte, nahmen ihn die Partisanen sofort fest. Aber sie dachten gar nicht daran, Frau und Tochter freizulassen. Alle drei wurden nie wieder gesehen.

Als der zu den Gebirgsjägern eingerückte Sohn Siegfried nach Eisenkappel zurückkam, fand er ein leeres Haus. Es war alles geraubt worden, was nicht

niet- und nagelfest war. Viele Jahre lang quälte ihn, so wie die anderen Hinterbliebenen, die Angst und die Sorge um die Verschollenen. Lange nach dem Kriege noch forschte er nach ihren Spuren auch im Mießtal. Einmal fand er einen Bauern, der ihm erzählte, die Titopartisanen hätten Zivilisten auch an den Halden der Bergwerke erschossen und sie dann einfach mit Geröll zugedeckt.

Der alte Wollautschnig war kein Parteimitglied. Er war Sozialdemokrat. Er war Abwehrkämpfer und die ganze Familie war heimattreu.

Das genügte offenbar für das Todesurteil.

Unfaßbar war die Verschleppung der behäbigen, sangesfreudigen Wirtin Anna Niederdorfer. Alle, die sie näher kannten, wußten, daß sie eine erklärte Gegnerin der Aussiedlungsaktion gewesen war und die Familie zitterte damals, es könnten ihre heftigen Äußerungen der Gestapo hinterbracht werden. Aber niemand tat der beliebten Frau Böses an.

Die Partisanen hingegen schleppten sie in den Tod und mit ihr auch ihre Tochter Friedl Kabas, die am 7. Mai noch von Klagenfurt nach Eisenkappel geeilt war, um in den zu erwartenden Wirren des Zusammenbruchs an der Seite ihrer Mutter zu sein. Auch Friedl Kabas kam nie wieder.

Waren das etwa auch Illegale?

Und die Frau des Zollwachebeamten Stampfer, der ein glühender Feind der NS-Herrschaft war, war das auch eine Illegale? Trotzdem stand sie auf der „Schwarzen Liste".

Ein menschlicher Soldat

Siegfried Wollautschnig jun., dessen Familie in Eisenkappel von den Partisanen ausgerottet worden war, hat Verschleppte gekannt, die alles eher waren als überzeugte Nationalsozialisten. Da war der Friseur Gottfried Treun, der aus Jugoslawien gekommen war und nicht einmal die deutsche Staatsbürgerschaft besaß. Oder Johann Kuster, der ein Heimattreuer, aber auch ein überzeugter radikaler Sozialdemokrat war. Die Förstersgattin Anna Orasche mußte sterben, obwohl ihr Mann als Angehöriger der Heimwehr ein Gegner der Nationalsozialisten war.

Die Ehefrauen wurden überhaupt in vielen Fällen automatisch mitverhaftet. Bei der Baumeistersgattin Glawar nahm man auch gleich deren Hausgehilfin mit.

Man nahm das gar nicht so genau.

Da kam ein junger Partisane mit zwei Mann zur Familie des Gendarmeriebeamten Bartlmä Breitenhuber in Bleiburg. Er sagte, er habe Befehl, den Gendarmeriebeamten Breitenhuber und einen Wilhelm oder eine Wilhelmine mitzunehmen. Der Frauenname schien ihm nicht recht geläufig zu sein.

Blitzschnell schaltete da der Zwillingssohn des Ehepaares, der eben aus der Wehrmacht entlassen worden war und Wilhelm hieß. „Es heißt Wilhelm", sagte er, „der bin ich". Damit rettete er seine Mutter.

Der junge Partisane, der offenbar zu jenen gehörte, die in Jugoslawien schon unfreiwillig Soldat werden mußten, führte Vater und Sohn durch den Ort zum Gemeindeamt, wo die Sammelstelle für die Gefangenen war.

Als sie bei der Volksschule vorbeigingen, befahl der Jugoslawe „Halt" und sagte: „Ich muß hier noch die Lehrerin Pissold mitnehmen. Warten Sie."

Und wieder hatte Wilhelm Breitenhuber einen rettenden Einfall. „Ach, da gehen Sie umsonst", meinte er, „die ist schon weggefahren."

„Ist auch recht", sagte der nette junge Soldat, steckte den Zettel mit dem Namen wieder ein und trabte mit seinen Gefangenen zum Gemeindeamt. Die Lehrerin war gerettet.

Sie war nämlich sehr wohl noch im Schulhaus gewesen, Wilhelm hatte nur geblufft.

Im Gemeindeamt herrschte nervöse Hast. Die Partisanen schienen es eilig gehabt zu haben ihre Gefangenen fortzubringen.

Wilhelm Breitenhuber erkannte in einem geschäftig agierenden Partisanenoffizier einen Schulkollegen und wollte sich an ihn wenden.

Der ließ sich zwar auf keine Erörterungen ein, aber er warf Breitenhuber ein Rettungsseil zu, indem er ihn anherrschte: „Geh! Hier erhält jeder seine Strafe."

Der junge Heimkehrer ließ sich das nicht zweimal sagen und verschwand. Den Vater mußte er zurücklassen. Nicht ahnend, daß er ihn nie mehr sehen würde.

An einen Partisanen, der ihr das Leben rettete, erinnert sich Frau Ilse Janeschitz aus Klagenfurt, die im Mai 1945 mit einer gleichfalls kriegsdienstverpflichteten Kollegin in einer Völkermarkter Villa wohnte, in der sich Partisanen einquartiert hatten. Das Haus war voll schwerbewaffneter Männer und die Hausbesitzerin und die beiden Mädchen hielten zu den Eindringlingen kühle Distanz.

„Kurz vor Pfingsten", so erinnert sich Frau Janeschitz, „raunte mir ein etwa 40jähriger Partisane, der immer still und in sich gekehrt schien, die Warnung zu. „Verschwinden Sie sofort. Die wollen Sie mitnehmen."

Meine Kollegin und ich zögerten keinen Augenblick und setzten uns mit unseren Fahrrädern in Richtung Klagenfurt ab. Es muß die Nacht vor dem Tag gewesen sein, als die Partisanen Völkermarkt räumen mußten.

Nichts könnte besser den Fehlgriff mit den „Schwarzen Listen“ kennzeichnen als die Arglosigkeit, mit der die Opfer den Machtwechsel zur Kenntnis nahmen.

Wer immer sich gefährdet fühlte, konnte sich damals zu Fuß oder mit dem Fahrrad aus dem gemischtsprachigen Gebiet oder aus Klagenfurt absetzen. Fast alle, die ausharrten blieben im Bewußtsein, daß sie von den Partisanen nichts zu fürchten hätten. Der Krieg war aus.

Die Überlebenden, die später zurückkehrten, sagen fast alle aus, daß die Stimmung auf dem Transport, nach dem ersten Schock der Gefangennahme, gar nicht so düster war. Man wunderte sich über die Festnahme, rätselte über die Ursache und hoffte auf ein Mißverständnis. Nur drei von über 200 Verschleppten ergriffen im Lauf der Irrfahrt durch Südkärnten, die Flucht.

Auch Zollwachbeamte blieben auf ihrem Posten.

Die Beamten Fleischmann und Juwan waren von Partisanen verhaftet worden, die sie zum Gemeindeamt Bleiburg führten, wo die Sammelstelle war.

Unterwegs wollten die drei Häscher auch noch Andreas Petschnig mitnehmen, der auf der „Schwarzen Liste“ stand.

Petschnig, der die Gefangenschaft überlebte, erinnert sich: „Sie holten mich aus meiner Wohnung und eskortierten mich ab. Etwa 50 Meter von meinem Wohnhaus entfernt standen die zwei Zollwachbeamten und noch ein gewisser Rottenbucher.

Ich staunte nicht schlecht, als sich herausstellte, daß die drei auch Gefangene waren. Der Rottenführer, der mich verhaftete, hatte ihnen befohlen, zu warten. Und sie warteten wirklich — und dachten nicht daran, Reißaus zu nehmen.

Für die zwei Zollwachbeamten war das gute Gewissen tödlich. Nur der dritte Mann, der Rottenbucher Stefan, sprang später vom fahrenden Lastwagen und entkam.“

Noch einem arglosen Zöllner wurde der Glaube, daß der Krieg vorüber sei, zum Verhängnis. Partisanen hatten ihm in Maria Gail sein Motorrad weggenommen. Er ging zu den Briten und die holten ihm das Fahrzeug wieder zurück.

Zwei Tage später kamen Titos Waldläufer wieder und diesmal nahmen sie nicht das Rad, sondern den Besitzer mit.

Seine Gebeine liegen irgendwo in slowenischer Erde verscharrt.

Das waren nur einige Geschehnisse der Schreckenstage, die noch in der Erinnerung der Bevölkerung sind. Sie sollen die nachfolgende Liste etwas verlebendigen. Die Schicksale hinter vielen anderen Namen lassen sich heute nicht mehr aufhellen. Die Zeugen sind tot.

Dabei ist für jeden vermißten Südkärntner nach dem Krieg von den Sicherheitsbehörden ein dicker Akt angelegt worden, der auch über die politische Vergangenheit jedes Verschleppten Aufschluß gibt. Dieses Erhebungsmaterial verstaubt in Archiven, die noch nicht zugänglich sind.

Aber der damalige Sicherheitsdirektor, Oberst Josef Stossier, hat vor Politikern und Journalisten wiederholt auf das Bild verwiesen, das die Erhebungen ergeben haben:

Die große Mehrheit jener, die Parteimitglieder waren, sind Mitläufer oder Angehörige von NSV (NS-Volkswohlfahrt) und BdM (Bund deutscher Mädchen) gewesen. Die meisten Verschleppten hatten sich politisch überhaupt nicht hervorgetan oder waren gar stille Gegner der NSDAP. Es gab nur wenige Aktivisten und Amtsträger, wie die beiden Bürgermeister von Klagenfurt und Eisenkappel, denen allerdings auch nichts Nachteiliges nachgesagt werden konnte. Bürgermeister Drechsler hatte die Aussiedlungsaktion gebremst, wo er konnte und manche slowenische Familie vor der Aussiedlung gerettet, so sagt man heute in Eisenkappel.

In den Archiven verstauben auch die Aussagen der Südkärntner, die die Verschleppung mit Mißhandlungen, Hunger und Todesangst in Lagern überlebt hatten.

Das Motiv für alle Denunziationen, die zur Verschleppung führten, läßt sich auf einen Nenner bringen: Haß gegen die Heimattreue, Rachsucht und Gier nach fremdem Besitz.

Mit „antifaschistischem Kampf" hatte das Wüten des Partisanengeheimdienstes nichts zu tun.

Das bestätigt niemand anderer als das jugoslawische Außenministerium selbst. Es wurde niemals auch nur der Versuch unternommen, für die Verschleppungsaktion in Kärnten eine Begründung zu finden, wie sie jetzt slowenische Historiker in Kärnten finden wollen.

Das jugoslawische Außenministerium beantwortete alle 1948 einsetzenden Fragen nach dem Schicksal der Verschleppten mit der sturen Erklärung: „Die genannten Personen befanden sich nie in jugoslawischem Gewahrsam."

Nun sollte ja niemand behaupten, den jugoslawischen Kommanden sei in den Umsturzwirren die Kontrolle entglitten.

Die Flut der Partisanenliteratur beweist das Gegenteil. Bis in alle Einzelheiten wurde das Geschehen jener Zeit rekonstruiert. Und das war nur deshalb möglich, weil die Kommandostruktur und das Meldewesen beim Sieger vollkommen intakt war.

In unzähligen Noten lieferte Österreich dem Belgrader Außenministerium geradezu einen Berg von Beweismaterial. Es wurden Details vorgelegt, von den Namen der beteiligten Kommandanten an bis zu den Namen der Lastwagenfahrer, die die Todesfrachten fuhren. Es müßte für die jugoslawischen Stel-

len eine Kleinigkeit gewesen sein, über die unselige Aktion Aufschlüsse zu geben und sie allenfalls zu begründen.

Aber es wurde nie die leiseste Anschuldigung laut.

Das Schweigen ist ein Schuldbekenntnis, ein Beweis, daß es bei dieser Mordaktion nicht mit rechten Dingen zugegangen ist, daß die Denunziationen aus der einheimischen Bevölkerung haltlos waren. Auch an den Händen der Denunzianten klebt Blut.

Mit der Liste der Verschleppten hinterließen die Partisanen in der Zeitgeschichte Kärntens einen blutigen Stempel des Unrechts und der Unmenschlichkeit.

Nicht nur deutsche Greuel gab es.

Auch das ist geschehen:

Liste der Verschleppten, die nicht wiederkamen

Eisenkappel

Boltscher Helene (65), Hausfrau; Domnig Karl (68), Gastwirt; Drechsler Rudolf (62), Besitzer und ehemaliger Bürgermeister; Drechsler Anna (52), Besitzersgattin; Engel Margarethe (36), Kaufmannsgattin; Frühwirt Andreas (65), Bahnbeamter; Frühwirt Maria (54), Hausfrau; Gerstner Franz (44), Mechaniker; Gerstner Hilde (33), Gemeindeangestellte; Grascher Franz (52), Gastwirt; Grassl Peter (66), Gemeindeangestellter; Grassl Katharina (55), Hausfrau; Kabas Friedl (36), Lehrersgattin; Kuster Johann (58), Maurer (Abwehrkämpfer); Lederer Karl (57), Fabriksangestellter; Lientscho Andreas (56), Gastwirt in Altendorf (Abwehrkämpfer); Mikej Anna (23), Sparkassenangestellte; Mikej Johanna (58), Hausfrau; Mikej Angela (20), Kindergärtnerin; Morgenthaler Eugen (54), Buchhalter (Schweizer Staatsbürger); Morgenthaler Gisela (55), (Schweizer Staatsbürger); Niederdorfer Anna (66), Gastwirtin; Orasche Anna (44), Förstersgattin; Ortner Florian (66), Uhrmachermeister; Pichler Mathilde (43), Leiterin der Genossenschaft Bleiburg; Tiede Paula (25), Kriegerwitwe; Waltl Josef (53), Holzmeister; Wollautschnig Helene (23), Tochter; Wollautschnig Helene (54), Hausfrau; Wollautschnig Siegfried (52), Zimmermann (Abwehrkämpfer).

Bleiburg

Bergler Marianne (66), Hausfrau; Breitenhuber Bartlmä (62), Gendarmeriebeamter; Drugowitsch Maria (46), Hausfrau (Eltern im Abwehrk.); Ehrenfel-

der Frieda (24), Postangestellte; Fleischmann Ferdinand (42), Zollbeamter; Folakovsky Antonia (49), Hausgehilfin; Glawar Betty (16), Baumeistersgattin; Gratze Johann (42), Brauereiangestellter; Gratze Maria (40), Hausfrau; Holzinger Magda (45), Stubenmädchen bei Glawar; Jörg Georg (54), Brauereiarbeiter; Juwan Willibald (63), Zollbeamter; Kania Ferdinand (67), Angestellter bei Leitgeb; Kania Maria (67), Hausfrau; Konrad Else (61), Pensionistin; Magnet Johann (59), Kaufmann; Mory Maria (45), Hausfrau; Mory Othmar (47), Kaufmann; Niemetz Andreas (48), Bindermeister (Brauerei); Petrei Maria (49), Hausfrau; Raschl Peter (47), Gemeindesekretär; Sadjak Leopold (71), Sparkassenbeamter; Steinig Elise (35), Postbeamtin; Sliutz Hansi (44), Lehrerin; Skutl Dora (71), Forstmeistersgattin (Abwehrkämpferin); Schwarzl Maria (55), Notarsgattin; Treun Gottfried, Friseur; Zdravja Franz (61), Lederhändler (Abwehrkämpfer); Zwick Philipp (48), Kaufmann.

Eberndorf

Dr. Herbst Viktor (46), Arzt; Hobel Urban (55), Gastwirt; Petek Michael (61), Postbediensteter; Rössler Oswald (47), Verwalter.

Völkermarkt — Kühnsdorf

Egger Gottfried (54), Leiter des Wirtschaftsamtes BH Bleiburg; Jury Gottlieb (37), Angestellter; Kummer Hans (49), Bauernschaft — Sachbearbeiter; Neuhuber Hans (55), Gemeindeangestellter; Prah Franz (42), Kraftfahrer bei Kreisleitung; Rabitsch Florian (55), Holzmanipulant, Kühnsdorf; Leitgeb Siegfried (46), Industrieller, Kühnsdorf; Leitgeb Valentin (58), Industrieller, Kühnsdorf; Leitgeb Walter (50), Industrieller, Kühnsdorf.
Am 15. Mai liquidiert: Fortin Leo, Jellen Valentin.

Klagenfurt

Berger Heinrich (52), Gemeindesekretär, Ludmannsdorf; Fink Franz (54), Oberlehrer, Hörtendorf; Dr. Franz Friedrich (59), Bürgermeister, Klagenfurt; Franz Ottilie (64), Hausfrau, Klagenfurt; Franz Ernst Otto (20), Leutnant, Klagenfurt; Gassner Anton sen. (61), Bäckermeister, Klagenfurt; Gassner Anton jun. (30), Drogist, Klagenfurt; Gassner Adele (53), Hausfrau, Klagenfurt; Gassner Adelheid (30), Tochter, Klagenfurt; Hambrusch Josef (46), Bürgermeister, Ferlach; Hobisch Josef (44), Gastwirt, Klagenfurt; Hornböck Max

(23), Polizeibeamter, St. Johann i. R.; Kandur Maria (45), Hausfrau, Klagenfurt; Lubas Robert (50), Harmonikaerzeuger, Klagenfurt; Manhart Eduard (65), akad. Maler, Klagenfurt; Markl Rudolf (58), Angestellter, Klagenfurt; Melcher Andreas (64), Amtsrat, Ferlach; Sabith Blasius (50), Kaufmann, Klagenfurt; Sabith Hildegard (50), Hausfrau, Klagenfurt; Scheib Johann (48), Beamter, Klagenfurt; Wanke Franz (32), Beamter bei Gestapo, Klagenfurt; Wolbang Anton (50), Postfacharbeiter, Klagenfurt.

Zivilbeamte, die in Oberkrain nach der Kapitulation ermordet wurden: Bertsch Siegfried, Frastanz, Vorarlberg; Bulowitz Anton, St. Jakob i. R.; Glanzer Peter, Klagenfurt; Golmaier Ludwig, Innsbruck; Görl Hugo, Klagenfurt, Gruber Michael, Klagenfurt, früher: Groß-Sölk; Guggenberger Andreas, Spittal/Drau; Hofer Frieda, St. Ulrich bei Feldkirchen; Homann Karl, Wien; Jehart Johann, St. Veit/Glan; Kleewein Hubert, Wien; Klement Ludwig, Mag., Villach; Dr. Komposch Rudolf, Klagenfurt; Litzlbauer Matthias, Mittersill-Markt; Macher Peter, St. Veit/Glan; Melcher Johann, St. Veit/Glan; Nindler Jakob, Steindorf a. O.; Obiltschnig Karl, Villach; Petschar Jakob, Klagenfurt; Piber Andreas, Ferlach; Prinz Paul, Obervellach; Rabitsch Friedrich, Ferlach; Rachle Werner, Klagenfurt; Dr. Rössler Arthur, Hermagor; Rössler Else, Hermagor; Seebacher Guntram, Klagenfurt; Seebacher Simon, Klagenfurt; Seeleitner Josef, St. Veit/Glan; Schumi Josef, Kappel/Drau; Standhartinger Max, Wien; Vencovsky Franz, Klagenfurt; Zussner Margarethe, Villach.

Einzeln in Kärnten verhaftet und verschleppt: Kazianka Nikolaus (56), Gendarmeriebeamter, Finkenstein; Lammer Albert (20), Besitzersohn, Rabenstein; Nageler Josef (61), Zollwachbeamter, Maria Gail; Volina Josef (40), Hilfsarbeiter, Feistritz b. Bleiburg.

Gefahr für Wolfsberg?

Wenig bekannt ist, daß die Partisanen nach dem 8. Mai 1945 sich auch in Gebieten unliebsam bemerkbar machten, die außerhalb der von ihnen beanspruchten Zone lagen.

So überfiel am 10. Mai ein Partisanenkommando die Ortschaft Feistritz-Pulst im Glantal, räumte den Stall des Ortsbauernführers Max Brunner aus und lud das Vieh auf einen Lastwagen. Dann umzingelten sie den Gendarmerieposten und wollten den Postenkommandanten Tschurtschentaler verhaften. Dieser wehrte sich, wurde niedergeschossen und dann wie ein Stück Holz auf den Lastwagen geworfen. Unterwegs wurde er zu Tode getrampelt und in St. Veit tot aus dem Wagen geworfen.

In seinem Buch „Das Lavanttal in den Stürmen der Zeit“ berichtet Eduard Schober, daß nach dem 8. Mai auch Wolfsberg bedroht gewesen sei. Im Gefangenenlager in Wolfsberg waren ja 7000 alliierte Gefangene untergebracht. Das Lager besaß einen Geheimsender, dessen Versteck sich direkt unter einem Schilderhäuschen befand, in dem der deutsche Posten stand. Über die Partisanen im Süden hatten die Briten Funkverbindung mit der BBC in London. Die gute Verbindung schützte die Lagerinsassen allerdings nicht vor einem irrtümlichen Bombardement. Am 18. Dezember 1944 wurden 46 alliierte Kriegsgefangene durch amerikanische Bomben getötet. Auch eine Kärntner Familie kam ums Leben.

Im Schloß Kollegg bei St. Andrä waren während des Krieges kriegsversehrte deutsche Soldaten untergebracht, die nicht mehr frontdiensttauglich waren und als Landwirtschaftsverwalter in besetzten Gebieten eingesetzt werden sollten.

Die Partisanen hatten sich an das Schloß nie herangewagt, wenngleich sie sich in der Umgebung recht unbehelligt fühlten. Peter Lausegger aus Windisch Bleiberg war damals Insasse des Umschulungsheimes und erinnert sich an eine typische Episode. Die Heiminsassen feierten in einem nahen Gasthaus Abschied von einem Kameraden. Plötzlich waren Partisanen im Saal. „Hände hoch.“ Sie hatten es auf einen deutschen Urlauber abgesehen, den sie zwangsrekrutieren wollten. Alles war erstarrt, da befahl einer der Bewaffneten einem Mädchen, es solle mit ihm tanzen. Das Mädel weigerte sich entschieden. Da hörte Lausegger, der als einziger slowenisch verstand, wie der Kommandant der Patrouille dem Partisanen zurief: „Wenn sie nicht wollen, dann drück durch.“ Das hieß: Dann schieß!

Daraufhin rief Lausegger erregt den Mädchen zu: „So tanzt doch.“

Diese Aufforderung wurde Lausegger übelgenommen und hatte eine Untersuchung durch eine Parteidienststelle zur Folge, die allerdings im Sande verlief.

Nach dem 8. Mai, so berichtet Schober, habe ein Unteroffizier aus dem Umschulungslager Kollegg in Wolfsberg angerufen: Partisanen hätten die Schule besetzt, würden das Vieh schlachten und sich im Mostkeller gütlich tun. Aus Gesprächen habe er entnommen, daß die Partisanen die Absicht hätten, in Wolfsberg ein Blutbad anzurichten.

Eine deutsche Einheit, die noch nicht entwaffnet war, habe sich daraufhin bereit gefunden, gegen Kollegg vorzugehen. Die Partisanen hätten nach einer Schießerei die Flucht ergriffen.

Nachzuprüfen ist der Bericht heute nicht mehr. Möglicherweise standen auch Wolfsberger auf der Schwarzen Liste. Wahrscheinlich planten die siegestrunkenen Waldläufer aber nur einen Raubzug. Weil Plündern damals ja ein Teil der Befreiung war.



Britische Truppen treffen in Völkermarkt auf Partisanen, die über die Bundesgenossen keineswegs erfreut waren. Die Briten retteten dann Völkermarkter Bürger vor der Verschleppung in den Tod.

Briten wurden getäuscht

Die Tatsache der Verhaftung und Verschleppung von Zivilpersonen wirkte im Mai 1945 in den betroffenen Gebieten wie ein Schock. Da es eine österreichische Exekutivgewalt noch nicht gab, war es selbstverständlich, daß sich die ersten Hilferufe der Hinterbliebenen oder Verwandten an die britische Besatzungsmacht richteten. Soferne die Betroffenen den Mut dazu hatten. Weite Teile der Bevölkerung waren so apathisch und eingeschüchtert, daß sie Hilferufe an die Briten unterließen.

Diese waren grundsätzlich gegen Übergriffe ihrer „Waffenbrüder" eingestellt. Sie intervenierten wiederholt.

Durch das Dazwischentreten eines britischen Offiziers wurde der Abtransport von 35 Verhafteten aus Völkermarkt am 11. Mai verhindert und unmittelbar darauf auch die Freilassung der Verschleppten erwirkt.

Das war ein Ausnahmefall. In den meisten Fällen, wo die Briten intervenierten oder Kolonnen mit Verhafteten kontrollierten, wurden sie getäuscht und irregeführt.

Im RAD-Lager in Drobollach am Faaker See waren von den Partisanen an die 200 Zivilpersonen, meist Kroaten und Slowenen, festgehalten worden. Es gelang, die Briten auf das Gefangenenlager aufmerksam zu machen. Eine Kommission begab sich nach Drobollach. Die Partisanen waren zuvorkommend und erklärten, die Internierten würden schon am nächsten Tag auf frei-

en Fuß gesetzt, das Lager würde geräumt. Das letztere stimmte — das Lager wurde tatsächlich geräumt. Die Internierten wurden nämlich noch in derselben Nacht auf Nebenwegen zum Bahnhof Rosenbach getrieben und dort verladen — zum Sterben.

Vereitelte Verschleppungen

Es gab Fälle, wo die beabsichtigte Verschleppung aus verschiedenen Gründen unterblieb.

Einem mutigen selbstlosen slowenischen Nachbarn verdankt der Gast- und Landwirt Ferdinand Koffler aus Finkenstein sein Leben. Sein Sohn, Redakteur Ferdinand Koffler, berichtet:

„Im Hause meines Vaters in Mallestig waren Partisanen-Unteroffiziere untergebracht. Einen Tag vor Abzug der Partisanen warnte ihn ein aus Slowenien stammender Holzarbeiter, der bei ihm gearbeitet hatte, und sagte dunkel: der Vater möge aufpassen, sonst würde der nächste Tag ein sehr schlimmer seines Lebens werden.

Am nächsten Tag wurde mein Vater von den Partisanen aufgefordert, ein Pferd mit Wagen für den Transport von Partisanengut bis zur Grenze auf dem Wurzenpaß zur Verfügung zu stellen. Als mein Vater einen landwirtschaftlichen Arbeiter für die Führung des Gespannes vorsah, wurde ihm von den Partisanen befohlen, er persönlich habe das Gefährt zu führen — die Warnung des slowenischen Arbeiters bekam eine bedrohliche Dimension.

Die Wagenkolonne — auch andere Bauern stellten Fuhrwerke ab — formierte sich am westlichen Ortsausgang, wobei mein Vater stets von Partisanen umgeben war.

Plötzlich verursachte das Auftauchen einer englischen LKW-Kolonne unter den Partisanen Aufregung. Diese Verwirrung nutzte mein Vater blitzschnell zur Flucht. Er hetzte in Richtung Südwest durch den Ort, um über das freie Feld den Wald zu erreichen. Als er aber nach etwa 300 m (noch im Ortsgebiet) erschöpft bei einem slowenischen Nachbarn vorbeikam, riet ihm dieser von der weiteren Flucht ab und versteckte ihn im Keller in einem Kartoffelhaufen, der mit Planen und Säcken abgedeckt wurde.

Die Partisanen streiften nahezu eine Stunde auf der Suche nach meinem Vater durch den Ort und durchsuchten das Koffler-Haus von unten bis oben, sogar Kästen und Schränke öffneten sie.

Pferd und Wagen haben Kärnten nie wiedergesehen."

Ferdinand Koffler nennt den Namen des mutigen slowenischen Freundes nicht.

Er hat Gründe dafür.

Am 8. Mai kamen die Partisanen auf den Bauernhof des Karl Kulterer in Grafenstein und befahlen ihm: „Mitkommen ... !" Hätten es die Titoleute eilig gehabt, wäre der Bauer verloren gewesen. So aber begannen sie zu plündern und luden alles, was nicht niet- und nagelfest war, auf ihre Lastwagen.

In dieser Zeit erfuhren aber die Polen, die auf dem Gut gearbeitet hatten, von der Verhaftung Kulterers. Sie rotteten sich zusammen, umringten die Partisanen. Es entspann sich ein reger Disput in deutsch, polnisch und slowenisch. Die Polen erklärten zur Verschleppung: „Das lassen wir nicht zu, der Bauer ist ein guter Mensch!"

Die Auseinandersetzung wurde heftiger. Auch aus der Ortschaft kamen Fremdarbeiter und gesellten sich zu den Polen des Gutshofes. Die Auseinandersetzung drohte in ein Handgemenge auszuarten. Davor aber schreckten die Titoleute zurück, sie fürchteten eine britische Intervention.

Fluchend fuhren sie mit der Drohung ab: „Dich holen wir noch!"

Sie kamen nicht mehr dazu, ihn zu holen.

Und auch in der Gemeinde St. Margarethen im Rosental hatten sie das Nachsehen. Wie aus einer von Altbürgermeister Josef Plahsnig geführten Chronik hervorgeht, hatte es dort über 200 bewaffnete Aktionen gegeben. Die Partisanen verloren 8 Leute, die Deutschen u. a. auch vier Landwachtleute, die überhaupt keine militärische Ausbildung hatten.

1945 verhafteten die Tito-Partisanen am 7. Mai in dieser Gemeinde 10 Bürger des Ortes und sperrten sie ins Gemeindehaus. Dann suchten sie den Bürgermeister Pirner und den Elektromeister Popich. Aber die fanden sie nicht. Der LKW stand für den Abtransport der Gefangenen bereit, aber ohne die Gesuchten wollten die Partisanen nicht fahren.

Das rettete schließlich allen das Leben. Die Abfahrt verzögerte sich. Plötzlich waren die Engländer da — die Gefangenen im Gemeindehaus waren frei!

Sie hatten Glück. Aber Glück hatten damals nicht nur sie allein, sondern Hunderte, wenn nicht Tausende Südkärntner. Wenn die Briten und Amerikaner die Partisanen nicht zum Abzug gezwungen hätten, würde die Massenmordorgie der kommunistischen Revolution in Jugoslawien ungehemmt auf Kärnten übergegriffen haben.

Dann wäre auch das Grenzland zu einer „Todeszone der Säuberung" geworden wie das Nachbarland.

Dann hätte die Welle der Verhaftungen und Massenerschießungen auch auf das Rosental übergegriffen, das von der Verschleppungsaktion bis zum 20. Mai merkwürdigerweise verschont geblieben war.

Der Krieg kam nach der Kapitulation auf andere Weise in das Rosental. Hier sollte sich das tragische Schicksal der jungen katholischen Elite Sloweniens erfüllen.

Rosental: Der Krieg kam nach dem Krieg

Es war am 10. Mai 1945. Zwei Tage nach dem Waffenstillstand, nach der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht.

Es gab damals in Kärnten weder Rundfunk noch Zeitungen. Die alte Medienwelt war untergegangen, die neue der britischen Besatzungsmacht noch nicht etabliert.

In diese Lücke der Information fällt ein landesgeschichtlich bedeutsames Ereignis, das bis heute über das unmittelbar betroffene Gebiet hinaus nicht ins Bewußtsein der regionalen Zeitgeschichte drang.

Eine zusammengewürfelte, starke deutsche Kampfgruppe führte zwei Tage nach dem Zusammenbruch der deutschen Wehrmacht im Raum Ferlach „Krieg auf eigene Faust". Sie vollführte einen regelrechten Infanterieangriff mit wirksamer Artillerieunterstützung und Panzerwageneinsatz, sie vertrieb die Partisanen aus Ferlach, erzwang sich den Übergang über die Drau und ergab sich den Briten am 11. Mai auf der Hollenburg.

Die letzten Kanonenschüsse des Zweiten Weltkrieges fielen in Kärnten, im Rosental.

In der slowenischen Dokumentation „Osvoboditev Slovenije" wird dem Durchbruch dieser, von Laibach kommenden, Kampfgruppe nur ganz kurz Erwähnung getan. Auf dem Loiblpaß hätten sich SS-Führer Rösner und der Kommandant der Laibacher Domobranci-Garnison Oberst Franz Krener über eine gemeinsame Aktion mit der Wehrmacht besprochen. Dann habe unter dem Befehl des deutschen Oberst Seller der Vorstoß in das von den Partisanen besetzte Rosental begonnen.

Um 20.30 Uhr (!) habe der Angriff auf Ferlach eingesetzt. Die Partisanen hätten anfangs mit MG Widerstand geleistet, aber da sie keine Artillerie besaßen, hätten sie weichen müssen. 20 (!) deutsche Panzer unter Befehl eines Mjr. Dahm hätten die Hollenburger Brücke besetzt. Fünf (!) deutsche Batterien hätten gefeuert und zwei Bataillone slowenischer Domobrancen seien beim Angriff beteiligt gewesen. Insgesamt hätten sich 12.000 Domobrancen und 10.000 Zivilisten später auf der Hollenburg in britischen Gewahrsam begeben.

Ein verlorener Haufen

Von fünf deutschen Batterien kann keine Rede sein. Augenzeugen wollen lediglich eine 8,8-Flakbatterie gesehen haben. Eingesetzt waren ferner mehrere Pak und 2-cm-Flak. Auch Panzerspähwagen sind nach den Erinnerungen der Ortsbewohner nur einzelne gesehen worden.

Ohne Zweifel war die Kampfgruppe den Partisanen an schweren Waffen und an Kampfmoral weit überlegen. Das war verständlich. Die Partisanen hatten den Sieg ja schon sicher in der Tasche, wer will schon nach „Ladenschluß" noch sterben?

Die Deutschen hingegen hatten nichts mehr zu verlieren. Sie hatten alles auf eine Karte gesetzt, sie hatten den Waffenstillstand gebrochen, sie mußten zumindest auch damit rechnen, daß sie von den Briten mit Feuer empfangen oder von ihnen gar wieder ausgeliefert würden.

Ein verlorener Haufen kämpfte da zwei Tage nach dem Waffenstillstand um sein Leben.

Alarm bei den Partisanen

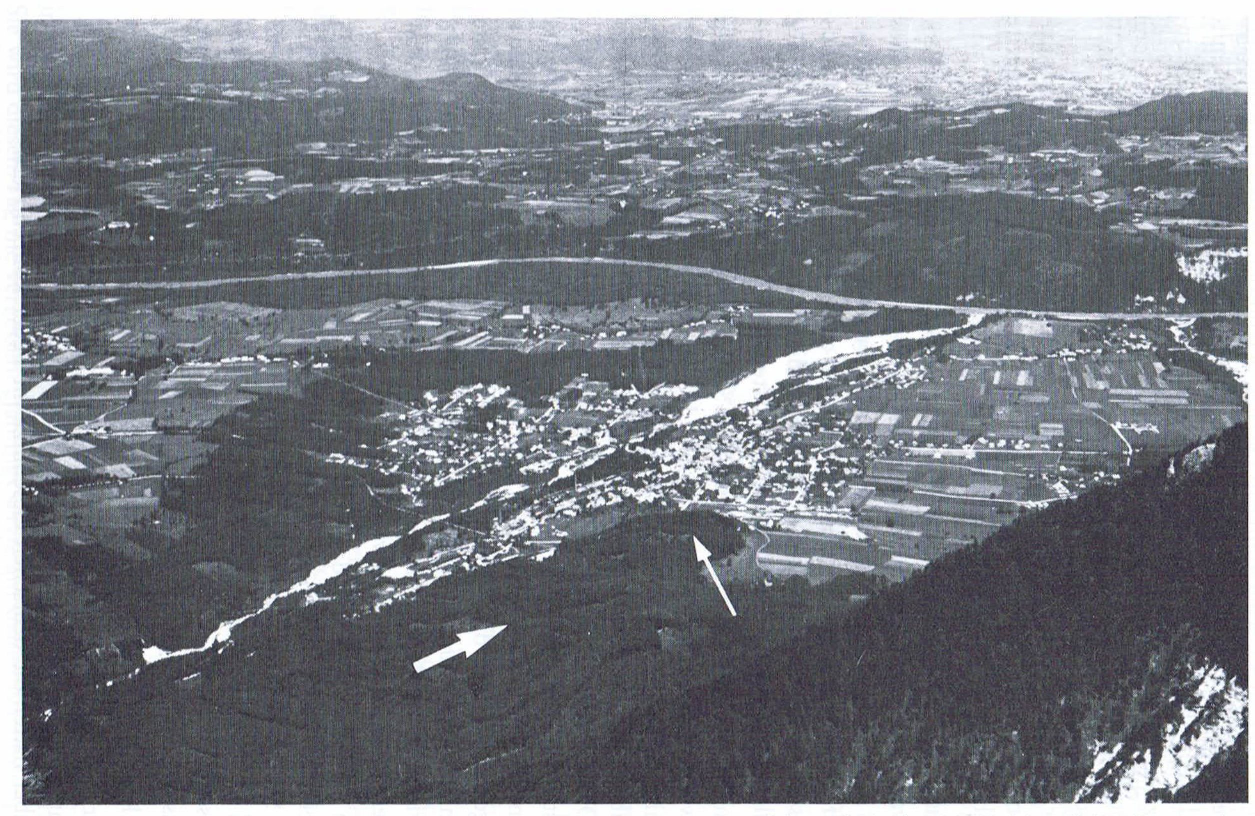
Wie sich die Geschehnisse abspielten, läßt sich heute nur mehr aus Berichten der Bevölkerung rekonstruieren.

Die Partisanen hatten Ferlach am 8. Mai besetzt. Ein Ferlacher Bürger, der von ihnen zum Bürgermeister ernannt worden war, ordnete die Beflaggung mit jugoslawischen Fahnen an. Da keine vorhanden waren, mußten solche genäht werden. Sie wehten dann nur an drei Häusern und auf dem Gemeindeamt.

Am Nachmittag des 10. Mai gab es bei den Partisanen Alarm. Überall standen Doppelposten. Die Spitze einer deutschen Kampfgruppe hatte Unterloibl erreicht.

Wie es heißt, soll ein auf dem Kotflügel eines Panzerspähwagens sitzender deutscher Offizier, MPi im Anschlag, mit den Partisanen an deren Straßensperre verhandelt haben. Diese hätten sofortige Waffenstreckung verlangt, der Deutsche habe erklärt, er denke nicht daran, mit seinen Leuten vor den Partisanen zu kapitulieren. Wenn sie den Weg zur Hollenburger Brücke nicht gutwillig freigeben, würden seine Soldaten sich diesen Weg erkämpfen.

So geschah es auch. Die Männer in den deutschen Tarnanzügen stellten sich im Raum Unterloibl zum Angriff bereit. Pak und angeblich eine Batterie 8,8-Flak ging auf der Bundesstraße nächst des Friedhofes Unterloibl in Stellung.



Der dicke Pfeil zeigt die Angriffsrichtung der Kampfgruppe der Unterführerschule der SS-Division Prinz Eugen. Am Hom, der halbkreisförmigen Kuppe im Süden der Stadt, hatten sich die Partisanen festgesetzt. (Dünner Pfeil.)

„Halt, Hände hoch!“

Karl Müller, heute Angestellter in Ferlach, befand sich damals als Kriegsversehrter auf Urlaub in seiner Heimatstadt. Er hatte an jenem 10. Mai nachmittags die Unruhe unter den Partisanen bemerkt und war gerade auf dem Heimweg zu seinem Vaterhaus im Süden Ferlachs.

Plötzlich stand in einem Waldstück, wie aus dem Boden gewachsen, ein deutscher Soldat vor ihm: „Hände hoch!“

Karl Müllers Glück war es, daß er noch seinen letzten deutschen Urlaubsschein aus einem Lazarett bei sich trug. Der Soldat senkte die schußbereite Maschinenpistole und sagte: „Geh schnell weg, es wird gleich krachen.“

„Tatsächlich“, sagte Karl Müller, „war das ganze Wäldchen voll Tarnjacken. Ich war mitten in die Bereitstellung zum Angriff geraten. Ich hatte unser Haus noch nicht errreicht, da brach hinter mir der Feuerzauber los. Maschinengewehrfeuer der Deutschen. Vom Hom herunter aber, wo ich kurz vorher noch gewesen war, feuerten jetzt die Partisanen, die sich im allgemeinen an der Bahnlinie im Süden Ferlachs festgesetzt hatten.“

Frau Margarete Orasche, die damals im Süden Ferlachs, in der Gegend des Sägewerkes Jaritz wohnte, erinnert sich: „In unserem Garten waren am späten Nachmittag die Partisanen in Stellung gegangen und schossen. Auch auf den Dachboden wollten sie, vielleicht um zu beobachten. Wir bargen uns im Keller. Die Schießerei dauerte Stunden. Als wir uns wieder aus dem Keller wagten, standen Nachbarhäuser in Flammen, die Fensterscheiben unseres Hauses waren von Kugeln durchsiebt. Plötzlich sahen wir uns einem deutschen Soldaten gegenüber, der die Haustür aufriß. ‚Partisanen?‘ fragte er und drückte schon auf den Abzug seiner MPi, ein Feuerstoß fuhr in den Hausflur. ‚Geh‘n Sie wieder in den Keller‘, riet er, nachdem wir beteuert hatten, daß keine Partisanen mehr im Haus sein würden.“

Ein Menschenleben galt damals nicht viel. Die Kugeln saßen locker in den Läufen. Karl Müller erinnerte sich an eine Szene unmittelbar nach dem Angriff. Sein Elternhaus war voll Soldaten. „Da wurde ein Zivilist gebracht. Er stand in der Küche und beteuerte: ‚Nix Partisan‘. Dennoch zog einer der Deutschen bereits die Pistole. Ein Kamerad fiel ihm in den Arm: ‚Nimm Rücksicht auf die Frau‘, sagte er und wies auf meine Mutter.

So kam der Unbekannte mit dem Leben davon.

Wir hatten damals den ganzen Abend Angst um unseren Bruder Jakob. Wir wähnten ihn im Gemeindeamt, das im Zentrum der Stadt liegt. Gerade dorthin aber hatten die deutschen Geschütze ihr Feuer konzentriert.“

„Ein SS-Offizier“, sagte Karl Müller, „gab mir nach dem Angriff einen Posten mit, der mich zum Gemeindeamt brachte. Jakob fanden wir nicht. Das

Gemeindeamt war verlassen. Alles lag in wüster Unordnung herum. Die Straßen waren leer. Soldaten da und dort. Im Ort brannte es."

Der heutige Amtsleiter der Stadtgemeinde Ferlach, OAR Jakob Müller, war damals als 15jähriger Lehrling in der Gemeindeverwaltung beschäftigt. „Es war ein strahlender, warmer Maitag", erinnert er sich. „Ich war gerade auf einem Dienstweg, als jählings der Kampflärm im Raum Unterloibl einsetzte, genau dort, wo meine Eltern wohnten. Das mag gegen 17 Uhr gewesen sein. Ich eilte wieder in die Gemeinde zurück. Da hatten sich die österreichischen Gemeindebediensteten in der Buchhaltung versammelt, die Partisanen im Kassenraum. Sie telefonierten dort ununterbrochen."

Jakob Müller versuchte dann, sein im Süden der Stadt liegendes Elternhaus zu erreichen, das in der Kampfzone lag. Bekannte hielten ihn davon ab, sie warnten ihn, er könnte von beiden Seiten für einen Meldegänger gehalten und erschossen werden. „Unterwegs sah ich Partisanen in Stellung. Als wir zum Luftschutzbunker in der Nähe des Sägewerkes Jaritz eilten, um dort Schutz zu suchen, pfiffen uns die Kugeln um die Ohren", erinnert sich Jakob Müller. „Ich übernachtete bei Bekannten. Als ich am nächsten Morgen zur Gemeinde ging, bot der Ort ein Bild der Zerstörung. Vor der Volksschule lagen tote Partisanen."

Der Angriff der deutschen Kampfgruppe hatte gegen 17 Uhr zuerst ohne Artillerieunterstützung begonnen. Erst als der Widerstand der Partisanen anhielt, setzten die Deutschen ihre Geschütze ein. Karl Müller hörte, wie ein Offizier ingrimmig sagte: „Wenn die nicht aufhören, machen wir das ganze Kaff zur Sau."

So weit kam es dann doch nicht. Immerhin aber waren 20 Objekte schwer beschädigt, sechs Häuser waren überhaupt in Flammen aufgegangen. Die tapferen Männer der Feuerwehr versuchten, trotz der Schüsse der Flammen Herr zu werden.

Die Zivilbevölkerung blieb von ernsten Verlusten verschont, eine Frau erlag ihren Brandwunden, die sie beim Brand eines Werkswohnhauses erlitten hatte.

Partisanen schossen aus allen Fenstern

Frau Maria Wister, Wirtschafterin im Hause des Frauenarztes Dr. Roschitz in Ferlach, war am 10. Mai mit dessen Vater im Wohnhaus an der Loiblstraße. Sie wird diesen Tag nie vergessen: „Jählings setzte am späten Nachmittag das Feuer ein. Ein Höllenlärm. Dem Jaulen der Granaten folgten die furchtbaren Detonationen. Durch die Fensterscheiben prasselten die Garben der MG.

Wir stürzten in den Keller. Aber da standen plötzlich die Objekte um das Wohnhaus in Flammen. Unsere Scheune brannte lichterloh. Wir versuchten, das Vieh zu retten. Aber die Kühe erstickten im Qualm. Schließlich trieb uns das Feuer wieder in den Keller.

Plötzlich war eine Gruppe von etwa zehn Partisanen da, die vor den Deutschen zurückgewichen war. Sie besetzte unser Haus und richtete sich hier hastig zur Verteidigung ein. Die Partisanen schossen aus allen Fenstern.

Das Feuer der SS wurde immer stärker. Da wurde es Herrn Robert Roschitz zu bunt. Er schrie die Partisanen an: ‚Seid Ihr verrückt geworden. Die schießen uns ja alle zusammen.'

Die Partisanen waren offenbar gar nicht darauf versessen, in diesem Haus zu sterben. Sie verschwanden plötzlich in Richtung Drau.

Das Artilleriefeuer und das Rattern der Maschinengewehre wollte aber weiter kein Ende nehmen.

Als es ruhig wurde, waren plötzlich die Deutschen da. In ihren schweißglänzenden Gesichtern unter den Stahlhelmen stand noch die Erregung des Kampfes.

Schußbereit schrie ihr Anführer: ‚Wo sind die Banditen?' — ‚Sind keine mehr da', wollte ich sagen, aber unglücklicherweise konnte ich damals noch nicht gut Deutsch, so daß mich der deutsche Soldat für eine Sympathisantin der Partisanen hielt.

Er zerrte mich aus der Haustür, und sie hätten mich wahrscheinlich erschossen, wenn nicht auf meine gellenden Hilferufe hin Herr Roschitz erschienen wäre. ‚Nicht schießen', schrie er, ‚nicht schießen. Sie ist schon fünf Jahre bei uns. Wir sind keine Partisanen!'

Aber die SS-Leute waren mißtrauisch. Sie waren offenbar erbittert über das Feuer, das ihnen aus unserem Haus entgegengeschlagen war. Eiligst zeigte ihnen ‚Opa Roschitz' sein goldenes Parteiabzeichen. Dann zogen sie ab."

Slowenische Quellen sprechen von 50 toten Partisanen als Opfer des 10. Mai. Ältere Bewohner Ferlachs erinnern sich, daß der für den Friedhof verantwortliche Gemeindearbeiter am 11. Mai die Toten mit einem Handkarren zum Friedhof gefahren hat.

Massenmord am 13. Mai 1945 — Das Drama im Reichmannwald

Ferlach und die Umgebung waren also nach dem 10. Mai von Partisanen frei.

Einer, der das wissen mußte, ist der Wirt von Glainach, Josef Petritsch. Er hatte sich von Ungarn in die Heimat durchgeschlagen und war am 12. Mai in Glainach eingetroffen. Er wäre ein toter Mann gewesen, wenn er Partisanen in

die Hände gefallen wäre. „Es waren damals keine mehr da", weiß er zu berichten.

Und dennoch richteten Partisanen in diesen Tagen in der unmittelbaren Nähe von Glainach ein Massaker an, das bis heute weithin unbekannt geblieben ist. Vielleicht wären die Gerüchte darüber unbestätigt geblieben, wenn es nicht den mutigen Pfarrer Arnulf Memmer gegeben hätte.

Ihm verdankt die Nachwelt eine dramatische Eintragung im Pfarrbuch, das über die Beerdigungen im Juni 1946 Auskunft gibt. Da steht in gestochener, gotischer Schrift: „Beerdigt 16 Personen, 13 männlichen und 3 weiblichen Geschlechts, vermutlich jugoslawische Staatsbürger, hingerichtet von Partisanen im Reichmannwald am 13. Mai 1945."

Eine inhaltsschwere Notiz.

Sie erfolgte im Juni 1946 nach der Exhumierung der 16 Unbekannten, die über Veranlassung des Pfarrers im Reichmannwald in der unmittelbaren Nähe der Ortschaft Otrouza durchgeführt worden war.

Der Pfarrprovisor Memmer hatte die Exhumierung durchführen lassen, nachdem die Gerüchte nicht verstummen wollten, daß in diesem Wäldchen in den Tagen nach dem 10. Mai etwas Furchtbares geschehen sein muß.

Heute gibt es in Otrouza viele neue Häuser, damals standen nur zwei Objekte an der Straße am Waldesrand. Und in diesen Häusern hörten die Menschen in der Nacht des 13. Mai 1945 etwas Unheimliches, das sie mit Schrecken erfüllte.

Ein Lastauto hielt an der Straße, und dann hörte man unterdrückte Stimmen in Befehlston und Wimmern und Weinen und herzzerreißendes Flehen weiblicher Stimmen in slowenischer Sprache.

Was im Wald geschehen war, wußte niemand. Aber die ganze Zeit über, so hieß es, sei der Motor des Wagens gelaufen, bis die Partisanen wieder wegfuhren. Im Wald fand man später einen Telefondraht an einem Baum hängen, und am Waldboden war zu sehen, daß da etwas vergraben worden sein mußte. Es gab da einen slowenischen Mitbürger, der jedem, der es hören wollte, beruhigend sagte, daß hier nur verendetes Vieh verscharrt worden sei.

Aber wie paßte das Weinen in Todesangst in dieses Bild?

Der Pfarrprovisor Memmer machte der Ungewißheit mit der Exhumierung im Juni 1946 ein Ende. Unter der dünnen Humusdecke des Waldbodens öffnete sich ein Massengrab. Die Hände aller Leichen waren mit Telefondraht auf den Rücken gefesselt. Eine der ermordeten Frauen muß ein ganz junges Mädchen gewesen sein.

Bei den Leichen fand sich kein Hinweis auf ihre Identität, kein Gegenstand, kein Dokument.

Zeugen, die bei der Exhumierung anwesend waren, erinnern sich, daß einige der Männer Uniformen getragen haben.



Die Kirche von Glainach. In der Kirchhofmauer ist der Eingang zum Friedhof sichtbar, der das Gotteshaus umgibt. Unmittelbar links vom Eingang prangt ein Partisanendenkmal und daneben liegt das nicht gekennzeichnete, dem Erdboden gleiche Massengrab der 16 Slowenen, die von Partisanen ermordet worden waren.

Ein unbedeutendes Detail am Rande vergißt man heute noch nicht zu erwähnen. Der Totengräber verzehrte neben den Leichen seine Jause. Er hatte sich schon vorher nur die Hände an der Hose abgewischt. Dann schnitt er damit seinen Speck.

Wie das Massaker vor sich gegangen ist, blieb unklar. Der Telefondraht auf dem Baum wies auf Erhängen hin. Schüsse waren in jener Nacht nicht gehört worden.

„Hingerichtet", schrieb Arnulf Memmer deshalb als ungewisse Todesart ins Pfarrbuch.

Die Partisanen hatten offenbar Grund, ihr grausiges Werk rasch und lautlos zu vollziehen. Allzu oft hatten ihnen die Briten in diesen Tagen in letzter Minute ihre Opfer wieder abgejagt.

Die näheren Umstände des Dramas blieben bis heute im Dunkel. Überlebende der 14. Partisanen-Division der jugoslawischen Armee könnten vielleicht darüber Auskunft geben.

Vor rund zehn Jahren kam ein etwa 70jähriger Mann aus der Gegend von Tržič zu Josef Petritsch. Er habe erfahren, sagte er, daß sein Sohn von Partisanen bei Ferlach getötet wurde und in einem Massengrab in der Umgebung begraben sei. Josef Petritsch: „Der Mann schluchzte, als ich ihm auf dem Friedhof die Stelle zeigte, wo die sterblichen Überreste der Ermordeten der Erde

übergeben worden waren. Aus seinem Rock nahm er ein Fläschchen Weihwasser aus der slowenischen Heimat und schüttete es weinend auf des Sohnes Grab."

Auf dem Friedhof steht ein Denkmal für 14 unbekannte Partisanen.

Unmittelbar daneben sind die 16 Opfer des Verbrechens im Reichmannwald begraben. Das Wort „Grab" ist übertrieben. Ihre letzte Ruhestätte kennzeichnet keine Blume, keine Kerze, kein Stein, keine Tafel, kein Kreuz.

Pfarrer Memmer war nach 1946 versetzt worden.

Sie wollten zu den Briten — Sturm auf die Hollenburger Brücke

Rund um die Südrampe der einstigen alten Hollenburger Brücke sind nur mehr ganz wenige Menschen am Leben, die jenen 10. Mai 1945 selbst miterlebt haben.

Ihr Gedächtnis zeigt nach so vielen Jahrzehnten Lücken im Hinblick auf den genauen chronologischen Ablauf der Geschehnisse.

Frau Irma Malle in Strau hat mit ihren Kindern die turbulenten Stunden nach dem 8. Mai im Haus der alten Schmiede erlebt, die damals 200 Meter südlich der Hollenburger Brücke lag und zu einem Stützpunkt der Gendarmerie ausgebaut worden war. Die Fenster waren mit Sandsäcken verrammelt und mit Schießscharten versehen. Das Haus war voll Munition und Handgranaten.

„Die Gendarmen zogen am 8. Mai ab", berichtet Frau Malle, „und einer kam zurück und sagte: ‚Macht die Fenster auf, die Brücke wird gesprengt.' Aber die Explosion blieb aus. Im Chaos dieser Stunde schien offenbar ein Befehl zur Sprengung ergangen zu sein. Ausgeführt wurde er nicht.

Dann kamen andere Gendarmen aus Richtung Ferlach. Die Partisanen hatten inzwischen unser Haus besetzt und sich darin eingerichtet.

Einer von ihnen stand vor dem Haus auf der Straße. Die Deutschen kamen heran, der Partisane forderte sie zur Waffenabgabe auf.

Aber der erste Deutsche schrie ihm zu: ‚Hände hoch!' Noch während der Partisane zur Pistole an seiner Seite griff, drückte der Gendarm auf den Abzug. Der Partisan fiel wie ein Sack zusammen. Er lebte noch, sie trugen ihn später auf einer Leiter zum Gasthaus Simandl, wo er starb.

Im Gasthaus hatten die Partisanen ein Gefangenenlager errichtet und slowenische Weißgardisten eingesperrt. Sie bettelten aus dem Fenster: ‚Voda, Voda', Wasser, Wasser!

Ich wollte ihnen Wasser bringen", sagte Frau Malle, „aber der Wachtposten, ein Kärntner Slowene, den ich kannte, setzte mir die Waffe an die Brust.

‚Das ist verboten', herrschte er mich an!



General Rupnik, der slowenische Staatsführer, auf der Flucht nach Kärnten. Der General (mit umgehängtem Gewehr) spricht nach einem Partisanenüberfall mit einem Wehrmachtsoffizier. Links vorne ein Begleiter des Generals, Stefan Kulterer aus Klagenfurt.

‚Wenn ich das nicht darf, dann schieß', sagte ich und bot ihm die Brust. Ich gab ihnen Wasser.

Er schoß nicht."

An jenem 10. Mai waren die Partisanen nervös. Sie begannen Schützenlöcher auszuheben und sich zur Verteidigung einzurichten.

Eine Gruppe war vor dem Gasthaus Simandl in Stellung gegangen. Die Bewohnerin eines kleinen Hauses an der Brücke berichtete, ein Partisane habe sich in ihrem Haus zur Verteidigung einrichten wollen, aber sie habe ihn flehentlich in slowenischer Sprache gebeten, das Feuer der SS nicht auf ihr Haus zu ziehen. Der Partisane warf sich dann fluchend neben der Straße mit seinem MG ins Gras.

Im Gedächtnis von Frau Irma Malle waren die Ereignisse nach 37 Jahren noch lebendig: „Plötzlich setzte im Raume Ferlach ein Kampflärm ein, wie wir ihn noch nie gehört hatten.

Dann jaulte es heran, und eine Granate riß in unserem Garten einen mächtigen Trichter auf. Die Stromleitung war zerfetzt. In der Nachbarschaft brannte es. MG-Garben klatschten in die Wände der Häuser.

Die Kampfgruppe hatte offensichtlich mit ihrer Artillerie und ihren schweren Waffen gleichzeitig Ferlach und den Raum um die Hollenburger Brücke beschossen.

Wahrscheinlich war mit dem Angriff auf Ferlach auch der Stoß zur Hollenburger Brücke erfolgt.

Nur schienen hier die Partisanen kaum Widerstand geleistet zu haben. Die Feuervorbereitung hatte ihnen offenbar gezeigt, daß sie hoffnungslos unterlegen waren. So gaben sie auf."

Es ist in Strau eine Darstellung überliefert, derzufolge die Spitze der vorgehenden Deutschen ostwärts des Gasthauses Simandl auf Partisanen gestoßen sei. Die SS in Schützenreihe beiderseits der Straße, ein Offizier in der Mitte. Die Partisanen schossen nicht, sondern forderten die SS-Leute zur Übergabe auf.

Der Offizier weigerte sich und schrie seinen Leuten zu: „Deckung!" Die Männer in den Tarnjacken warfen sich hinter ihre Waffen. Die Partisanen ergriffen die Flucht.

Die Darstellung ist glaubwürdig, denn die Angreifer nahmen auch das, als befestigten Stützpunkt dienende Haus des Schmiedes Malle nicht unter Feuer.

Frau Irma Malle entsinnt sich: „Die SS-Leute pochten an die verbarrikadierte Tür und befahlen: ‚Aufmachen!' Ich wollte öffnen", bekannte Frau Malle. „Aber die Partisanen hätten mich bald erschossen."

„Es gab erregte Szenen und einen lauten Wortwechsel", erinnert sich ihre Tochter Maria.

So blieben die Deutschen draußen, die Partisanen blieben untätig im Haus, in dem haufenweise die Handgranaten herumlagen.

Die Belagerung dauerte an, bis britische Fahrzeuge mit weißen Fahnen erschienen. Jetzt erst verließen die Partisanen das Haus und zogen sich ungehindert über die Brücke zurück.

„In unser Haus kamen jetzt die Männer in den Tarnanzügen. Einer trug eine Uniform mit roten Aufschlägen, und ein Soldat fragte, ob er für den ‚Herrn General' etwas kochen dürfe. — ‚Von diesen Buben lassen wir uns nicht entwaffnen', sagte der General im Laufe des Abends grimmig.

‚Ich hatte mit den Kindern vor Aufregung schon seit Tagen nicht geschlafen und klagte darüber. Der General sagte: ‚Jetzt können Sie schlafen. Keine Maus kommt jetzt mehr herein.'

So war es dann auch. Am nächsten Tag zogen die Deutschen wieder fort, zur Hollenburger Brücke. Ihnen folgte dann endlich ein Strom von Soldaten und Flüchtlingen. Die Ränder der Straßen waren gesäumt mit weggeworfenen Waffen und mit Kriegsmaterial."

Soweit der Bericht der aufrechten Grenzlandfrau.

Zwei Panzer flogen in die Luft

An diesem 10. Mai kam es an der Brücke selbst nicht zum Kampf. Wohl aber hatte sich vorher ein dramatischer Vorfall ereignet, dessen Augenzeugen wagemutige Buben von Strau gewesen sind.

Der Schmiedemeister Franz Malle von Strau war damals 15 Jahre alt. Er erinnert sich, daß in jenen chaotischen Tagen plötzlich zwei Panzer mit dem roten Stern am Südende der Hollenburger Brücke standen. Beide nebeneinander, westlich der Straße, die Rohre drohend in Schußrichtung auf die Straßengabel beim Gasthof Simandl. Dort standen Partisanen und forderten eine herankommende deutsche Kolonne zur Übergabe auf.

Franz Malle entsinnt sich, daß es zwischen den Partisanen und den deutschen Soldaten zu einem erregten Wortwechsel kam. Die Deutschen weigerten sich, die Waffen abzugeben. Die Partisanen drohten ihnen mit der Feuereröffnung der beiden Panzer, die schußbereit vor der Brücke standen.

Die Lage schien für die Deutschen aussichtslos zu sein. „Da sahen wir, wie sich plötzlich aus dem Haufen ein junger deutscher Landser löste. Von den Partisanen unbemerkt, nahm er von einem an der Straße liegenden Haufen zwei Panzerfäuste und verschwand mit ihnen hinter unserem Haus. Wir Buben folgten ihm. Wir wußten sofort, hier würde etwas Aufregendes geschehen.

Ostwärts der aufgedämmten Straße dehnten sich damals die Drauauen. Der Soldat schlich gebückt entlang der Straße schnurstracks auf die beiden Panzer zu. Wir schlichen ihm aufgeregt nach. Als er, sichernd, zurückblickte, gewahrte er uns, und mit einer gebieterischen Handbewegung wies er uns auf den Boden. Ein stummer Befehl: ‚Bleibt zurück — geht sofort in Deckung.' Wir warfen uns hin. Atemlos gespannt, was jetzt geschehen würde.

Der Landser hielt in Höhe der Panzer, gedeckt am Damm. Keine 50 Meter von den Panzern entfernt. Wir sahen, wie er die Panzerfäuste schußfertig machte und hinlegte. Dann richtete er sich mit einer Waffe auf und zielte, ein Feuerstrahl schoß nach hinten und ein Panzer brannte lichterloh.

Der Einzelkämpfer mit den stählernen Nerven bückte sich, nahm die zweite Panzerfaust, richtetet sich auf und schoß im Stehen blitzschnell auf den zweiten Panzerwagen. Der flog buchstäblich in die Luft. Jetzt war für die deutschen Heimkehrer die Straße zur Brücke frei.

Wir sahen, wie die deutschen Soldaten aus einem uns nicht ersichtlichen Grund die zerfetzte Leiche eines Partisanen aus den Trümmern des explodierten Panzers holten und in die Drau warfen. Aus dem zweiten Panzer war nichts zu holen, der brannte noch lange, und wir sahen später mit Schaudern die zusammengeschrumpfte, verbrannte Leiche des Panzerfahrers."

Franz Malle erinnert sich nicht mehr genau an den Tag, an dem sich dies ereignete.

„Am 10. Mai war es nicht", sagte er, „denn da waren wir wegen des deutschen Artilleriefeuers mehr im Keller als draußen. Außerdem waren die Soldaten vom Heer, nicht von der SS!" Es war vor dem 10. Mai.

Mit der Kolonne zog auch der unbekannte Soldat weiter. Er trug, soweit Malle sich erinnert, keine Rangabzeichen. Er hatte im Chaos des Untergangs eine heroische Tat vollbracht, den Kameraden den Weg zu den Briten freigekämpft.

Aufregung auf der Hollenburg

Die Kampfgruppe der SS, die zusammen mit den slowenischen Weißgardisten am 10. Mai die Partisanen aus dem Raum Ferlach vertrieben hatte, nächtigte vom 10. auf 11. in diesem Raum.

Franz Malle: „Vor unserem Haus stand ein mächtiger deutscher Panzer, ein Ungetüm. Als seine Besatzung am 11. Mai die Hollenburger Brücke überschritt, um sich den Briten zu ergeben, ließen sie ihren Panzer zurück. Die Partisanen wollten ihn später holen, aber die Briten fuhren ihn in den nächsten Graben, kippten ihn um und schossen ihm dann eine Granate in den stählernen Bauch.

Wohin man damals schaute, lagen die Waffen, die Panzerfäuste und Granaten herum."

So sahen Augenzeugen die Ereignisse an der Hollenburg.

Der damals schwerkriegsversehrte Heimkehrer Josef Widder erinnert sich: „Es war am 10. Mai nachmittags, als plötzlich von Unterbergen her MG-Feuer einsetzte. In das Rattern mischten sich bald die Detonationen von Granaten. An drei, vier Stellen begann es in Ferlach zu brennen. Rauchsäulen stiegen hoch. Mit kurzen Unterbrechungen waren immer wieder die Feuerstöße von leichten Maschinengewehren zu hören. Auch Pak schoß. Wie feurige Perlenketten zischten die Leuchtspurgranaten der leichten Flak über die Drau. Mit bösem Singen hörte ich verirrte Geschosse vorbeizwitschern.

Gegen Morgen hörte ich von der umkämpften Hollenburger Brücke aus Partisanen über die Lehne heraufkeuchen. Sie verschwanden im Wald neben der Burg."



Zwischen Briten und Partisanen herrschte in den Maitagen ein kühles Klima der Zusammenarbeit. In ihrem Besatzungsbereich haben die Briten manchen deutschen Landser den Partisanen wieder entrissen und so das Leben gerettet. Später begann dann allerdings in Wolfsberg die Auslieferungsmaschine der Briten mit gnadenloser Präzision zu arbeiten.

Von Weibern lassen wir uns nicht entwaffnen

Frau Anni Wurzer war damals auf der Hollenburg. Sie erinnert sich: „Es war das erstemal im Krieg, daß die Bewohner der Burg in die Keller gingen. Kampflärm kam von Unterloibl und Ferlach herüber, die Abschüsse von Geschützen, die Detonationen der Granaten. Dazwischen das harte Hämmern der Maschinengewehre, das Feuer von Pakgeschützen. Am Morgen hörten wir wieder die Einschläge von Geschossen in das Mauerwerk der Burg.

Das Ganze war so unheimlich und furchterregend, weil wir nicht wußten, was dieses Höllenfeuer zu bedeuten hatte. Der Krieg war ja schon seit zwei Tagen zu Ende! Die Hollenburg war von Partisanen besetzt, unter denen sich sehr viele Frauen befanden. Jetzt schossen die Partisanen von der Burg aus ins Tal.

Am Morgen des 11. Mai sahen wir unter der Burg deutsche Soldaten in Kampfanzügen. Es schien, als würden sie immer noch in Deckung auf die Dinge warten, die nun kommen sollten.

Am Vormittag ratterte aus Richtung Klagenfurt ein britischer Panzer heran, aus dessen Turm eine weiße Fahne hing.

Dem Panzer entstieg ein britischer Major.

Er hielt genau an der Stelle der Bundesstraße, wo sich heute unter der Hollenburg die Omnibushaltestelle befindet.

Die damalige Loibl-Bundesstraße herauf kam ein deutscher Panzerspähwagen gefahren, und jetzt wurden wir Zivilisten, die die Szene umstanden, Zeugen einer denkwürdigen Begegnung.

Aus dem Panzerspähwagen sprang mit seinen Begleitern, noch mit der umgehängten Machinenpistole, ein etwa 35jähriger schlanker, blonder SS-Offizier mit pulvergeschwärztem Gesicht und ging auf den Briten zu. Beide salutierten. Der SS-Offizier lockerte dann sein rotes Halstuch und sagte: ‚Wir haben sechs Jahre lang gekämpft. Von Weibern lasse ich mich nicht entwaffnen.'

Der Dolmetscher übersetzte diese Worte dem Major. Der Brite schwieg.

Nach dieser Übergabeszene wurde der Raum um die Hollenburg zu einem Heerlager. Ununterbrochen kamen die Kolonnen von der Brücke herauf. Zuerst die deutschen Soldaten, dann kamen Einheiten mit Uniformen, die wir nicht kannten. Der Zug nahm kein Ende.

Aber nach den Soldaten kamen erst die Zivilisten, zum Teil führten sie Wagen mit, auf denen sich Haustiere befanden. Den ganzen Nachmittag kroch der Heerwurm des Elends die Straße herauf.

Es müssen viele Tausende gewesen sein. Die Deutschen und die Soldaten in den fremden Uniformen schichteten ihre Waffen zu mächtigen Stapeln auf. Auf einem Feld stellten sie die Panzerspähwagen ab."

Sammelort ist Klagenfurt

Den Ereignissen an der Hollenburger Brücke vorausgegangen war eine bedeutsame Aktion der Titoleute in Feistritz im Rosental; es war ein Unternehmen, über das es bisher keine authentische Aufzeichnung gab.

Am 9. April schon hatte der jugoslawische Generalstab der 1. und 3. Armee die Weisung zur Offensive in Richtung Österreich erteilt. Die 14. Stoßdivision erhielt den Befehl, zur österreichischen Grenze vorzudringen, zurückweichenden deutschen und kroatischen Verbänden den Weg abzuschneiden und Völkermarkt, Klagenfurt und Villach zu besetzen. Dieser Befehl lag also genau im Sinne des Kriegszieles, das die Annexion von Südkärnten war.

Am 2. Mai erhielt der Kärntner Verband, der zuzüglich aller Partisanen der letzten Stunde 572 Mann stark war, wovon gut 80 Prozent aus Jugoslawien stammten, folgenden Befehl: „Beschafft Automobile, Motorräder und andere Verkehrsmittel für den raschen Transport. Sammelort ist Klagenfurt."

Offensichtlich in Durchführung dieses Befehls, überfielen in der Nacht vom

7. auf 8. Mai Partisanen einen fahrplanmäßigen Zug in Feistritz im Rosental und setzten sich in dessen Besitz.

Offenbar gestützt auf jugoslawische Quellen, schreibt Dr. Rausch in der vom österreichischen militärwissenschaftlichen Institut herausgegebenen Schrift „Der Partisanenkampf in Kärnten“: „Am 7. Mai abends trafen zwei verstärkte Bataillone des Kokra-Verbandes in Feistritz im Rosental ein und nahmen nach zweistündigem Kampf die Stadt. Teile der angeblich 300 Polizisten und 14 Gendarmen zählenden Besatzung wurden entwaffnet.“

Von einem solchen Kampf weiß in Feistritz niemand. An diesem Tag befand sich nur mehr Landwacht in Feistritz. Zollbeamter i. R. Hermann Stampfer: „Die Landwacht ergab sich kampflos. Nur ein Oberfeldwebel in der Fabrik feuerte und wurde von einer Partisanin niedergeknallt.“

Frau Inge Anhell erinnert sich: „Der alte Hauptmann der Landwacht saß friedlich mit einigen seiner Leute in unserer Bauernstube. Da kamen Partisanen und nahmen ihn mit.“

Einen Kampf um den Ort gab es also nicht, wohl aber einen dramatischen Überfall auf einen Zug.

Eine Augenzeugin der Besetzung des Bahnhofes ist Frau Ilse Kraigher, die Tochter jenes Franz Kraigher, der einer der sieben legendären Abschnittsleiter des „Heimatdienstes“ des Kärntner Abstimmungskampfes 1920 war.

Die Menschen hatten damals Angst vor den Jugoslawen, Angst, daß sie das Land neuerlich an sich reißen würden. Wann würden sie kommen? Bisher hatten die meisten der Bewohner noch keinen Partisanen gesehen. Nur der Schrecken vor diesen unsichtbaren Feinden saß allen in den Knochen.

Die Lehrerin Ilse Kraigher sah am 7. Mai gegen 21 Uhr aus dem Fenster ihres in unmittelbarer Bahnhofsnähe liegenden Hauses und erschrak: „Die Partisanen waren da! Sie schlichen sich nicht etwa gefechtsmäßig die Straßen entlang; sie benahmen sich schon wie Leute, die nichts mehr zu fürchten hatten. Sie marschierten in Dreierreihen in geschlossener Formation, und mir schien, als hätten sie es ungemein eilig. Fast liefen sie dem Bahnhof zu. Die Besetzung hatte also begonnen.

Etwa eine halbe Stunde später hörten wir einen Zug in die Station einfahren, und plötzlich setzte Gefechtslärm ein. Zuerst bellten Maschinenpistolen und dann schreckte uns das Peitschen der Gewehrschüsse.“

Was sich zugetragen hatte, erfuhren die Anrainer erst nach angstvoll verbrachter Nacht. Am Morgen standen am Bahnhof die jungen Partisanen und schossen ziellos herum.

Hans Plautz, der Fahrdienstleiter, der in jener schicksalshaften Nacht Dienst hatte, lebt heute im Ruhestand in Feistritz im Rosental.

„Dieser 7. Mai", erinnert er sich, „fing schon merkwürdig an, als am frühen Morgen ein Leutnant mit etwa 50 Mann auftauchte und mit dem nächsten Zug nach Rosenbach fahren wollte. Die Truppe, die einen disziplinierten Eindruck machte, begann mit einem geradezu gespenstischen Dienstbetrieb mitten in der Wirrnis des Unterganges. Die Soldaten bauten sich in der Nähe des Bahnhofes improvisierte Zielscheiben und begannen ein schulmäßiges Scharfschießen wie auf einem Übungsplatz."

Der verwunderte Eisenbahner wußte, daß der Wald im Süden der Ortschaft schon voll Partisanen steckte. Er ging zum Leutnant und sagte ihm das. Aber der Offizier machte nur eine wegwerfende Handbewegung. „Ah, die sollen nur kommen." Und seine Burschen schossen seelenruhig weiter auf die Scheiben, während ringsum die Welt unterging. Als der Zug aus Weizelsdorf kam, fuhr der seltsame Haufen am 7. Mai nachmittags wahrhaftig noch in Richtung Jugoslawien.

Weiter wie bis Rosenbach wird er vermutlich nicht gekommen sein. An allen Ecken und Enden zeichnete sich schon das Ende ab, und der Abendzug aus Aßling wollte und wollte nicht kommen. Um 21 Uhr trat der Fahrdienstleiter von seiner Dienstwohnung auf den Bahnsteig und erstarrte: Es wimmelte von Partisanen. Erstmals sah er die gefürchteten Waldläufer offen vor sich. Plautz ging in den Dienstraum, um in Rosenbach nach dem Verbleib des Zuges zu fragen, der überfällig war. Im Dienstraum aber saßen schon die Partisanen. Der Fahrdienstleiter griff nach dem Telefon. Ein Partisane riß ihm den Hörer aus der Hand.

Kurze Zeit später begann jedoch der Morseschreiber zu ticken. Der Fernschreiber kündigte die Abfahrt des erwarteten Zuges aus Rosenbach an. Was im Morsetelegramm fehlte, war die Ankündigung, daß dem fahrplanmäßigen Zug ein Militärtransport von fünf Waggons angehängt war.

„Hätte ich das gewußt", sagte der ehemalige Fahrdienstleiter, „hätte ich zurückgeschrieben: Hängt den Transport ab! Ich hätte mir die Warnung leisten können, weil die Partisanen die Morsezeichen nicht verstanden hätten. So ahnte ich nicht, was kommen würde.

Es dauerte nicht lange, da fuhr der Zug ein. Noch bevor er ganz zum Stehen kam, krachte es hinter ihm in der Dunkelheit. Was das bedeutete, erfuhren wir erst später. Die Partisanen hatten die Strecke gesprengt, um zu verhindern, daß der Zug aus der Falle nach rückwärts ausbrechen könnte."

In der Tat, eine Falle war es, in die der Zug gefahren war. Der Zug war von einem Partisanenkordon umstellt, und als er hielt, stürzten sich die Jugosla-

wen auf die Trittbretter. Plautz sah, wie ein deutscher Soldat einen Partisanen vom Trittbrett stieß. Dessen Hintermann schoß sofort eine ganze Garbe in die offene Tür. Und nun gingen den ganzen Zug entlang die Maschinenpistolen und Gewehre los.

Der sonst so stille Bahnhof wurde in der Dunkelheit zum Hexenkessel. Aus allen Fenstern suchten die entsetzten Insassen des Zuges, die sich auf österreichischem Boden schon in Sicherheit gewähnt hatten, zu entkommen.

Der Fahrdienstleiter sah, wie die Partisanen einen verwundeten Deutschen auf grauenhafte Weise mißhandelten. Gefangene wurden zusammengetrieben. In der Dunkelheit machten die Partisanen Jagd auf Flüchtlinge.

Der Eisenbahner zog sich in den Keller zurück. Dasselbe tat die verängstigte Bevölkerung. Die ganze Nacht suchten Partisanen in den Häusern nach Flüchtlingen.

Dennoch muß einem großen Teil der Zuginsassen die Flucht gelungen sein.

Die Wirtin der Bahnhofwirtschaft brachte es fertig, einen Leutnant mit Windeseile durch ihr Haus zu schleusen und ihm auch noch eine Ziviljacke mitzugeben.

Nach slowenischen Quellen wurden bei dem Überfall 20 Deutsche getötet und 40 gefangengenommen. Das sind Zahlen, deren Richtigkeit sehr bezweifelt werden muß. Die Partisanen hatten die Volksschule zum „Gefangenenlager“ gemacht, und deren Klassenzimmer waren nach Augenzeugenberichten so überfüllt, daß die Menschen darin nicht liegen, sondern nur wie Heringe zusammengepfercht stehen konnten. Sie bekamen weder zu essen noch zu trinken. Frau Maria Krissmann (90), die Witwe des Schulleiters, erinnert sich, daß sie am 8. Mai ihr Wohnzimmer in der Schule räumen mußte, weil die Partisanen dort gefangene höhere deutsche Offiziere verhörten. Einer der Gefangenen sprang aus dem Fenster des ersten Stockes. Er wurde erschossen.

Die Verwundeten blieben unversorgt. Frau Ilse Janeschitz: „Mein Vater wollte am 7. Mai noch zu seiner Dienststelle nach Krain einrücken und kam nie wieder. Er wurde in jener Nacht in Feistritz verwundet, ein Oberschenkelschuß — er ist im Lazarett in Maria Saal an Gasbrand gestorben.

Es ist bezeichnend für die Wirrnisse jener Tage, daß wir nicht wissen, wie und wann er überhaupt nach Maria Saal gekommen ist. Erst später erfuhren wir, daß er am 22. Mai gestorben ist.“

Die Titoleute transportierten ihre Gefangenen nach einigen Tagen ab: Zum Liquidieren, wie es damals üblich war.

Wohl aus slowenischen Quellen kam später das Gerücht in Umlauf, daß in jenen Maitagen im Keller der Volksschule Schreckliches geschehen sein soll.

Mit dem in Feistritz erbeuteten Zug fuhren die Partisanen nach Klagenfurt, wo sie unter den aufgelöst heimziehenden deutschen Soldaten beträchtliche Verwirrung anrichteten und sofort Gefangenenlager einzurichten begannen.

Die Niederlage, die ihnen in Ferlach und an der Hollenburger Brücke zugefügt worden war, wird in der slowenischen Partisanenliteratur nur flüchtig erwähnt. In dem 1976 in Laibach erschienenen Buch „Das große Finale in Kärnten" wird der Mißerfolg auf die schlechte Zusammenarbeit der Partisanenverbände und die gewaltige deutsche Übermacht zurückgeführt. Die Verluste der Partisanen werden mit 180 Gefallenen angegeben.

„Kämpfen müßt ihr selber"

Die deutsche Kampfgruppe, die sich an der Hollenburg den Weg in die Freiheit erkämpft hatte, wurde von den Briten in das improvisierte Lager auf dem Viktringer Feld dirigiert.

Auch die 10.000 Zivilisten und slowenischen Domobranci, lauter blutjunge Burschen, marschierten ins Viktringer Lager. Sie marschierten in den Tod. Aber das ahnten sie damals noch nicht.

Während die Amerikaner deutsche Soldaten zu vielen Zehntausenden an die Russen auslieferten, übergaben die Briten in Kärnten in den Tagen nach dem Waffenstillstand den Partisanen keine Wehrmachtsangehörigen, die sich unter ihren Schutz begaben. Die Auslieferungsmaschine begann erst später zu arbeiten. Dann aber mit mörderischer Präzision.

Es kann mit Sicherheit angenommen werden, daß die Briten von der Absicht jener SS-Kampfgruppe wußten, die sich am 10. Mai den Übergang über die Hollenburger Brücke erzwungen hatte.

Ein in Düsseldorf lebender Polizeihauptmann von damals, der nicht genannt sein will, behauptet, die Kampfgruppenführung habe vor dem Angriff mit den Briten Verbindung aufgenommen. Diese hätten die beabsichtigte gewaltsame Aktion der Prinz-Eugen-Gruppe und der slowenischen Heimwehrregimenter ausdrücklich gebilligt.

Ähnliches berichtet Johann Wallner, der damalige Pächter des Gutshofes in Stein.

In diesem Gut bei Viktring hatten die Männer der Prinz-Eugen-Gruppe nach dem Durchbruch in Ferlach Quartier genommen. Sie waren mit voller Ausrüstung gekommen. Sie hatten noch ihre Kübelwagen mit, ein Werkstattzug hatte sogar die Kompressoren mitgebracht. Johann Wallner erinnert sich noch an einige Gespräche. So erzählten die jungen Leute, die ein merkwürdig gefärbtes Deutsch sprachen, viel von einem Leutnant, „den in Ferlach der Teufel geritten" habe. Am Kotflügel eines Panzerspähwagens sitzend, habe er mit vorgehaltener Maschinenpistole den Partisanen gesagt, daß er gar nicht daran denke, sich zu ergeben. Er soll beim Angriff dann der erste gewesen

sein. Auf der Hollenburg hätten sie ihn noch gesehen, wie er mit den Briten verhandelte, dann sei er spurlos verschwunden.

Diese Leute von der „Prinz-Eugen-Division" wollten auch gewußt haben, daß die Briten den Durchbruch der Kampfgruppe erwartet hatten. Sie sollen den deutschen Unterhändlern sogar Munition zugesagt haben. „Nur kämpfen müßt ihr selber", hätten die Briten gesagt.

Einige Hundert Männer der Kampfgruppe blieben eine Nacht im Garten des Gutshofes, dann fuhr ein Teil von ihnen mit ihren Fahrzeugen weiter. „Sie wollten zu den Amerikanern", erinnerte sich Johann Wallner. Zurück ließen sie Waffen und Uniformen. Noch heute erinnert eine Tarnjacke im Hause an diese volksdeutsche Division, deren schrecklichem Schicksal nur wenige entronnen sind.

Die Tragödie der „Weißen Garde"

Das Viktringer Lager wäre eine unbedeutende Erscheinung in der Turbulenz jener Zeit gewesen, wenn nicht von ihm aus die Tragödie der „Weißen Garde", der slowenischen „Landwehr", ihren Ausgang genommen hätte.

In vier Regimenter gegliedert hatte sich die Landwehr der Kampfgruppe der Prinz-Eugen-Gruppe angeschlossen, die sich am 10. Mai den Weg in die Freiheit erkämpft hatte.

Walter Wallner vom Gut Stein hatte damals am 11. Mai als 15jähriger die Entwaffnung der Domobrancen miterlebt.

Sie waren von der Hollenburg noch mit ihren Waffen bis nach Stein marschiert. Auf der Straße vor dem Gutshof erwarteten sie die Briten.

„Von unserem Obstgarten aus beobachteten wir Buben, was auf dem Feld jenseits der Straße vor sich ging. Kolonne auf Kolonne kam an. Es waren lauter junge Burschen, viele nicht älter als wir, 16, 17 Jahre alt mögen sie gewesen sein.

Die britischen Soldaten nahmen ihnen die Uhren ab. Dann schichteten die slowenischen Freiwilligen ihre Gewehre zu mächtigen Stapeln auf. Jeder Stapel sauber geordnet. Alles vollzog sich ruhig und diszipliniert.

Das ging den ganzen Tag so", sagte Walter Wallner, „bis 20 Uhr.

Das weiß ich noch ganz genau, denn um 20 Uhr war damals der Beginn der Ausgangssperre. Die Briten jagten uns Buben ins Haus."

Die slowenischen freiwilligen Antikommunisten bezogen ihre Freilager auf dem Viktringer Feld.

Domobranci fuhren singend in den Tod

Das, was sich da „Lager“ nannte, entstand schon Anfang Mai. Landesrat Herbert Bacher, damals junger Gymnasiast und Bauernsohn in Stein bei Viktring, war zu dieser Zeit 15 Jahre alt. Sein Vater, Klement Bacher, war damals kommissarischer Bürgermeister in Viktring.

Die Geschichte des Lagers begann, seiner Erinnerung nach, mit einem kleinen Schock. Eine Nachschubeinheit der SS-Division Prinz Eugen war auf dem Rückzug nach Viktring gekommen und campierte in einem Kleefeld, das schon fast reif zum Schnitt war.

In dieser Zeit des Darbens und der Lebensmittelnot war das ein Sakrileg. Bürgermeister Klement Bacher begab sich denn auch sofort entsetzt zum Kommandanten der Einheit, einem Obersturmführer. Der hörte sich den Protest an, legte dann dem Kärntner Bauer die Hand auf die Schulter und sagte ernst: „Guter Mann, alterieren Sie sich nicht. Sie werden noch viel mehr erleben. Da kommen noch mehr.“ In der Tat, es kamen noch mehr. Der Offizier der verlorenen Division Prinz Eugen wußte um die Flut der Hunderttausenden, die auf allen Straßen Jugoslawiens nach Norden strebten. Dieser SS-Troß im Kleefeld war in der Tat nur die Spitze einer Lawine. In den Maitagen war das Viktringer Feld zwischen dem Stift, der Schule und der Ortschaft Kerbach ein Heerlager.

Auf einer Fläche von 30 Hektar lagerten militärische Einheiten bunt gemischt mit Tausenden von Zivilisten, Männern, Frauen und Kindern. Manche hatten Zelte und Planwagen, die meisten campierten unter freiem Himmel. Es gab Ausnahmen. „Eines Tages fuhren sechs pferdebespannte Fuhrwerke in unseren Hof, vollbepackt mit slowenischen Flüchtlingen. Sie nahmen ohne viel zu fragen von unserem Haus Besitz“, erinnert sich LR Bacher.

Die Verpflegung der Massen verursachte in den Maitagen zunächst noch keine Probleme. Die Soldaten und Flüchtlinge hatten noch Vorräte mit. „Was uns Sorgen bereitete“, sagte LR Bacher, „das war die Invasion der Pferde. 4000 bis 5000 Pferde waren zu füttern. Und an Futter fehlte es. Die Besitzer der Pferde suchten es sich auf eigene Faust, manchmal mit Gewalt. „Als mein Vater einmal einschreiten wollte, weil fremdsprachige Soldaten die letzte unberührte Wiese mähten, nahmen diese eine so drohende Haltung an, daß mein Vater resignieren mußte. Wir schliefen damals im Stall“, entsann sich LR Bacher, „um unsere Futtervorräte zu bewachen“.

Pferde wurden allerdings später immer weniger. Als die Lebensmittel ausgingen, wurden die Pferde geschlachtet oder bei den Bauern gegen Schlachtrinder eingetauscht. Zu einem Engpaß wurde aber die Wasserversorgung von Zehntausenden. „Unser Ziehbrunnen war Tag und Nacht von Menschen belagert, die vor dem Brunnen Schlange standen“, sagte Herbert Bacher.



Strandgut des Krieges im Lager Viktring. Tausende und Abertausende, die die Heimat verlassen mußten. Soldaten, Zivilisten, Frauen und Kinder bunt gemischt.

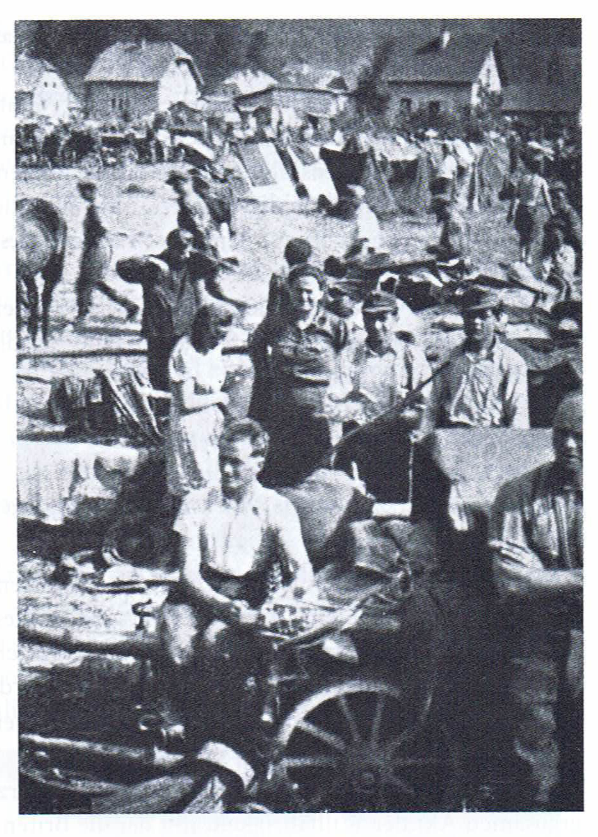
Die Briten umstellten das Lager nur mit einer dünnen Postenkette. Der Haupteingang zum Lager war bei der Abzweigung der Mühlenstraße von der Keutschacher Landesstraße. Dort war es auch, wo die britische Wache eines Tages einer schwerbewaffneten Partisanenabteilung den Eintritt in das Lager verwehrte.

Aber einmal muß doch eine, den Partisanen freundlich gesinnte, britische Wache drei Partisanen den Zugang zum Lager gestattet haben. Sie verschwanden spurlos.

Da machte man im Jahre 1979 bei Baggerarbeiten einen merkwürdigen Fund. In einer Tiefe von nur 60 cm wurden Skelette von Menschen angeschnitten. Abteilungsinspektor Hans Viertler von der Pol.-Direktion Klagenfurt stellte bei der Untersuchung der Fundstelle drei übereinanderliegende Skelette fest, die offensichtlich gemeinsam bestattet worden waren.

Unmittelbar bei den Skeletten wurden 29 Militärpatronen italienischer Herkunft mit Bodenstempeln von 1932 und 1940 gefunden. Ein Gürtelschloß mit Lederresten war noch da. Auch Reste von Schuhsohlen mit Gummiabsätzen ließen sich feststellen. Bei den Toten befanden sich ferner Papierfragmente mit cyrillischen Buchstaben. Die Lage der Skelette und die geringe Grabtiefe lassen den Schluß zu, daß es sich um eine sehr hastige Bestattung gehandelt haben muß.

Die italienische Munition und die cyrillischen Buchstaben sagen ein Übriges. Wild entschlossene Lagerinsassen haben die Partisanen, die sich Opfer suchen wollten, offenbar lautlos unschädlich gemacht.



Das Viktringer Lager in den Maitagen 1945. Entwaffnete slowenische Landwehrleute. Sie fühlten sich bereits gerettet. Keiner von ihnen ahnte, welch grausames Schicksal ihnen bevorstand.

Die britische Kontrolle über dieses Riesenlager muß sehr locker gewesen sein. Es wurde zu einer Art Tauschzentrale. Zu Hunderten kamen die Menschen von überall her, um von den Flüchtlingen Dinge einzutauschen, die diese mitgebracht hatten.

Am 11. Mai erschienen Partisanen im Gemeindeamt in Viktring und forderten den kommissarischen Bürgermeister Klement Bacher zur Übergabe der Gemeinde auf. Der verwies auf die britische Besatzungsmacht und lehnte ab.

Das Erscheinen der Partisanen hatte sich in Viktring wie ein Lauffeuer herumgesprochen. Josef Trampitsch: „Ich war damals in Klagenfurt. Meine Frau rief mich an und warnte mich, ‚Partisanen sind da'. Am Tag vorher hatte mich noch der Bürgermeister von Ferlach, Hambrusch, besucht und war dann nach Klagenfurt gefahren."

Das Viktringer Feld ist heute total verbaut. „Daß dieser Ackerboden zum Bauland wurde, ist nicht zuletzt auf dieses Lager zurückzuführen", erklärte LR Bacher. „Das Viktringer Feld war Schotterboden mit einer dünnen Humusschicht. Wochenlang haben zehntausende Menschen auf den einstigen Äckern gelebt. Durch die Lagergassen fuhren die Lastwagen. Die Belastung

hat zu einer Verdichtung des Bodens geführt, so daß er fortan für landwirtschaftliche Nutzung unbrauchbar wurde."

Einer der Siedler auf dem Viktringer Feld ist Winfried Krivitsch: „Als man vor mehr als zehn Jahren in Kerbach zu bauen begann, versuchten Nachbarn den Schotter des Bodens als Baumaterial zu nutzen. Aber zu ihrer Enttäuschung war er brüchig, mehlig, zersetzt, total unbrauchbar. Sie hatten nämlich auf dem Gelände gebaut, auf dem einst Latrinen des Lagers standen. Ammoniak zerfrißt den Kalk."

Wo einst die Lagerfeuer der Flüchtlinge, Soldaten und der todgeweihten Domobrancen brannten, stehen heute in einer friedlichen Landschaft Wohnstätten, Haus an Haus.

Sloweniens antikommunistische Jugend starb

Nur wenige Bewohner des Viktringer Feldes wissen heute, daß sie auf einem Boden leben, auf dem eine der großen Tragödien dieses Jahrhunderts begann.

Es ist eine der Merkwürdigkeiten der Zeitgeschichte, daß sie die Auslieferung von 12.000 jungen Slowenen an ihre Henker den Briten nicht anlastet. Und daß die Ermordung von Zehntausenden slowenischen Landwehrleuten als historische Tatsache einfach unterging.

Die Auslieferung von Zehntausenden Kosaken verzeichnet die Nachwelt als grausamen Akt der Willfährigkeit, mit der die Briten in Jalta die Forderungen der Sowjets erfüllten. Das England von 1945 hat sich an der Hinrichtung dieses Volkes mitschuldig gemacht, und alle Welt weiß das heute.

Die Auslieferung von Zehntausenden Kroaten, die dann niedergemäht wurden, lastet heute noch als düstere Hypothek auf der Geschichte Englands. Auch von diesem Ereignis weiß die Welt, und die Erinnerung an hingemetzelte Angehörige lebt heute noch als grimmige, stumme Anklage in Zehntausen den von kroatischen Familien.

Der Massenmord an polnischen Offizieren in Katyn ging als Orgie entfesselten Wahnsinns in die Geschichte ein.

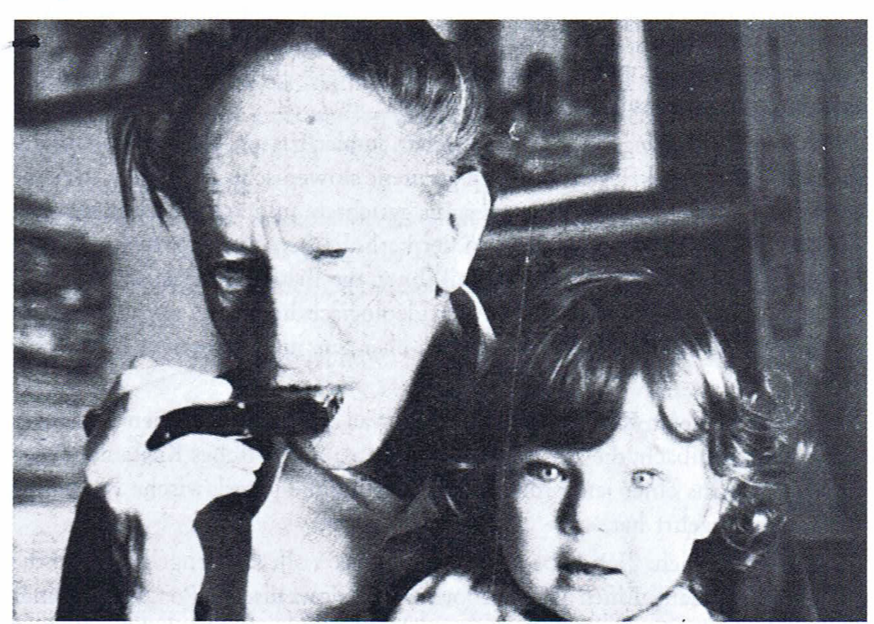
Das Katyn von Slowenien aber, die Abschlachtung von rund 12.000 jungen Slowenen, die Ausrottung der jungen katholischen, kompromißlos antikommunistischen Auslese der slowenischen Jugend drang bisher nicht in das Bewußtsein der Zeit.

Das mag seine Ursache in der Mauer des Schweigens haben, die den Todesmarsch der „Weißen Garde" umgab. Die Masse der Landwehrleute wurde in den Wäldern der Gottschee erschossen, die damals nach der Umsiedlung der deutschen Volksgruppe vollkommen menschenleer war.

Als die Partisanen im Mai 1945 in Laibach die Macht ergriffen, hatten sie keine aktiven militanten Gegner mehr. Sie waren alle außer Landes. Den Großteil lieferten ihnen die Briten dann in verschlossenen Viehwagons zur Liquidierung aus, und diese blutige Säuberung hat das gesamte kämpferische antikommunistische Element in Slowenien ausgerottet. Auch das mag dazu beigetragen haben, daß es den Machthabern gelang, das Blutbad jahrzehntelang totzuschweigen.

Es hatte 30 Jahre gedauert, bis erstmals ein ehemaliger Partisane das Schweigen zu brechen wagte. Edvard Kocbek tat es, der große slowenische Dichter und Philosoph. Er war einer aus der katholischen Intelligenz, der sich zur Befreiungsfront Titos geschlagen hatte, obwohl er kein Kommunist gewesen ist. Am 29. November 1943 nahm der katholische Partisane Titos als Mitglied des „Antifaschistischen Rates" an der Gründung des heutigen südslawischen Staates teil. Zwei Jahre war er nach dem Krieg Kulturminister in Belgrad. Aber es war wohl nur eine Frage der Zeit, bis er mit dem Regime in Kollision geraten mußte.

Er war es, der 1975 in der in Triest erscheinenden slowensichen Zeitschrift „Zaliv" (Der Golf), die Frage nach dem Schicksal der 12.000 slowenischen Landwehrleute stellte, die gegen Tito gekämpft hatten. 12.000 waren nach Kärnten gezogen, 6200 nach Italien. Die Amerikaner lieferten diese nicht aus. Sie gewährten ihnen in Italien Asyl.



Der slowenische Dichter Kocbek hatte den Mut, in einer Triestiner Zeitschrift das Verbrechen an den 12.000 ausgelieferten Domobranci aufzudecken.

Kocbek, ein Freund von Heinrich Böll, spricht von der „tragischen Niedermetzelung der antikommnistischen Soldaten, von denen sehr viele noch minderjährig waren". Er schreibt, er habe vom Massaker erst im Sommer 1946 erfahren, als er mit seiner Familie aus Belgrad in die Heimat zurückgekommen sei. „Ich konnte der Nachricht keinen Glauben schenken", betont er. „Ich begann mich ihres Ursprungs zu vergewissern, doch alle Wege zur Wahrheit waren hermetisch abgeschlossen. Nicht einmal die große Mehrheit der Kommunisten wußte um sie, wie erst die anderen Bürger."

Kocbek schildert dann, wie ihm jemand die Kopie einer Zeugenaussage in den Briefkasten geworfen habe, die ein ehemaliger Landwehrmann vor Anwälten in den USA abgelegt hatte. Es war die Aussage eines Todgeweihten, dem die Flucht gelungen war.

Kocbek bekannte, er habe alle seine Funktionen zurückgelegt, nachdem er erfahren hatte, daß die Aussage über die Massaker erschütternde Wahrheit war.

Kocbeks Bekenntnis in der Triestiner Zeitschrift verhallte allerdings ebenso ungehört wie die Dokumentation, die unter dem Titel „V Rogu ležimo pobiti" („Im Hornwald liegen wir erschlagen") im Jahre 1976 in Buenos Aires erschien und die eidesstattlichen Aussagen von Überlebenden festhält.

Die Weltöffentlichkeit nimmt das Katyn von Slowenien nicht zur Kenntnis.

Vielleicht liegt das auch daran, daß man die Bezeichnung „Domobranci" mit dem Begriff „Faschismus" assoziiert.

Das ist ein grundlegender, bedauerlicher, fataler Irrtum. Die beim Aufflammen des Partisanenkrieges ins Leben gerufene slowenische Landwehr war eine ausschließlich gegen den Kommunismus gerichtete militärische Organisation, die ihre bestimmenden Impulse von der katholischen Kirche erhielt. Sie nahmen Waffen von den Deutschen, weil ihnen die Briten keine gaben, sondern die Kommunisten unterstützten. Aber ideologisch hatten sie mit dem Nationalsozialismus nichts zu tun. Sie waren eher zur jugoslawischen Monarchie orientiert.

Hofrat Dr. Stefan Kulterer (Klagenfurt), war einer der deutschen Berater in der Provinz Laibach, die zur „Operativen Zone: Adriatisches Küstenland" gehörte. Übrigens einer jener, deren Auslieferung die jugoslawische Regierung 1945 nicht begehrt hat.

Er erinnerte sich: „Ich habe kein so frommes Volk kennengelernt, wie die Slowenen in Krain. Eines Tages gebot mir ein slowenischer Posten, vor einer Ortschaft ‚Halt'. Etwas unwillig fragte ich, warum er den Verkehr aufhalte." „Es ist eine kirchliche Handlung im Gang", sagte der Mann. Und ergänzte:

„Der Priester weiht die Familien dieses Ortes, damit sie Kraft zum Kampf gegen den Kommunismus aufbringen."

„Sie waren Todfeinde Titos, diese Domobrancen. Idealistisch, diszipliniert. Eine ausgesprochene Auslese", sagte Dr. Kulterer.

Und ein anderer Berater von einst, Hofrat Dr. Franz Koschier, erinnert sich: „In der Heimwehr sammelte sich das katholische bäuerliche Element und die junge Intelligenz, die antikommunistisch blieb. Sie war ausgesprochen antiitalienisch, weniger deutschfreundlich als pro österreichisch in der Nostalgie. General Rupnik, der Präsident der Provinz Laibach, war ehemaliger Offizier der Monarchie. Während die anglophile Strömung in Slowenien wuchs, blieb Rupnik bis zum Ende auf der Seite der Deutschen. ‚Ich habe auf die deutsche Karte gesetzt', sagte er zu uns im Mai 1945, ‚ich falle als altösterreichischer Offizier'."

Rupnik war mit dieser Gesinnung eine Ausnahme.

„Wer ist Ihnen sympathischer, die Deutschen oder die Briten?", fragte Dr. Kulterer einmal den Chef des slowenischen Ernährungswesens Gračnar: „Merken Sie sich eines", sagte dieser, „die Briten sind fern, die Deutschen gefährlich nahe. Also werden wir immer anglophil sein."

Anglophil war die slowenische Führungsschicht bis in die Familie des Präsidenten hinein.

Eine Episode spricht Bände.

Rupnik hatte Dr. Kulterer nach dem 13. April 1945 zu einer Geburtstagsfeier eingeladen. Die ganze Familie des Generals war anwesend. Mitten in ein Gespräch hinein sagte der kleine Niki, der sechsjährige Enkel Rupniks, plötzlich laut: „Gelt Opa, jetzt werden die Engländer kommen und die Deutschen hinaushauen, dann wird der Niki Süßes kriegen."

Totenstille trat ein.

Kindermund hatte ausgeplaudert, was damals die ganze antikommunistische Bevölkerung Sloweniens bewegte: Die Hoffnung auf England. Eine Hoffnung, die die Domobranci nach dem 8. Mai noch zwei Tage in der Heimat ausharren ließ.

Eine Hoffnung, die tödlich war.

Die teuflische List

Das Drama in Rosenbach

Die jungen Slowenen der „Weißen Garde", aber auch ihre Offiziere glaubten den Briten alles. Ihr Wort war ihnen Evangelium.

Schon Ende April hatte sich in Laibach unter Führung von Dr. Beclej eine für die jugoslawische Monarchie orientierte Regierung gebildet, die sich der Hoffnung hingab, die Briten würden in Triest nicht stehen bleiben, sondern einer antikommunistischen, demokratischen Regierung in Laibach ihren Schutz gewähren. Schließlich hatten sie ja in diesem Krieg einen „Kreuzzug" für die Demokratie geführt.

Aber nach der Kapitulation der Deutschen rückten die Partisanen in der slowenischen Hauptstadt ein, in der sie während des Krieges keinen Schuß abgegeben hatten.

Die Briten aber dachten gar nicht daran, den Slowenen zu helfen.

Churchill hatte 1943 vergeblich versucht, Roosevelt für eine alliierte Landung an der jugoslawischen Adria zu gewinnen. Sowohl die Deutschen als die Armee Titos wußten von dieser Absicht und bereiteten sich darauf vor, und Milovan Djilas deutet in seinem Buch der „Krieg der Partisanen" auch an, daß Tito bereit gewesen wäre, sich mit den Deutschen einer solchen Invasion entgegenzustellen.

Aber 1945 hatten die Slowenen nicht die geringste Chance, und es ist verwunderlich, daß die führenden christlichen Politiker so wenig über die Abmachungen von Jalta orientiert waren, obwohl sie über einen erstaunlich guten Geheimdienst verfügt haben müssen.

Hofrat Dr. Stefan Kulterer: „Die Slowenen waren über geheime Reichssachen immer besser informiert als wir. Denn bei uns durfte jeder von einer geheim zu haltenden Sache nur das erfahren, was für die Durchführung seiner Aufgabe notwendig war."

Dr. Beclej versuchte noch am 8. Mai in Klagenfurt verzweifelt, die Briten auf die Existenz eines geordneten demokratischen Systems in Slowenien aufmerksam zu machen.

Es könnten diese Verhandlungen gewesen sein, die dazu führten, daß die Masse der slowenischen Landwehren abgewartet hatte und erst zwei Tage nach der deutschen Kapitulation zum gewaltsamen Ausbruch nach Kärnten aufbrach.

Es scheint, daß die Briten ihnen damals Versprechungen gemacht haben, die einzuhalten sie nicht bereit waren. Ministerpräsident Beclej wurde im Lager Wolfsberg interniert, und Hofrat Franz Koschier erinnert sich, daß dieser ihm

vor seiner Auslieferung weinend davon erzählt habe, daß die Briten entgegen ihren Versprechungen auch die Insassen des slowenischen Jugendlagers am Millstätter See ausgeliefert hatten. Und mit den Jungen und Mädchen auch seinen einzigen Sohn.

In jenen Maitagen müssen die katholischen Slowenen die Briten geradezu als ihre Schutzmacht angesehen haben. Dr. Stefan Kulterer erinnert sich an Dr. Hacin aus Laibach. Er war während des Abwehr- und Abstimmungskampfes 1910/20 jugoslawischer Bezirkshauptmann in Ferlach gewesen. Jetzt war er von den Briten im Lager Ebental interniert und erzählte Kulterer, seine Söhne seien als Domobrancen auf dem Viktringer Feld gelegen und hätten ihm ihre Absicht mitgeteilt, nach Kanada zu fliehen. Er habe ihnen verboten, sich dem britischen Gewahrsam zu entziehen. „Wir haben der Obrigkeit zu gehorchen", habe er gesagt. „Das ist Christenpflicht."

Die Christenpflicht führte sie dann ins Massengrab in der Gottschee.

Das Phantom „Königsarmee"

Es hat den Anschein, daß die Domobranci keineswegs hoffnungslos waren, als sie Slowenien verlassen mußten. Als Edvard Kocbek, der dem Regime unangenehme slowenische Dichter und Ex-Minister, in der Triester Zeitschrift „Zaliv" das Massaker an den Domobranci bedauert hatte, behauptete sein ehemaliger Freund Tone Fajfar in einem offenen Brief in der Laibacher Zeitschrift „Naši razgledi", daß die „weißgardistische Reaktion" ganz andere Massaker veranstaltet hätte, wenn es ihr gelungen wäre, zu siegen oder zurückzukehren, wie sie es bei der Flucht über die Grenze angedroht habe.

Wie unzuverlässig die Aussagen kommunistischer Politiker auch sein mögen, der Hinweis auf die Drohung „wir kommen wieder", dürfte stimmen. Sicher ist damit eines: Die Hoffnung auf Wiederkehr hat in den jungen Slowenen gelebt, als sie das Land verlassen mußten.

Darüber hinaus spukte das Phantom einer in Italien bereitstehenden „Königsarmee" in den Köpfen.

Hierzu eine bemerkenswerte Aussage des geborenen Jugoslawen Josef Kosmač, der heute in Klagenfurt lebt. Er hatte in der deutschen Wehrmacht an der Ostfront ein Bein verloren und war mit seinen Eltern zur Zeit der Kapitulation nach Klagenfurt geflüchtet. Dort traf die Familie auch den Sohn Rafael wieder, der mit den Domobrancen auf dem Viktringer Felde lag.

Der Vater Rafaels war dabei, als die Regimenter der Weißen Garde aus Viktring abrückten, um angeblich nach Italien gebracht zu werden.

Vater Kosmač war von tiefem Mißtrauen erfüllt.

„Steig ab“, rief er dem Sohn zu, der damals 19 Jahre alt war und mit seinen Kameraden zusammengepfercht auf dem Lastwagen stand.

„Steig ab“, warnte er, „die bringen euch nach Jugoslawien“.

„Das darf man nicht sagen, Vater“, antwortete Rafael. „Es ist verboten worden, solche Gerüchte zu verbreiten. Wer das tut, wird erschossen, haben die Engländer gesagt. Wir fahren zur Königsarmee nach Italien“ wehrte Rafael die Bitten des Vaters ab und entschied: „Wo die Kameraden hingehen, gehe ich auch hin.“

„Wir haben von ihm nie wieder gehört. Aber schon wenige Tage später hörten wir Slowenen, die bei Kärntner Familien Unterschlupf gefunden hatten, daß die Engländer alle jugoslawischen Insassen des Lagers den Partisanen ausgeliefert hatten.“

Der felsenfeste Glaube der Slowenen an die Briten und an eine Wiederkehr in die Heimat ist nicht so absonderlich, wie es heute scheint. Auch in der deutschen Wehrmacht machte ja in den letzten Kriegsmonaten das Gerücht die Runde, die Anglo-Amerikaner würden sich demnächst gegen die Sowjets wenden.

Eine Meldung des Generals Gehlen

In Slowenien muß diese Parole besonders intensiv verbreitet worden sein. Daß die Briten hiebei sogar die Hand im Spiel hatten, scheint wahrscheinlich.

Darauf deutet eine Mitteilung der Nachrichtenabteilung des OKW „Fremde Heere Ost“ hin. Diese berühmt gewordene Abteilung, die dem legendär gewordenen General Reinhard Gehlen unterstand, war für die Zuverlässigkeit ihrer Lagebeurteilungen bekannt. Nicht umsonst hatten die Amerikaner Gehlen dazu ausersehen, den späteren deutschen Bundesnachrichtendienst aufzubauen.

Unter den Beurteilungen, die General Gehlen für die obersten deutschen Kommandostellen ausgab, befand sich am 15. April 1945 die Auswertung einer merkwürdigen Agentenmeldung aus Slowenien. In einer Beilage zum „Tagesbericht über die wesentlichen Merkmale des Feindbildes“, hieß es an diesem Tag: „Englisch bewaffnete und teilweise englisch geführte Banden betreiben bei den in Slowenien zur Bandenbekämpfung eingesetzten Freiwilligenverbänden Flüsterpropaganda mit der Aufforderung zum Überlaufen.

Begründung: England werde in nächster Zeit selber gegen die Sowjetunion kämpfen und zwar mit größerer Erfolgsaussicht als das Deutsche Reich.

England stelle landeseigene Verbände hiefür auf. Diese Propaganda wird nur mündlich überliefert.“ Soweit die Mitteilung des General Gehlen.

Da war sie also, die fiktive „Königsarmee“.

Die Slowenen mögen übrigens damals schon gewußt haben, daß die Westalliierten entschlossen waren, sich Triest als Nachschubbasis für die Besatzungszonen in Österreich zu sichern. Das mag sie in ihren Hoffnungen auf britische Hilfe für Slowenien bestärkt haben.

Milovan Djilas berichtet, daß „die westlichen Alliierten sich Anfang Mai beeilt hätten, die Jugoslawen aus Julisch-Venetien hinauszuwerfen".

„Über unseren Einheiten in und um Triest", schreibt er, „dröhnte der Luftraum in beängstigender Weise von Hunderten von alliierten Flugzeugen, während bei uns die unheilschwangere Nachricht eintraf, daß Churchill es ablehne, die gefangengenommenen deutschen Divisionen aufzulösen.

Wir befürchteten einen Konflikt mit dem Westen. Wenn wir auch nicht direkt mit einem bewaffneten Zusammenprall rechneten, so erschien es uns doch sehr leicht möglich, daß die bislang von den Deutschen unterstützten gegnerischen Formationen nunmehr eine frische kräftigere Unterstützung aus dem Westen erhalten würden.

Aus diesem Grunde drängten wir unsere Armeen, eiligst, die Grenze nach Österreich und Italien zu schließen."

Die britische Propaganda schien also die Fronten übersprungen zu haben. Aus Milovan Djilas Aussagen geht aber auch hervor, daß die jugoslawische Führung keine Ahnung davon hatte, daß die Westalliierten, gestützt auf die Beschlüsse von Jalta, damals schon bereit waren, ihr die gefürchteten „gegnerischen Formationen" ans Messer zu liefern.

„Zum Teufel mit ihnen"

Die britischen Kommanden in Kärnten waren durchaus nicht alle mit den Auslieferungsbefehlen aus London einverstanden. Dr. Ariprand Thurn-Valsassina aus Bleiburg war damals Dolmetscher im Offiziersrang bei der 38. britischen Brigade, die der irische Haudegen Patrick Scott befehligte.

Graf Thurn war damals Zeuge dramatischer Telefongespräche, bei denen es sich um die Auslieferung der Kroaten, Ungarn, Tschetniks und Domobranci im Raume Bleiburg handelte.

General Scott, so erinnert sich Dr. Thurn, hatte ursprünglich keine Ahnung, um was für Gefangene es sich da drehte. Oft kam er mit rotem Kopf und wollte wissen: Was sind das für Leute? Ustascha, Domobranci? Woher sind sie, wo haben sie gekämpft?

Er hatte keine Ahnung, er hatte den Krieg in Nordafrika und in Italien erlebt, er hatte nie etwas von den Verhältnissen auf dem Balkan gehört.

Umso besser wußte sein Vorgesetzter Bescheid.

Das war General Keatly, der „böse Geist".

Dr. Thurn hörte wie Scott sich am Telefon gegen die Auslieferungsbefehle sträubte. Er war ein Soldat, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte und sich dazu auch noch politische Vernunft bewahrt hatte, die damals den Politikern in London abhanden gekommen war.

Scott sagte dem Vorgesetzten in Triest, man könne diese Antikommunisten doch nicht den Henkern Titos ans Messer liefern.

Scott erzählte Thurn später: „Keatly hat mich angeschrien. ‚Zum Teufel mit ihnen. Sie haben mit den Nazis gekämpft, sie sollen mit ihnen verrecken.'"

Von Kommunismus hatte dieser General Keatly offenbar noch nichts gehört, sagte Dr. Thurn.

Die höheren Kommanden verliehen dem Auslieferungsbefehl Nachdruck, indem sie kurzerhand die Verpflegungssätze für die praktisch zum Tode verurteilten Gefangenen strichen.

Thurn: „Jetzt mußte man sie loswerden, bevor es zu Hungerexzessen kam."

Einige Zeit wußte man nicht, ob auch die Ungarn ausgeliefert werden sollten. Aber auf die war in Jalta glücklicherweise vergessen worden.

Scott war es freigestellt, ob er Kroaten und Slowenen an die Bulgaren oder an die Titopartisanen ausliefern wolle.

Die Bulgaren wollten plündern

Die Bulgaren lagen im Lavanttal und ihr Divisionskommandant war mit Scott aneinandergeraten, weil der Bulgare haben wollte, daß Wolfsberg drei Tage lang für seine Soldaten zur Plünderung freigegeben werde. Das sei so Brauch, hatte er gesagt.

Scott schien also von den Bulgaren nicht viel zu halten und so entschied er sich, die Jugoslawen im Raume Bleiburg samt Frauen und Kindern den Titopartisanen zu übergeben. Die Auslieferung vollzog sich dann noch vor dem britischen Ultimatum, das die Titopartisanen am 19. Mai zum Abzug aus Kärnten zwang.

Dr. Thurn: „Panzer fuhren auf. Britische Tiefflieger donnerten drohend über das Jauntal hinweg. Die Partisanen erhielten 24 Stunden Zeit zum Abzug."

Es ist jetzt wohl nicht mehr zu klären, warum die unglücklichen Domobrancen auf dem Viktringer Feld erst volle zehn Tage nach dem Abzug der Partisanen ans Messer geliefert wurden.

Dr. Thurn: „Es ist möglich, daß sie noch Verpflegungsvorräte mithatten, so daß die für sie zuständige britische Brigade die Auslieferung hinauszögern konnte."

Wer aber hatte dann die teuflische Täuschung für die Schlachtopfer ersonnen? Offiziell wurde den gläubigen jungen slowenischen Soldaten von den Briten mitgeteilt, sie würden in ein Lager nach Italien gebracht. Wurde die List in London ausgeheckt oder in Klagenfurt?

Die Amerikaner protestierten

Die Dokumente über die Vorgänge sind in England noch immer Staatsgeheimnis. Aber wie der Journalist E. Roth in der ersten Jännerwoche des Jahres 1984 berichtete, hat das Fernsehen des BBC erstmals Beweismaterial über dieses beschämende Kapitel der britischen Geschichte veröffentlicht.

BBC sprach von zehntausenden antikommunistischen Jugoslawen, darunter tausenden Frauen und Kindern, die aus dem Lager Viktring an die Grenze gebracht und ausgeliefert wurden. Es wurden außer den Domobranci auch noch zivile Flüchtlinge ausgeliefert.

Die BBC-Recherchen beweisen, daß die Auslieferung auf direkten Befehl des Feldmarschalls Harold Alexander und dessen politischen Beraters Sir Harold Macmillan geschah. Derselbe Macmillan, der 1952 konservativer Premierminister wurde.

Befehligt wurde die teuflische Aktion vom damals 31jährigen Brigadegeneral Toby Low, der später ebenfalls konservativer Unterhausabgeordneter wurde. Als Lord Aldington zog er 1962 ins Oberhaus ein. Der 69jährige Lord sagte in der Fernseh-Sendung: „Mein Befehl war, alle Jugoslawen auszuliefern."

Der BBC-Reporter zeigte einen vom Lord gezeichneten schriftlichen Befehl: „Alle Jugoslawen sind so schnell wie möglich den Titostreitkräften zu übergeben. Es darf ihnen nicht gesagt werden, wohin sie gebracht werden."

Aldington erinnerte sich, daß die Auslieferung in einem Abkommen mit einem hohen Tito-Offizier in Klagenfurt vorbereitet worden war.

Laut BBC habe der amerikanische politische Berater beim Hauptquartier der alliierten Streitkräfte im Mittelmeerraum, Alexander Kirk, gegen die Auslieferung protestiert und sie als Verletzung bestehender Abkommen bezeichnet.

Feldmarschall Alexander habe aber auf die Zustimmung seines politischen Beraters verwiesen und zu Kirk gesagt: „Wir wissen mehr über die Situation in Kärnten als die amerikanische Regierung."

Die Briten wußten tatsächlich mehr als die Amerikaner. Sie wußten schon am dritten Tag nach Beginn der Auslieferungsaktion durch entflohene Jugoslawen von Erschießungen jenseits der Grenze.

Doch diese Informationen wurden streng geheimgehalten und die Fütterung der kommunistischen Mordmaschine wurde eiskalt fortgesetzt.

Ehemalige britische Offiziere, die bei der schandvollen Beihilfe zum Massenmord beteiligt waren, sagten bei Interviews im Fernsehen: „Unser Befehl war, die gesamte Sache strengstens geheimzuhalten, und den Jugoslawen zu sagen, sie würden nach Italien geschickt, um dort ein neues Leben zu beginnen. Selbstverständlich wußten wir alle, daß das eine Lüge war. Wir britischen Soldaten sperrten diese vielen tausende jugoslawischen Flüchtlinge, Männer, Frauen und Kinder, eng zusammengepfercht in Viehwaggons und versteckten die bewaffneten jugoslawischen Partisanen, die erst in letzter Minute in diese Züge stiegen. Auch das Internationale Rote Kreuz wurde bewußt belogen."

Nach BBC soll die Auslieferung der Preis dafür gewesen sein, daß Tito seine Truppen aus Kärnten zurückzog. In Telegrammen zwischen Churchill und Truman sei vorher Besorgnis zum Ausdruck gebracht worden, es könnte in Kärnten zu einem Krieg zwischen Tito-Truppen und Einheiten der 7. Armee kommen.

Diese Ansicht über das Motiv der Auslieferung wird allerdings von Milovan Djilas widerlegt.

1979 schrieb der einstige Stellvertreter Titos in der britischen Zeitschrift „Encounter" über die Auslieferung der Jugoslawen wörtlich: „Um aufrichtig zu sein, wir verstanden überhaupt nicht, warum die Briten darauf bestanden, diese Leute zu uns zurückzuschicken. Es waren meist einfache Bauern. Sie hatten niemanden umgebracht. Ihr einziges Verbrechen war ihre Angst vor dem Kommunismus."

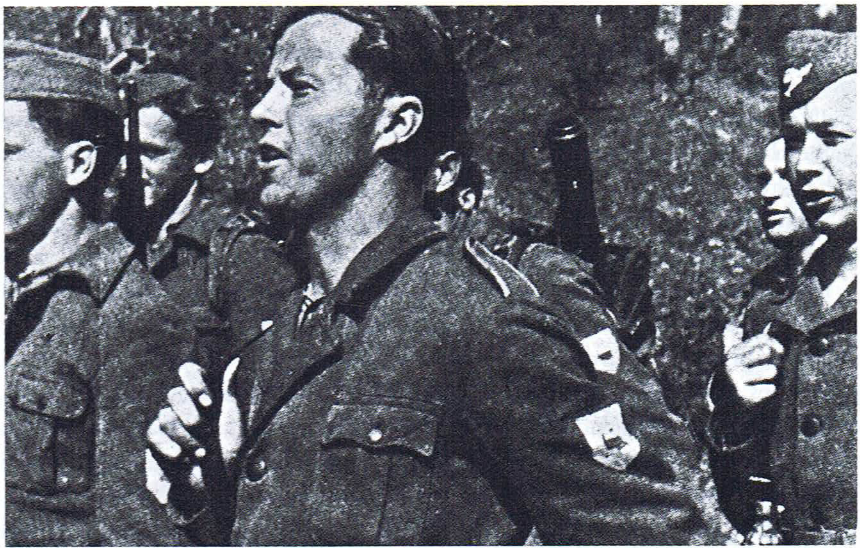
„Manche von uns fürchteten sogar, sie würden von den Briten für künftige Verwendung gegen uns angeworben werden. Nichts dergleichen, sie lieferten sie uns aus. Ihr Hauptmotiv war es, diese Jugoslawen einfach loszuwerden. Die Engländer machten etwas ganz Falsches, als sie diese Menschen über die Grenze schafften, so wie wir etwas Falsches taten, als wir sie alle erschossen."

Was hier vor den Toren Kärntens geschehen ist, war eines der großen und bisher ungesühnten Verbrechen der Menschheitsgeschichte.

Singend in den Tod

Pfarrer Josef Musger von Viktring hat die Tragödie der Auslieferung miterlebt: „Die jungen Leute", erinnert er sich, „waren guten Mutes. Man hatte ihnen gesagt, es ginge nach Italien, von dort aus könnten sie sich in Übersee eine neue Heimat suchen. Auf manchen Wagen fuhren die Domobranci singend aus dem Lager. Jauchzer ertönten und auch die zurückbleibenden Zivilisten winkten frohgemut."

Soweit der Pfarrer, der seine Erinnerungen auch in einer Schrift in slowenischer Sprache festgehalten hat.



Das Gesicht des slowenischen Landwehrmannes! Die jungen katholischen Idealisten wollten ihre Heimat vor dem atheistischen Kommunismus schützen. Ihr Kampfziel war die Wiederherstellung des Königreiches Jugoslawien.

Zu einer Verlegung von vier Regimentern gehörte selbstverständlich ein Vorkommando, und so ließen die Briten ein Vorkommando von 40 Mann zum „Quartiermachen in Italien" zusammenstellen und setzten es am 24. Mai in Marsch.

Niemand im Lager ahnte, daß das angebliche „Vorkommando" ins Verderben fuhr. In Rosenbach wurde es den Partisanen übergeben und später in der Gottschee erschossen.

Ein Vorkommando braucht natürlich Zeit, um für Quartiere zu sorgen. Um Unterkünfte zu errichten, braucht man Pioniere. Deshalb setzten die Briten am 27. Mai das 600 Mann starke technische Baon und als Ordnungskräfte eine Polizeiabteilung in Marsch. Auch dieses Detachement verschwand auf Nimmerwiedersehen im Karawankentunnel.

Nun war die Hauptmacht an der Reihe. Die Landwehr war in vier Regimenter gegliedert, jedes umfaßte rund 2500 Mann.

Für den 28. Mai erhielt das 4. Regiment den Marschbefehl; am 29. Mai das 3. Regiment und am 30. Mai wurde das 2. Regiment aufgerufen.

Es war immer dasselbe. Die Einheiten standen diszpliniert, noch immer geführt von ihren Offizieren, zum Abmarsch bereit.

Die britischen Lastwagen kamen, die Mannschaft stieg auf. Die Männer sangen und winkten den Zurückbleibenden zu. So ging es den ganzen Tag. Die Kolonnen fuhren entweder nach Maria Elend, nach Rosenbach oder auch nach Bleiburg.

Dort warteten die Partisanen.

Am 31. Mai sollte das 1. Regiment abtransportiert werden. Aber da waren nicht mehr 2000 Mann, sondern nur mehr 500. Es müssen also im Lager damals Zweifel über das Paradies von Italien aufgetaucht sein. Aber noch immer gab es Unentwegte, die den forschen, bestimmt auftretenden Briten Glauben schenkten.

So konnte also wahrhaftig am 31. Mai den Partisanen noch ein letzter Transport übergeben werden.

Es erscheint heute schier unglaublich, daß die Briten das schaurige Spiel so viele Tage lang fortsetzen konnten, ohne daß die Betroffenen im Viktringer Lager mißtrauisch wurden.

Aber es gab damals weder einen regelmäßigen Verkehr noch eine Nachrichtenverbindung. Niemand konnte der Besatzungsmacht in die Karten schauen.

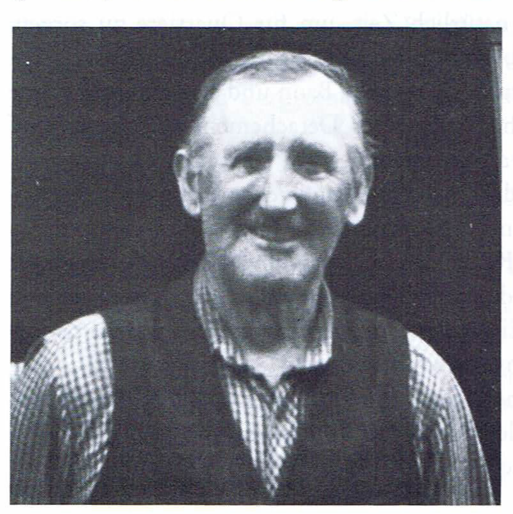
Der spätere Landtagsabgeordnete Albin Petschnig, der mutige Vertreter der Kärntner Windischen, war damals in den Maitagen schon in Maria Elend.

Er sagte: „Wir sahen natürlich, daß die Briten tagelang Kolonnen mit slowenischen Soldaten und Zivilisten brachten und sie in improvisierte ‚Lager' sperrten und dort bewachten, bis sie verladen wurden. Wir sahen auch die Partisanen. Aber wir dachten, die Landwehrleute würden — wie es damals hieß — ‚repatriiert'.

Was mit den ‚Repatriierten' geschehen war, erfuhren wir erst viel später. Da waren die Gefangenen, die wir gesehen hatten, schon tot."

Überlebende berichten:

Was sich auf den Bahnhöfen Maria Elend und Rosenbach abspielte, weiß die Nachwelt aus Berichten von Gefangenen, die auf dem Transport von Assling (Jesenice) zu den Hinrichtungsstätten entkommen waren.



Der ehemalige windische Abgeordnete des Kärntner Grenzlandes, Albin Petschnig. Er hatte in Maria Elend, auf seinem Hof, die Auslieferung der slowenischen Landwehr als Augenzeuge miterlebt.

Photo: W. Lakomy

Im Jahre 1968 erschien in Buenos Aires ein Dokumentarwerk „V Rogu ležimo pobiti“ — „Im Hornwald liegen wir erschlagen“. In diesem Werk sind ihre Aussagen veröffentlicht. Namen sind mit Rücksicht auf die in Jugoslawien lebenden Verwandten nicht genannt.

Ein Angehöriger der Polizei, die am 27. Mai zusammen mit den Pionieren verladen worden war, berichtet:

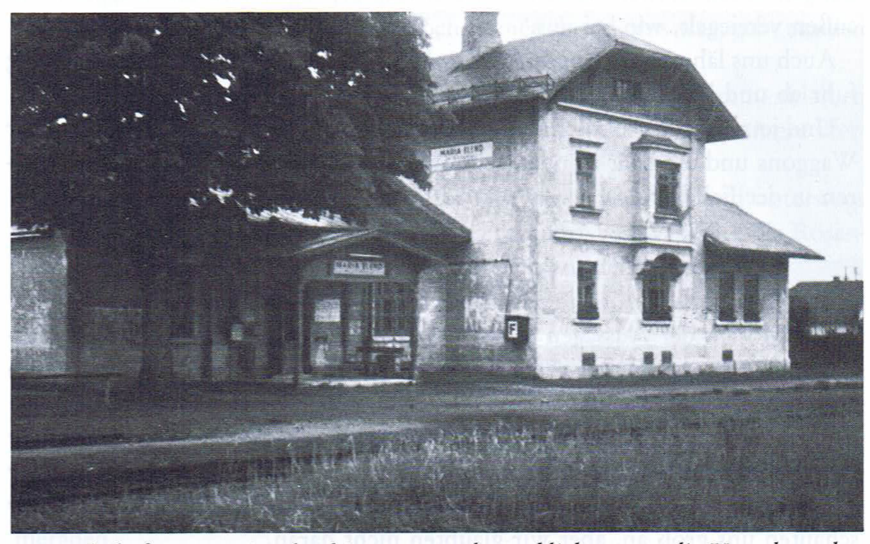
„Um 8 Uhr früh bestiegen wir die LKW. Den britischen Bewachern ging es nicht schnell genug, sie stießen uns mit Puffen auf die Wagen. Unser Oberst Franz Krener protestierte gegen das Verhalten der Engländer. Daraufhin wurden sie höflicher. Wir waren aber trotz der Zwischenfälle guten Mutes. Nichts wie weiter — nur ab nach Italien.

Mit LKW ging es nach Süden. Das machte einige von uns stutzig. Aber andere hatten von den Briten gehört, daß die Strecke Klagenfurt-Villach nicht benutzt werden könne, man müsse deshalb durch das Rosental.

Also kamen wir noch unbesorgt nach Rosenbach. Dort lag vor dem Bahnhof eine große umzäunte Wiese. Auf ihr mußten wir antreten und wurden stundenlang ‚gefilzt‘; man suchte nach Waffen.

Dann bestiegen wir den bereitstehenden langen Zug. Die Offiziere in Personenwagen, die Mannschaften in Güterwaggons.

Plötzlich gab es einen Wirbel am Anfang des Zuges. Ein Maschinengewehr begann zu feuern, wir sahen, wie Gefangene mit vorgehaltenen schußbereiten



Der Bahnhof von Maria Elend ist unverändert geblieben, nur die Umgebung hat sich verändert. Hier standen die Züge für die Domobranci bereit. Von hier aus traten sie ihre Todesfahrt durch den Karawankentunnel an.

Photo: Dr. W. Lakomy

Gewehren und auch mit Kolbenhieben gezwungen wurden, in die Waggons zu klettern. Was geschehen war, sprach sich dann in Windeseile von Waggon zu Waggon herum.

Die Tschetniks hatten revoltiert.

Da war nämlich bei unserem Transport eine Einheit von etwa 200 königstreuen Serben. Sie waren auf abenteuerliche Weise nach Kärnten gelangt und waren erst am 24. Mai in das Lager Viktring gekommen.

Sie glaubten, sie hätten es geschafft, sie wähnten sich in britischer Obhut endlich in Sicherheit. Auch ihnen hatte man gesagt, es ginge nach Italien. Aber als sie in Rosenbach in die Waggons steigen sollten, gab es ein paar Neugierige, die den Lokführer fragten: ‚Wohin geht denn die Fahrt?' ‚Nach Ljubljana', sagte der arglos. Die Tschetniks begriffen sofort. Sie brüllten auf vor Zorn. Aber auch die Briten schienen blitzschnell die Lage begriffen zu haben. Sie eröffneten sofort das Feuer auf die Leute, die zu flüchten versuchten. Was zwecklos war, denn die Briten hatten den Zug vorsorglich umstellt, sogar Tanks standen bereit. Nur fünf Tschetniks sollen entkommen sein. Von ihnen dürfte auch die Nachricht vom tückischen Vorhaben der Briten ins Lager Viktring gelangt sein — entweder direkt oder über die Bevölkerung.

Für die Masse der slowenischen Landwehr kam die Warnung zu spät.

Der slowenische Polizist, der die Revolte am Bahnhof Rosenbach miterlebt hatte, berichtet in seiner Aussage: ‚Die Tschetniks wurden unter den Mündungen schußbereiter Gewehre in den Zug geprügelt und die Waggons von außen verriegelt, wie bei uns.'

Auch uns lähmte die Angst. Aber noch sahen wir keine Partisanen. Der Zug fuhr ab und hielt vor dem Tunnel.

Und jetzt waren plötzlich die Partisanen da! Sie waren auf den Dächern der Waggons und ein paar standen schußbereit zwischen den Waggons. Wir waren in der Falle."

Das tödliche Vertrauen

Das Mosaik der Aussagen ergibt das Bild einer schier unglaublichen Gutgläubigkeit in den Reihen der todgeweihten slowenischen „Heimwehr". Sie glaubten den Briten auch dann noch, als sie vor ihnen gewarnt wurden.

So sagte einer der Slowenen, der am 28. Mai ausgeliefert worden war: „Wir fuhren über die Hollenburger Brücke und dann nach Westen. Ein Kärntner Zivilist rief uns die Warnung zu, daß die Briten uns ausliefern würden. Wir schauten uns groß an, aber wir glaubten nicht daran."

„In Rosenbach", so berichtet der Überlebende weiter, „nahmen uns die Briten unser Gepäck ab und sagten beruhigend, dieses würde dem Transport nach Italien nachgeschickt werden."

Die Ausgeplünderten waren aber selbst dann noch arglos, als bei diesem Transport die Partisanen schon auf dem Bahnhof auftauchten.

„Eine Kompanie von etwa 60 Partisanen marschierte den Zug entlang und teilte sich dann auf die Waggons auf. Uns wurde von den Briten gesagt, die Partisanen würden unseren Transport nur bis zur italienischen Grenze eskortieren, als Schutzbedeckung sozusagen.

Wir waren immer noch überzeugt, unter britischem Schutz zu stehen, als wir die Waggons bestiegen, die sofort von draußen verriegelt wurden. Durch die Briten.

Schon auf der Fahrt zum Tunnel aber stürzten sich die Partisanen auf uns, schlugen auf uns ein und raubten uns das Letzte, was uns die Briten am Leib gelassen hatten. Den Frauen nahmen sie die Kleider weg."

Das Ausplündern gehörte zur „Übergabezeremonie". Ein Überlebender, der am 29. Mai ins Verhängnis fuhr, sagte aus: „Die Partisanen nahmen uns sogar die Schuhe weg. Vorher wollten uns in Maria Elend schon die Briten ausplündern, aber unser Oberleutnant Mehle protestierte energisch bei einem britischen Offizier. Und der schritt tatsächlich ein. Wir bekamen unsere Sachen wieder zurück. Eine Stunde später raubten uns die Partisanen aus."

Ein „gemütliches" Gespräch

Daß man am 29. Mai in Viktring noch immer ahnungslos war, geht aus den Aussagen eines slowenischen Artilleristen hervor:

„Die Briten sagten uns, daß wir in Italien als Abteilung beisammenbleiben und wieder Geschütze erhalten würden. Deshalb sollten wir auch unsere Pferde mitnehmen.

Tatsächlich wurden unsere Pferde auf Lastwagen verladen und unterwegs fingen wir sogar noch Pferde ein. Unser Transport von Viktring bis Rosenbach dauerte deshalb acht Stunden. Wir sangen auf den Wagen."

Die Briten hatten also einen neuen Trick ersonnen, um allenfalls aufflammendes Mißtrauen zu zerstreuen.

Auch in Rosenbach versuchte man es am 29. Mai mit einer anderen Methode der Täuschung. Der Artillerist berichtet:

„Wir wunderten uns zwar über die britischen Tanks und die schwerbewaffneten Briten und machten darüber Witze: ‚Die werden uns doch nicht bewachen, um uns vor der Flucht nach Jugoslawien abzuhalten', spöttelten die Kameraden.

Wir saßen im Gras, da rollte vom Tunnel her ein Zug heran. Heraus sprangen Partisanen.

Wir fuhren zuerst entsetzt hoch und verfluchten die Briten, aber unsere Of-

fiziere glaubten immer noch nicht an Betrug, die hielten die Briten für Gentlemen.

Unsere Offiziere beruhigten uns, wir seien im Grenzgebiet und da sei das Auftreten von Partisanen noch kein Grund zur Panik. Tatsächlich gesellten sich die Soldaten Titos scheinbar neugierig zu uns und es entwickelten sich fast gemütliche Gespräche. Unsere ehemaligen Gegner fragten uns z. B. nach unseren Truppenkörpern und nach unserer Herkunft und wir fragten u. a., was sie hier in Rosenbach machen würden. ‚Ach', sagten sie, ‚wir fahren wieder nach Jugoslawien zurück'. Einer von uns sagte: ‚Wir werden auch wieder heimkommen, aber mit einer königlichen Armee.'

Plötzlich machten die Briten dem Kontakt ein jähes Ende. Sie schrien ‚Lasten abnehmen'. Wir hatten unsere Pferde noch bepackt und wir beeilten uns, dem Befehl nachzukommen, denn je schneller wir auf unserem Zug nach Italien sein würden, desto schneller würden wir aus dem unheimlichen Bereich der Partisanen kommen. Die Briten brüllten: ‚Schnell, schnell.'

Sie hatten es so eilig, daß sie uns mit brutalen Püffen zum raschen Verladen antrieben. Dann waren wir in den Waggons. Briten und Partisanen verschlossen sie gemeinsam. Die Partisanen kletterten auf die Waggondächer. Als der Zug anfuhr, schrie einer der Partisanen: ‚Ihr weißen Hunde . . ., jetzt haben wir euch'."



Der Rosenbachtunnel der Eisenbahn sah die Tragödie der slowenischen Heimwehrleute und der ausgelieferten Frauen. Unmittelbar rechts des Eisenbahntunnels befindet sich heute auch das Portal des Autobahntunnels.

Für die blutjungen Domobranci kam die Hölle auf Erden erst nach dem Krieg.

Die Domobranci, die sich im unbeirrbaren Glauben an die Fairneß der Briten in Rosenbach und in Maria Elend wie Schlachtvieh verladen ließen, waren schon Todeskandidaten, als sie durch den Tunnel rollten. Aber vor dem schrecklichen Sterben hatten sie noch Tage der Folter vor sich.

Die Nachwelt weiß einige Einzelheiten durch die Aussagen der wenigen, denen damals die Flucht gelang.

Es gab in Aßling Selbstmorde und Verzweiflungsakte. Ein Domobrance, der noch eine Pistole besaß, erschoß zwei Partisanen, die ihn geschlagen hatten. Alle Insassen des Wagens wurden auf der Stelle massakriert.

Die Gefangenen wurden zunächst in Lager und Gefängnisse im Raum Laibach, Škofja Loka und Radovljica gebracht. Uniformen wurden ihnen abgenommen, dafür erhielten sie für das Massengrab verlauste Partisanenkleider.

Dienstgrade, Funktionäre der Katholischen Aktion und Geistliche wurden blutig geschlagen und mußten dann das Blut vom Boden auflecken. Sie wurden mit Stacheldraht gefesselt, es wurden ihnen die Zähne eingeschlagen. Manche wurden so an Ringe gehängt, daß sie weder stehen noch sitzen konnten. Zu essen und trinken bekamen die Gefangenen nichts. Ihre Zungen wurden trocken und steif.

Erste Massenerschießungen setzten schon in den letzten Maitagen in St. Veit bei Laibach, Skofja Loka und Radovljica ein.

Domobranci, aber auch Verwundete, die in den Lazaretten zurückgeblieben waren, wurden zum „Brezarjevo brezno" am Oberlauf der Glinščica gebracht, dort erschossen und in die Schlucht geworfen.

Wie der ehemalige UDBA-Funktionär Slavko Milavec später enthüllte, sollen dort mehr als 1000 Menschen liquidiert worden sein. Am 10. Juni wurden die oberen Ränder des Abgrundes gesprengt und mit Betonplatten verschlossen.

Nach schweren Regengüssen hob aber das aufgestaute Wasser zusammen mit den Gasen der Verwesung die Betonplatten, so daß sie zersprangen. Das Wasser der Glinščica vergiftete mit Leichengift die Brunnen für Mensch und Tier. Vergiftungserscheinungen traten auf. Das Stadtphysikat stellte die Quelle der Vergiftung fest und verfügte den Abtransport der Leichenmassen.

Gefangene, Domobranci und deutsche Kriegsgefangene, mußten die verwesenden Körper mit bloßen Händen aus der Schlucht holen und auf Lastwagen verladen, die die Leichen nach Toško čelo brachten. In Stranska vas, das in der Nähe der Schächte liegt, war der Leichengeruch in jenen Tagen so unerträg-

lich, daß die Menschen die Fenster schlossen und sich nur in den Häusern aufhielten.

Die Gefangenen, die die grausige Umbettung durchgeführt hatten, wurden erschossen. Nur Tote schweigen. Ein grausiger Partisanenwitz: Sie hatten für diese geheime Aktion „Freiwillige für eine besondere Arbeit" gesucht.

„Nach Kärnten kommen wir wieder"

Neben der Schilderung der Qualen und Mißhandlungen sind in den Berichten Überlebender zwei Bemerkungen interessant. Es wird festgestellt, daß die kroatischen und serbischen Bewacher der Domobranci weit weniger blutgierig und grausam waren, als die slowenischen Landsleute mit dem Titostern.

Ein Flüchtling erinnert sich an einen Partisanenmajor, der zu den Gefangenen mit der Hundspeitsche kam und sagte: „Ihr Hunde, die Engländer haben Euch recht schön an der Nase herumgeführt. Wir werden alle Reaktionäre vernichten."

Und in einem anderen Zusammenhang sagte er dann: „Früher oder später, nach Kärnten kommen wir wieder zurück."

Die Todeslager in Oberkrain waren nur die Vorreiter der Apokalypse im Hornwald in der Gottschee. Dort starb der größte Teil der Landwehrleute, die die Briten ausgeliefert hatten, dazu noch Tausende und Abertausende andere Gegner der kommunistischen Revolution.

Was dort im einzelnen vor sich ging, wird wohl nie mehr ganz aufgehellt werden können. Die Henker, die am Massenmord beteiligt waren, schweigen, und ihre Opfer sind stumm.

Umso mehr Bedeutung kommt vor der Geschichte dem Zeugnis jener Menschen zu, die durch ein Wunder überlebten und sich fast 30 Jahre später in Buenos Aires in der Dokumentation „V Rogu ležimo pobiti" zu Wort melden konnten.

Durch sie erfährt die Nachwelt Einzelheiten über den Transport und den Hergang der Schlächterei. Es erfolgten sieben Eisenbahntransporte, jede Garnitur hatte rund 50 Waggons. In jedem Waggon mehr als 50 Gefangene, unter ihnen viele Frauen, die das grauenvollste Schicksal zu tragen hatten.

Ein Flüchtling berichtet, daß sein Transportzug auf der 70 km langen Strecke Laibach—Gottschee (Kočevje) streckenweise nur im Schritt gefahren sei. Es gab Waggons, deren Türen zu öffnen waren. Trotzdem wagten nur wenige Todgeweihte die Flucht.

Dies ist erstens auf die Apathie zurückzuführen, die der Durst und die körperliche Schwäche zur Folge hatte. Dann aber mag auch das teuflische Ge-

rücht eine Rolle gespielt haben, das die Partisanen aussprengten, um Massenfluchtversuchen vorzubeugen:

Sie bildeten unter den Gefangenen zum Schein Arbeitskompanien und stellten einen Arbeitseinsatz zur „Wiedergutmachung" und „Umerziehung" in Aussicht.

Die Masse der Gefangenen fiel auf diese Finte herein und zog einen harten Arbeitseinsatz im Sklavenlager dem Risiko der Flucht vor.

Es war so wie im Lager Viktring und in Rosenbach: Nur ganz wenige hatten Kraft und Entschlossenheit, sich gegen das scheinbar unentrinnbare Schicksal aufzulehnen. Nur wenige beurteilten ihre Lage richtig, und von diesen wenigen hatten wieder nur einzelne Glück und kamen durch.

So brachten die Mörder ihre Opfer ohne Schwierigkeiten an den Zielbahnhof in der Gottschee. Dort wurden sie auf Lastwagen verladen und nach Stara Žaga gebracht.

Hier wurden sie dann gruppenweise zur „Arbeit" gebracht, zu den Hinrichtungsstätten, den tiefen Schächten, die im Felsboden des Hornwaldes klaffen.

Der Schauplatz der Tragödie

Der Hornwald ist ein tief bewaldeter Höhenzug im Osten der einstigen, 600 Jahre alten deutschen Sprachinsel Gottschee, 75 km südlich von Laibach. Das Land ist heute entvölkert, in den Wäldern hausen die Bären. In seinem Buch „Gottschee — Verlorene Heimat deutscher Waldbauern" schreibt Herbert Otterstädt:

„Bis zum Kriegsende und auch danach noch begannen die Slowenen und Partisanen aller Richtungen und Weltanschauungen, eigenes Gericht zu halten, zerstörten weiter und lieferten sich gegenseitig an Galgen und Messer. Etwa h u n d e r t t a u s e n d Slowenen kamen dabei um. Viele wurden der Kollaboration bezichtigt. Bei dieser Gelegenheit räumten die einen mit den anderen auf, und so mancher eingefleischte Hasser der Gottscheer fand ein vorzeitiges Ende. Der Hornwald spielte in jenen apokalyptischen Wochen eine grauenvolle Rolle. Tausende von Slowenen und auch Deutsche wurden auf Lastwagen, mit Draht aneinandergebunden, von überall her in den Hornwald transportiert und dort mit Maschinengewehren zusammengeschossen. Ein unendliches Massengrab tat sich auf, und lange Zeit wurde das Gebiet wegen seines pestilenzartigen Leichengeruches gemieden. Bei Hohenegg und im Hinterland waren zwei große Konzentrationslager eingerichtet. Die Rinse rings um Gottschee wurde zeitweilig zum gefährlichen Typhusherd."



Eine der vielen verlassenen Zisternen im entvölkerten Hornwald in der Gottschee. Die Schächte im Hornwald und die Zisternen wurden zum Grab für viele Tausende. Die Schächte wurden zugemauert. Die Spuren des Massenmordes getilgt.

Tage des Grauens

Merkwürdigerweise schien es für die Durchführung des Massakers selbst keine einheitlichen Befehle gegeben zu haben. Einheitlich war nur die Beschaffenheit der Massengräber: tiefe, breite Naturschächte. Die Prozedur der Henkerarbeit aber hatte man den verschiedenen Kommandanten überlassen.

Bei einer Grube mußten die Delinquenten in Hockstellung an derem Rande die tödlichen Schüsse erwarten, anderswo wurden sie stehend erschossen. In einem Fall hatte ein Henker-Capo einen besonderen Einfall:

Eine Gruppe wurde gefesselt so zusammengebunden, daß sie sich als Klumpen nur mit ganz kleinen Schritten zum Rand der Grube begeben konnte.

Dort angelangt, ratterten die Maschinenpistolen, die zusammengebundene Schar fiel wie ein Klotz in die Tiefe. Glück hatten diejenigen, die bei diesem letzten Gang schon ohnmächtig waren.

Das war nämlich eine einheitliche Maßnahme. Die Folter vor der Hinrichtung. Die Art war verschieden. Die einen mußten mit nacktem Oberkörper

Spießrutenlaufen, wobei die Partisanen mit Knüppeln auf sie einschlugen. Ohnmächtige mußten dann von den Todeskandidaten mitgeschleppt werden. Leute, die Goldzähne trugen, wurden erschlagen und dann gesondert in den Schacht geworfen.

Einer, dem durch Zusammentreffen glücklicher Umstände auf geradezu unwahrscheinliche Weise die Flucht gelang, berichtet:

„Wir sahen die Grube. Die Hände wurden uns mit Draht an den Rücken gebunden. Die Kameraden mußten an den Rand des Schachtes treten, und dann knallte es. Es war wie auf dem Schießstand.

Merkwürdigerweise lag da ein Berg von Rosenkränzen und Medaillons. Die Partisanen sahen aus wie Metzger. Ich glaube, es war das am 2. Juni 1945, sehr früh am Morgen. Wir in den hinteren Reihen mußten zusehen, wie Rotte an Rotte an den Rand des Massengrabes trat und dann mit den Kugeln im Nacken und im Rücken in die Tiefe fiel.

Als ich dran war, brach ich fünf Meter vor der Grube aus, sprang den mit gesenktem Lauf dastehenden Posten an und stürmte in den Wald. ‚Faß ihn', hörte ich noch den Schrei eines Serben hinter mir."

Flucht zu den Toten

Sorglosigkeit in der Postenkette der Schlächterkommandos hatte diesem Mutigen zur Flucht verholfen. Er dürfte sicher der Letzte gewesen sein, der sich auf diese Weise der Vernichtung entziehen konnte.

Ein anderer rettete sich, indem er selbst in das Massengrab sprang.

Er berichtet in der Dokumentation, daß die Domobranci auf dem Weg zur Hinrichtung Lieder singen mußten, die die Partisanen wünschten. Die Todgeweihten sangen verzweifelt, und die Henker johlten vor Vergnügen.

Dann fiel es ihnen wieder ein, auf die Gefangenen einzuschlagen und auf sie einzustechen. Ohnmächtige und Verletzte mußten die Kameraden zur Liquidierung mitschleppen.

„Als wir zur Grube kamen", berichtet der Augenzeuge, „waren wir alle zusammengeschlagen und blutüberströmt. Die Hände wurden uns auf den Rücken gebunden, und dann mußten wir rottenweise zur Grube laufen. Dort schossen die Partisanen die Opfer so zusammen, daß sie in die Grube stürzten.

Als ich dran war, stürzte vor mir einer am Rand der Grube zusammen und ich sprang jählings in hohem Bogen über ihn hinweg ins Leere. Ich hörte noch Schreie und Schüsse, dann schlug ich hart auf Menschenleiber auf. Ich lag auf einem riesigen Haufen blutiger Körper, in dem aber noch Leben war.

Ich hörte Wimmern und Stöhnen.

Immer neue Opfer fielen wie schwere Säcke herunter. Ich erstickte fast im süßlichen Blut. Grauenhafte Angst überfiel mich. Ich schrie zu den Partisanen hinauf, sie möchten mich doch erschießen und nicht länger quälen.

Jetzt schrien auch andere und bettelten um einen Gnadenschuß. Ich wußte plötzlich, daß ich an Hunger und Durst in der Grube sterben müsse, und ich schrie wieder, sie sollten mich töten. Als Antwort klatschten unentwegt neue Körper auf den Berg von Toten und Verwundeten.

Einer rief mir etwas zu. Ich sah den Mann, seine Wange war total zerschossen. Ich war bis zur Brust von Leichen eingemauert. Wir versuchten beide, uns freizumachen und zum Rand der Grube zu gelangen.

Aber jetzt schossen die Partisanen Dauerfeuer auf uns herunter, und dann explodierten Handgranaten.

Im Feuer flammte unser Lebenswille wieder auf. In einer Nische der Felswand fanden wir Schutz vor den Kugeln.

Ich biß meinem Kameraden die Fesseln durch, und dann befreite er mich. Ich war in Blut gebadet, aber unverletzt.

Es ‚regnete' ununterbrochen Tote und Lebende herab. Neben mir klatschte einer mit einem Halsschuß auf. Er war bei vollem Bewußtsein.

Im Berg der Erschossenen hörte das Stöhnen nicht auf. Dann begann irgend einer zu beten. Er betete für die Feinde. Wirre Gebete — und dann sang er lateinisch. Es muß ein Priester gewesen sein.

Als es Nacht wurde, waren wir an die zehn Todeskandidaten, die noch lebten."

Blutdunst und Leichengestank

„Als die grauenhafte Nacht vergangen war, begann oben wieder das monotone Rattern der Maschinenpistolen. Der Leichenberg wuchs weiter. Ich begann kriechend einen Ausweg aus der Grube zu suchen. Ein Spalt im Felsen bot sich an. Er wurde immer breiter. Aber die Spalten verästelten sich und bildeten bald ein Labyrinth, in dem wir jede Orientierung verloren.

Auch hier im schützenden Dunkel lauerte auf uns der Hungertod. Wir krochen zurück. Aber im Spalt fanden wir einen Tropfstein, an den wir gierig unsere verdorrten Lippen pressen konnten.

Ein neuer Morgen dämmerte, und wieder fielen Domobranci in die Grube. Fast regelmäßig, jede Minute mindestens zehn. Es knallte oben so regelmäßig wie auf einem Schießstand.

Aus dem Leichenhaufen dampfte schwüler Blutdunst und grausiger Leichengestank. Wir rissen Fetzen von Unterhosen und tränkten sie mit unserem

Harn. Diese Fetzen hielten wir schützend vor Mund und Nase. Aber der Pestilenzgeruch wurde immer unerträglicher.

Am dritten Tag suchten wir neuerlich im Labyrinth einen Fluchtweg. Wir fanden keinen. Es waren fünf oder sechs, die noch immer lebten.

Am vierten Tag hörte oben das Maschinpistolenfeuer auf, und wir glaubten schon, die Partisanen seien abgezogen. Es klatschten keine Körper mehr in den Schacht.

Als es dunkel wurde, kroch einer von uns eine steile, schmale Rinne an der Felswand empor. Er kam glücklich hinauf. Aber dann fragte oben eine barsche Stimme: ‚Bist du Rupnik- oder ein Nedić-Mann?'

‚Domobranec', sagte unser Kamerad.

Zehn Minuten später flog er herunter. Sie hatten ihn buchstäblich zerfleischt."

„Am nächsten Tag hörten wir oben Bohrgeräusche. Dann erschütterten furchtbare Detonationen unseren Leichensilo. Die Erde bebte. Felsmassen donnerten herab. Rauch hüllte uns in undurchdringliche Dunkelheit. Dann wurde Kalk herabgeworfen, und der Kalkstaub würgte mich so, daß ich das Bewußtsein verlor.

Das war das Ende des vierten Tages in der Hölle.

Als ich zu mir kam, war Stille um mich. Der Gefährte, der vor der Sprengung neben mir gelegen war, rührte sich nicht mehr. Es war ein Domobranec, der gar nicht in Kärnten gewesen war. Er hatte sich im Bewußtsein seines reinen Gewissens den Partisanen selbst gestellt. Jetzt war er tot. Nur einer hatte außer mir die Sprengung überlebt."

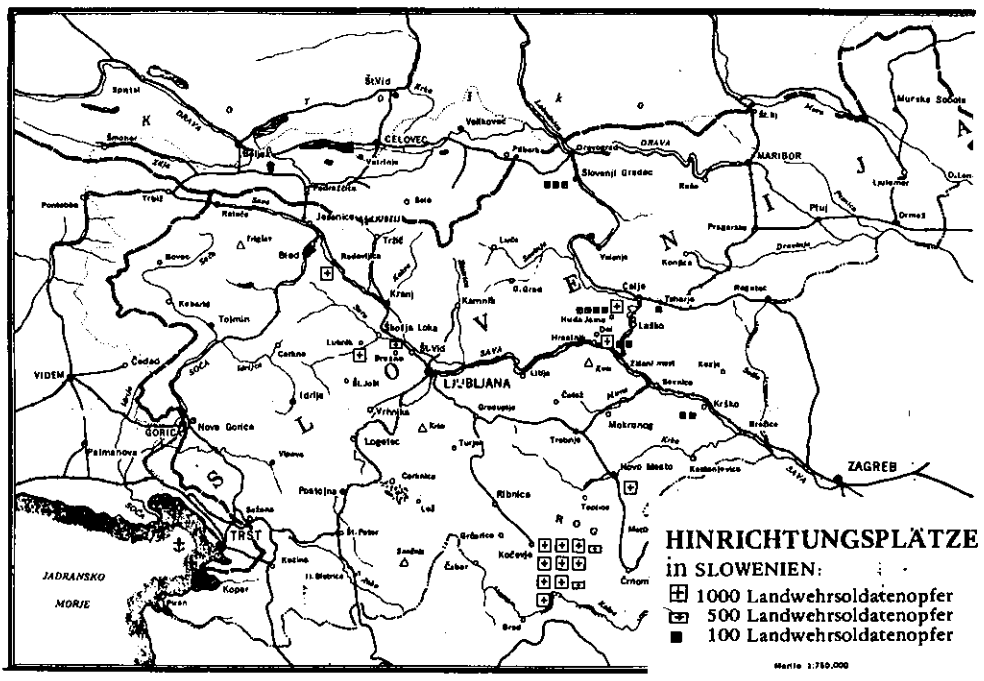
„Für alle Zeiten Schluß"

Der Domobranec berichtet dann, wie die beiden letzten Überlebenden übereinkamen, das Fleisch eines Toten zu essen, um bei Kräften zu bleiben. „Es schmeckte fett, schwammig und unsäglich fad." Er habe nur zwei Stückchen essen können, der Kamerad habe fünf oder sechs hinuntergewürgt.

Dann sei ihnen in ihrem rasenden Durst der Gedanke gekommen, einen noch Lebenden zu suchen, um ihm das Blut aus dem Herzen zu saugen. Aber sie fanden keinen, der noch warm war.

Am Ende des fünften Tages gelang es ihm, mit Hilfe einer fünf bis sechs Meter langen Buchenstange, die die Explosion in die Grube geschleudert hatte, auf abenteuerliche Weise aus dem Massengrab zu entkommen. Die geglückte Flucht der „lebenden Leiche" war ein Wunder.

Die Naturschächte wurden nach dem Massaker durchwegs gesprengt. Verschiedentlich wurde Naphta oder Benzin auf die Leichen geschüttet und ange-



Die Hinrichtungsplätze der slowenischen Landwehr in Slowenien. Aus „Integral"

zündet. Trotzdem machte der Leichengeruch noch lange den Hornwald zu einer gemiedenen Region.

Die Dokumentation nennt die Namen der Überlebenden nicht. Das ist nur zu verständlich. Auch in Kärnten wollten ehemalige Domobranci nicht aussagen. Ihnen sitzt noch die Angst im Nacken.

Aber die Aussagen der Dokumentation über den Umfang des Massakers bestätigt kein Geringerer als Titos einstiger Stellvertreter, Milovan Djilas.

In seinem Buch der Partisanen schrieb er: „Mit den Deutschen kapitulierten auch jene Gegner, die ihr Schicksal mit den faschistischen Mächten verknüpft hatten. Sie wurden alle niedergemacht."

„Wie viele waren es?" fragt Djilas und bekennt: „Ich glaube, das weiß niemand genau, und man wird es auch niemals erfahren. Tschetniks, Ustascha und Domobranci wurden separat niedergemacht, jede Gruppe in dem Gebiet, in dem sie gefangengenommen wurde ... Im slowenischen Zentralkomitee beklagte man sich ein, zwei Jahre später, man habe mit den Bauern aus einer dieser Gegenden Unannehmlichkeiten gehabt. Die unterirdischen Karstflüsse hätten Leichen an die Erdoberfläche geschwemmt.

Erzählt wurde auch folgendes: In seichten Massengräbern verwesend, seien die Leichenhaufen derart aufgequollen, daß es aussah, als ob die Erde atmen würde."

„Wer hat den Befehl zu dieser Ausmerzung unterzeichnet?" fragt Djilas. „Ich weiß es nicht. Ich nehme an, daß es einen schriftlichen Befehl auch gar nicht gegeben hat. Nach unserer Struktur und Hierarchie hätte niemand so etwas ohne Zustimmung der Spitze ausführen können." Er zitiert dann Tito: „Es war besser, einmal und für alle Zeiten Schluß zu machen. Erst gegen Ende 1945 habe Tito auf einer Sitzung des ZK ausgerufen, nun reiche es aber mit diesen Todesurteilen und mit dem Töten."

An anderer Stelle schreibt Djilas, es sei in dem Chaos unmöglich gewesen, die Fälle von zehntausenden Menschen zu untersuchen. Daher sei es am einfachsten gewesen, sie alle zu erschießen.

Was hier vor den Toren Kärntens geschehen ist, war eines der großen und bisher ungesühnten Verbrechen der Menschheitsgeschichte.

Schaurige Entdeckung am Christtag

Ein Kriegsgefangener aus Österreich, der mit eigenen Augen Spuren des epochalen Massenmordes im Hornwald gesehen und trotzdem überlebt hatte, ist Bürgermeister von Lienz und Nationalratsabgeordneter Hubert Huber.

Er war am 12. Mai 1945 bei Bleiburg in Gefangenschaft geraten, weil die Briten auch Österreicher nicht nach Österreich ließen, sondern sie den Titopartisanen überantworteten.

Am 6. Dezember 1945 wurde Huber mit 20 Kameraden aus dem Lager in Laibach, das „Choleraspital" hieß, nach Gottschee gebracht.

„Niemand kann sich unseren Zustand vorstellen", berichtet der Abgeordnete. „Man hatte uns bei der Gefangennahme alles abgenommen. Es war eiskalt, der Schnee lag hoch und wir hatten nur Lumpen an, keine Schuhe. Um die Füße hatten wir Fetzen gewickelt, die wir mit Draht zusammenbanden. Keiner hatte einen Mantel. Ich trug den zerschlissenen Rock eines toten Domobrancen auf bloßem Oberkörper. Ich hatte kein Hemd. Es ist unfaßbar, was der Mensch aushalten kann. Halbnackt mußten wir, wandelnde Gerippe, erst etwa 18 km lang einen Weg in den Hornwald schaufeln. Und dazu gab man uns keine Schaufeln, sondern die für diese Arbeit ungeeigneten Spaten des RAD.

Nach vielen Tagen waren wir an dem Platz, wo wir Holz fällen sollten. Aus Reisig bauten wir einen Unterstand, und auf Reisig schliefen wir, mit einer einzigen dünnen Decke gegen das Erfrieren „geschützt".

Als Verpflegung gab es einmal im Tag eine Wassersuppe, die eiskalt war. Der Hunger wühlte in den Eingeweiden. Die Läuse zerfraßen uns.

Am Christtag 1945 sah ich beim Wasserholen eine Hundespur. Die Phantasie des Hungernden zauberte in mir sofort die Hoffnung auf Knochen eines

Wildes wach, das der Hund gerissen haben könnte. Aus Knochen kann man sich eine wunderbare Suppe kochen. Ein rettendes Geschenk, fuhr es mir durch den Sinn . . ."

Huber stieß wirklich auf Knochen. Es waren nicht Überreste eines Wildes. Es waren menschliche Knochen, Skelettreste zuhauf. Er war offenbar auf einen ursprünglich nur mit Erde zugedeckten Schacht gestoßen, der wohl bis zum Grund mit Leichen gefüllt war.

Der Gefangene erschrak zu Tode. Nur flüsternd erzählte er seinen Kameraden von der Entdeckung. Diese fanden später, unbemerkt von der Bewachung, noch andere Spuren des gigantischen Mordens im Hornwald. Sie schwiegen ängstlich darüber, sie wagten kaum unter sich davon zu sprechen.

Huber: „Wir wußten, wenn die Posten etwas von unseren Entdeckungen bemerkt hätten, es hätte keiner von uns die Heimat wiedergesehen. Wir wären sofort erschossen worden."

In der Tat: Keiner von den Kriegsgefangenen, die zum Leichentransport oder zum Vergraben eingesetzt waren, kam damals mit dem Leben davon. Die Zeugen mußten sterben.

Die Folterkammer in Wolfsberg

So großzügig die Briten dem Massenmord an Kroaten und Slowenen Vorschub leisteten, so bereitwillig arbeiteten sie anfangs dem Henker auch bei der Auslieferung von Personen in die Hand, die man im Ausland eines Kriegsverbrechens bezichtigte.

Im Interniertenlager Wolfsberg gingen die Emissäre Titos ein und aus. Das sogenannte „Auslieferungslager" war ein besonders streng bewachter, abgeschirmter Teil des Lagers. Wer, zur Auslieferung bestimmt, in dieses Gefängnis kam, der wußte, daß er verloren war. Ihm stand die Seelenfolter einer wochen- und monatelangen Wartezeit in der Todeszelle bevor.

Einer der ganz wenigen, die das Auslieferungslager überlebten und aussagen können, wie es dort zuging, ist Stefan Kulterer aus Klagenfurt:

„Die Gefangenen kamen aus der Auslieferungshaft schubweise in ihre ‚Empfangsländer'. Wir mußten antreten und wenn die Namensliste verlesen wurde, spürte jeder ein flaues Gefühl in der Magengrube. Erst wenn der Buchstabe ‚Z' dran war, konnten jene aufatmen, denen noch eine Galgenfrist zugemessen war. Das Warten auf das Schicksal, das auf uns unentrinnbar zukam, war unerträglich. Auch der, der sich völlig schuldlos fühlte, konnte sich an keine Hoffnung klammern. ‚Wir bekommen alle irgendein Verbrechen zugeteilt', sagte Obersturmführer Gratzer, einer meiner zwei Zellengenossen.

Der dritte Mann war ein 35jähriger Gendarm, der aus Sehnsucht nach seiner Familie und aus Angst vor Folter und Tod seelisch zusammenbrach. Untätig saßen wir in einem engen Raum mit Stockbetten und der Gendarm weinte und wimmerte den ganzen Tag: ‚Ich bin unschuldig'. Dann sprach er wirr von einem Transport, den er nach Auschwitz begleitet hatte, dann schrie er wieder vor Angst und Verzweiflung. Ein Nervenzusammenbruch folgte dem anderen. Das ging zwei Wochen so und zerrüttete auch unsere Nerven. Eines Tages sagte Gratzer, total zerrüttet: ‚Wir müssen ihn stumm machen, sonst werden auch wir verrückt.'

Es kam gottseidank nicht dazu. Eines Nachts holten sie den tobenden Nervenkranken. Wir haben nichts mehr von ihm gehört."

Zu den interessantesten Persönlichkeiten, die sich die Jugoslawen in Österreich holten, gehört Ingenieur Hans Ott. Er hatte die Geheimverhandlungen zwischen Titos Hauptquartier und den Deutschen vorbereitet. Es ging zunächst um den Austausch von Gefangenen, vor allem um die Freilassung von Titos erster Frau, Herta Haas. Später kam es zu Verhandlungen, bei denen von Waffenstillstand die Rede war. Bei einer Landung der Westalliierten an der Adria wollten die Partisanen die deutsche Abwehr der Invasion nicht behindern. Tito war an einer Landung der Westalliierten nicht interessiert.

Die Verhandlungen fanden in Agram statt. Alle die davon auf deutscher Seite wußten, wurden nach dem Mai 1945 von der jugoslawischen Geheimpolizei zum Schweigen gebracht. Milovan Djilas zog allerdings 40 Jahre später in seinem Buch „Der Krieg der Partisanen" weitgehend den Schleier von dem Geheimnis. Er gab auch zu, daß Hans Ott in Österreich festgenommen und in einem jugoslawischen Gefängnis getötet wurde.

Einer der Prominenten, der der Tito-Justiz ein Schnippchen schlug, war Sepp Janko, der Führer der deutschen Volksgruppe in Jugoslawien. Er saß jahrelang in Wolfsberg. Aber die Jugoslawen suchten ihn stets nur unter dem Namen „Dr. Sepp". Das war sein Spitzname in der Volksgruppe, in der er sehr populär war. Janko entkam nach Argentinien und veröffentlichte 1981 im Stocker-Verlag Graz sein Werk über „Weg und Ende der deutschen Volksgruppe in Jugoslawien".

Das Ende der Invasion

Zur Zeit, als die Briten die unglücklichen slowenischen Freiwilligen den Partisanen ans Messer geliefert hatten, war die jugoslawische Herrschaft in Südkärnten bereits beendet. Die jugoslawischen Truppen hatten Kärnten nach einem britischen Ultimatum am 20. Mai 1945 verlassen.

Die Verhandlungen zwischen den britischen Offizieren und dem jugoslawischen Kommando hatten in dem damaligen Gebäude der Gebietskrankenkasse auf dem Völkermarkterring stattgefunden.

Dr. Ariprand Graf Thurn, damals Dolmetscher beim britischen Brigadegeneral Scott, erinnert sich, daß die jugoslawischen Unterhändler bei den Verhandlungen im Brigadestab in Bleiburg den Briten erklärten, sie seien von dem Räumungsbefehl gar nicht betroffen, denn sie befänden sich nicht auf österreichischem Gebiet, sondern auf jugoslawischem Territorium. Die Grenze sei nämlich die Drau.

Die Jugoslawen hatten dieser Behauptung Nachdruck gegeben, in dem sie in Bleiburg den Befehl verbreiten ließen, jedermann habe sofort die Häuser mit jugoslawischen Flaggen zu versehen. Wer den Befehl nicht befolge, werde zur Verantwortung gezogen.

Die Angst ging um und es begann in den Bleiburger Häusern ein eifriges Nähen von improvisierten jugoslawischen Fahnen. Bald wehten die Fetzen von allen Häusern und Bleiburg bot das Bild einer „befreiten" jugoslawischen Stadt.

Den Briten war der jugoslawische Einwand nicht geheuer. Wo war die Grenze wirklich? Sie hatten keine Karten, auf denen die Grenze von 1937 eingezeichnet war. Auch im Schloß Bleiburg war keine zu finden. Da eilte Dr. Thurn in die Volksschule und dort fand sich eine Wandkarte, auf der die Grenze, die Karawankengrenze, unmißverständlich eingezeichnet war.

Der Brigadegeneral tobte und warf den jugoslawischen Unterhändlern vor: „Sie wollen uns belügen."

Um das britische Ultimatum zu unterstreichen, ließ er britische Panzer auffahren und britische Jabos donnerten im Tiefflug drohend über das Jauntal.

Zum zweitenmal in diesem Jahrhundert mußten jugoslawische Eindringlinge Südkärnten räumen.

Zurück ließen sie leidgeprüfte Familien und eine Bekanntmachung, die sie noch am 15. Mai erlassen hatten und die die Kärntner Jugend kennen sollte. Sie füllt nämlich eine Geschichtslücke aus und sie zerstört die Legende von der angeblichen „Befreiungsrolle" der Tito-Partisanenarmee:

Tito-Plakat aus dem Jahre 1945:

Bekanntmachung

Die Jugoslawische Armee ist in Kärnten eingerückt, um das Land ein für alle mal von den Nazi-Verbrechern zu säubern und um der gesamten slowenischen und österreichischen Bevölkerung die wahre Volksdemokratie, Freiheit und Wohlstand im neuen siegreichen und starken Groß-Jugoslawien zu gewährleisten.

Der volle Sieg und die Befreiung sind das Resultat eines jahrelangen Kampfes in Kärnten, den Jugoslawische Partisanen-Einheiten, einzig und allein auf die eigenen Kräfte gestützt, für die gemeinsame Sache der Alliierten, für den Sieg über Hitlerdeutschland führten und das Ergebnis der alliierten Hilfe, die das Tito-Jugoslawien vor allem von seiten der Sowjet-Union, Englands und Amerikas erhalten hat.

Wir geben bekannt, daß im ganzen Gebiet des befreiten Kärntens die Militärgewalt der Jugoslawischen Armee, die durch das Kommando der Kärntner Militärzone vertreten ist, errichtet wurde. Diesem Kommando sind die Kommandostellen der Städte sowie die Befehlsstellen der Partisanenwachen untergeordnet.

Die Bevölkerung sowie alle Organe unserer Behörden haben unserer Wehrmacht jegliche Hilfe zu leisten und alle ergangenen Erlässe bedingungslos zu befolgen.

Tod dem Faschismus - Freiheit dem Volke!

Kommando der Kärntner Militärzone:
Kommandant Major REMEC EGON - BORUT e. h.

Celovec, am 12. Mai 1945.

Nach dem von den Briten erzwungenen Abzug der Partisanenarmee lag noch Jahre lang ihr Zorn über die mißlungene Eroberung Südkärntens wie eine spannungsgeladene Gewitterwolke über den Karawanken.

Der Eiserne Vorhang ging nieder. Der Karawankentunnel wurde verbarrikadiert. Die Jugoslawen bauten das zweite Geleise ab. Auf dem Grenzkamm blieb der Kriegszustand erhalten. Mit dem Recht des Siegers trieben Expartisanen das Vieh von Kärntner Grenzlandbauern über die Grenze nach Jugoslawien. Auf Bauern, die ihr Vieh suchten, wurde geschossen. Harmlose Beerensucher wurden niedergeknallt.

Am 26. 7. 1947 wurden bei Eisenkappel die Gendarmen Felix Lepuschitz und Johann Götzhaber von einem ehemaligen Partisanen Otto Paul niedergeschossen. Lepuschitz war tot, Götzhaber schwerverletzt. Die Auslieferung des Täters wurde von Jugoslawien abgelehnt.

Am 15. August 1948 schossen auf der Petzen jugoslawische Grenzwachen auf eine Kärntner Bergsteigergruppe aus Bleiburg. Die jungen Leute hatten sich dabei noch auf österreichischem Gebiet befunden. Der junge Roger Forster wurde so schwer verletzt, daß ihm später ein Bein amputiert werden mußte. Er starb wenige Jahre später. Die 17jährige Justine Jamnig und der gleichaltrige Helmut Ehrenfelder wurden auf österreichischem Gebiet festgenommen und abtransportiert. Auf dem Weg ins Tal wurden sie von den jugoslawischen Grenzwachen erschossen. Zu dieser Zeit hatten sich Angehörige der „Osvobodilna fronta" auf der Petzen befunden. Die Jugendlichen, die in die Gewalt der Titowachen kamen, stammten aus dem heimattreuen Lager der Kärntner. Hatten die OF-Leute mit den Jugoslawen Kontakt aufgenommen? Die Hintergründe der Mordtat werden für immer im Dunkel bleiben. Die jugoslawischen Behörden schwiegen wie das Grab.

Heimtückische Schüsse fielen auf der Selenica im Jahre 1949. Ihnen fielen die Gendarmen Josef Drolle und Erich Rupitsch zum Opfer. Sie waren auf einem Patrouillengang auf der Selenica auf österreichischem Boden von jugoslawischen Grenzwachen erschossen worden. Dann schleiften die Täter, um sich zu decken, die Leichen auf jugoslawisches Gebiet.

Die Toten wurden in Klagenfurt im Landhaushof aufgebahrt. Ihre Verabschiedung war eine mächtige stumme Demonstration, an der das ganze offizielle Kärnten teilnahm.

1950 wurde, wie schon erwähnt, der Bahnbeamte Alexander Jamnig mitten in der Nacht zum 17. 9. 1950 in Bleiburg ermordet. Die Mörder kamen aus Jugoslawien. Jamnig, der im Mai 1945 verschleppt aber wieder freigelassen worden war, sollte wohl aus irgendeinem Grund zum ewigen Schweigen gebracht werden.

Das Verbrechen wurde nie aufgeklärt. Wohl aber wurde nach dem Abzug der Partisanen einer der Menschenräuber verhaftet, die im August 1945 den Hilfsarbeiter und Kleinbauern Josef Volina aus der Gemeinde Feistritz bei Bleiburg nach Jugoslawien verschleppt hatten. Volina kehrte nie wieder zurück. Der jugoslawische Staatsangehörige Franz Kopitar war es, der mit 2 Komplicen den Kärntner in seiner Wohnung überwältigt und nach Jugoslawien gebracht hatte.

Es waren Briten, die ihn vor ein Militärgericht stellten. Er gab die Mitwirkung bei der Entführung zu, wollte aber über die Motive der von jugoslawischen Stellen angeordneten Aktion nichts wissen. Er wurde zu 10 Jahren Kerker verurteilt und saß tatsächlich einige Jahre in der Strafanstalt Karlau.

Das war der einzige Fall, wo ein Mittäter bei einer Verschleppung einer gerechten Strafe zugeführt werden konnte.

Vier Jahre lang peinigten Jugoslawien und die OF nach 1945 die Südkärntner Bevölkerung mit der Angst um die Heimat. Jahrelang rief die OF nach dem Einmarsch der Jugoslawen! Vorsitzender der OF war Dr. Franz Petek. Sein Sekretär war Karl Prušnik, Funktionär der KP für Slowenisch Kärnten.

Durch den Karawankentunnel und über Unterdrauburg kamen in jener Zeit jene Angehörigen der deutschen Volksgruppe in Jugoslawien, die die kommunistische „Lösung des Minderheitenproblems“ überlebt hatten.

Im Oktober 1944 wurden die in ihrer Heimat zurückgebliebenen volksdeutschen Männer in Viererreihen mit Draht zusammengebunden zu Hinrichtungsstätten getrieben und zu Tausenden erschossen. Die Totschlägerkommandos zogen von Dorf zu Dorf und vollzogen ihr blutiges Werk an der zum Freiwild erklärten schutz- und rechtlosen volksdeutschen Bevölkerung.

Am Weihnachtsabend des Jahres 1944 wurden im Banat und in Syrmien 30.000 volksdeutsche Frauen zusammengetrieben und als Arbeitssklaven in die Sowjetunion deportiert.

Was beim ersten Massenmord im Herbst 1944 übrig geblieben war, wurde ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts in Todeslager eingeliefert, wo die Menschen an Hunger, Epidemien, Mißhandlungen und durch Liquidierungen massenweise ums Leben kamen.

Jeden Tag fuhren die Wagen mit den Toten aus den Lagern. Die Zahl der elternlosen Kinder deutscher Mütter, die in jugoslawische Lager kamen, wird auf mindestens 28.000 geschätzt. Die halbwegs arbeitsfähig gebliebenen Frauen und Männer wurden zur Zwangsarbeit eingesetzt und an Bauern „verkauft“. Aller Besitz wurde den Überlebenden geraubt.

Nach der Auflösung der Lager im Jahre 1947 wurden diese „Sklaven“ wie Vieh in Waggons verladen und an die österreichische Grenze gebracht.

Die Opfer jugoslawischer Volksgruppenpolitik bevölkerten in den Nach-



Zu Hunderttausenden kamen nach dem Zusammenbruch die Heimatvertriebenen nach Kärnten. Manche hatten wenigstens Handgepäck bei sich, wie hier Flüchtlinge aus dem Osten. Die Vertriebenen aus Jugoslawien hatten sonst nichts als die Lumpen, die sie am Leibe trugen.

kriegsjahren zu vielen Zehntausenden die Lager in Weißenstein und Feffernitz in Oberkärnten.

Daran muß erinnert werden, wenn von der Aussiedlung der Kärntner Slowenen die Rede ist.

Daran muß erinnert werden, wenn Jugoslawien auf seine „Schutzfunktion für die slowenische Minderheit in Kärnten“ pocht.

Jüngere Historiker wollen herausgefunden haben, daß die Aussiedlung der 300 slowenischen Familien aus Südkärnten nichts mit dem Partisanenkrieg zu tun hatte.

Sie hatte damit zu tun! Zumindest im späteren Verlauf des Krieges sollte sie Personen erfassen, die im Verdacht standen, Helfer der Partisanen zu sein.

Die Aktion war immer umstritten und hat nie allgemeine Billigung in der heimattreuen Bevölkerung gefunden.

Dabei hatte sie damals schon ein jugoslawisches Vorbild.

Am 6. 4. 1941, dem Tag des Kriegsbeginns zwischen Deutschland und Jugoslawien, wurden in der Batschka und im Banat über 1000 deutsche Männer

und Frauen schlagartig verhaftet und als Geiseln in ein KZ in Peterwardein gebracht. Nicht wenige wurden erschossen.

Es war eine Präventivmaßnahme die mögliche spätere Zusammenarbeit der Volksdeutschen mit deutschen Truppen verhindern sollte. Auch der Aussiedlung durch die Deutschen kann der Charakter einer Präventivmaßnahme nicht ganz abgesprochen werden. Selbst wenn die Umsiedlung schon 1940 geplant worden sein sollte, sie setzte erst am 14. 4. 1942 zu einem Zeitpunkt ein, in dem der Partisanenkrieg in Jugoslawien bereits begonnen hatte.

Die slowenischen Aussiedler konnten die nötigsten Gebrauchsgegenstände mitnehmen, in den Quartieren blieben die Familien beisammen. Ihnen wurden in Deutschland, wo sie als deutsche Staatsbürger behandelt wurden, 34 Kinder geboren. Es kamen am Ende des Krieges mehr Slowenen aus Deutschland zurück als ausgesiedelt worden waren. Die Ausgesiedelten konnten Besuche empfangen, konnten zu Besuch zu Bekannten in andere Gegenden Deutschlands fahren und wenn sie auf Arbeit gingen, konnten sie den Verdienst für sich behalten.

Vor allem aber eines: Die Ausgesiedelten erhielten ihre Höfe zurück und reichliche Wiedergutmachungsbeträge dazu.

Nach amtlichen j u g o s l a w i s c h e n Angaben wurde den Angehörigen deutscher Nationalität in Jugoslawien eine Bodenfläche von 636.847 Hektar entschädigungslos weggenommen. Allein in der Wojwodina beschlagnahmte das Regime aber 1,8 Millionen Hektar besten Ackerbodens. Über 80.000 Häuser, 90 Prozent der Geschäfte und 70 Prozent der Industrie kassierte der Staat.

Das war eine räuberische Tat von gigantischer Dimension und das Erschreckende daran ist, daß sich der Staat heute noch damit identifiziert. Daß niemand auch nur einen Gedanken an Wiedergutmachung verschwendet, daß der Massenmord an 123.000 Volksdeutschen und die Vertreibung einer Volksgruppe von über 500.000 Menschen heute noch gedeckt, gebilligt und sogar gutgeheißen wird.

Die Mitschuld Jugoslawiens am Krieg

Der grausame Partisanenkrieg und die Ausrottung der deutschen Minderheit wird immer noch mit dem deutschen Angriff auf Jugoslawien gerechtfertigt. Alles was geschah, heißt es, sei die Folge der deutschen Aggression gewesen.

Das ist eine Argumentation, die die geschichtlichen Tatsachen ignoriert.

Jugoslawien, oder besser gesagt die Putschisten, die 1941 die Paktregierung stürzten, haben unter britischem Einfluß und dem Drängen der Sowjetunion den deutschen Angriff provoziert.



Das Denkmal der Heimatvertriebenen im Europapark in Klagenfurt erinnert an das Jahrhundertverbrechen der Vertreibung.

In der großen Dokumentation „Jugoslawien und das Dritte Reich" von J. Wuescht wurden schon 1969 geschichtliche Tatsachen aufgedeckt, die bis dahin verschwiegen wurden.

Johann Wuescht stand als Führer der volksdeutschen Arbeiterbewegung so weit links, daß er wohl nicht in Verdacht geraten kann, die Politik des Dritten Reiches beschönigen zu wollen. Er war nach 1945 in das Deutsche Bundesarchiv in Koblenz berufen worden, wo in unerhört gründlicher Archivarbeit die Dokumentation entstand, die die Vorgänge von 1933 bis 1945 im Lichte einer objektiven Forschung darstellt.

Wuescht weist nach, was auch im Nürnberger Prozeß schon zutage gekommen war, daß Deutschland nicht die geringste Absicht hatte, Jugoslawien anzugreifen.

Die Parole der serbischen Offiziere, die für reichliche finanzielle Hilfe gegen die rechtmäßige jugoslawische Regierung putschten, hieß „Lieber Krieg als

Pakt". Lieber Krieg als Neutralität also. Von der damals noch in der Illegalität lebenden Kommunistischen Partei wurde die Bewegung gegen den Pakt mit Eifer unterstützt und organisiert.

Von den Völkern, vor allem den Kroaten und den Slowenen, ist die Kriegspolitik nie gebilligt worden. Nichts könnte die Ablehnung besser beweisen, als die Tatsache, daß die Wehrpflichtigen den Mobilisierungsbefehl in Scharen mißachteten. Er wurde im Durchschnitt nur von 30 bis 40 Prozent der Reservisten befolgt. Die einzigen, die zwar beklommenen Herzens aber pflichtgetreu zu den Fahnen eilten, waren die Volksdeutschen. Sie befolgten den Einberufungsbefehl Belgrads zu 90 Prozent.

In der Dokumentation von Johann Wuescht wird überzeugend dargelegt, daß das Verhältnis der Volksdeutschen zum jugoslawischen Staat durchaus loyal war, was man umgekehrt nicht unbedingt behaupten kann. Von einer „Fünften Kolonne" in der deutschen Volksgruppe konnte keine Rede sein.

Ihr einziges Verbrechen bestand darin, daß sie, die konservativen Christen, entschiedene Gegner des Kommunismus waren und daß sie sich in ihren Dörfern gegen die Partisanen zur Wehr setzten. Vergeblich hat sich die Volksgruppenführung während des Krieges dagegen gewehrt, daß die Volksdeutschen gegen ihren Willen zur Wehrmacht einberufen wurden. Auch zur SS-Division Prinz Eugen — 31.000 Volksdeutsche starben in deutscher Uniform. Das Abschlachten der verwundeten und gefangenen volksdeutschen Soldaten war ein Verbrechen, das durch nichts gerechtfertigt werden kann.

Und durch nichts zu rechtfertigen ist der Massenmord an jenen Volksdeutschen, die nicht geflüchtet waren, sondern bereit waren, auch unter der neuen Herrschaft der Partisanen zu leben. Sie waren im Vertrauen auf die Menschlichkeit und ihre absolute Schuldlosigkeit in ihren Dörfern geblieben, um dann dem Blutrausch der Partisanen zum Opfer zu fallen.

Nur aus einem Grund: Weil sie Deutsche waren. Und weil man sich ihren Besitz aneignen wollte.

Die furchtbaren Personenverluste, die Jugoslawien im zweiten Weltkrieg erlitt, sind nur zum Bruchteil auf die Deutschen zurückzuführen. Die größten Verluste entstanden durch den Bürgerkrieg „Jugoslawen gegen Jugoslawen" und durch den Massenmord, mit dem nach 1944 die kommunistische Herrschaft begann.

Aber auch die Personenverluste, die durch die Deutschen verursacht worden waren, sind im hohen Maße der Taktik der Partisanen zuzuschreiben. Sie brauchten Repressalien gegen die Zivilbevölkerung und forderten sie heraus. Ihr Losungswort war: „Je schlimmer desto besser." Sie forderten Vergeltungen der Besatzungsmacht heraus, weil diese harten Maßnahmen ihnen neuen Zulauf brachten. Jede Geiselerschießung brachte den Partisanen neue Kämpfer in den Wald.

Wie McLean, der britische Verbindungsoffizier bei Tito, später berichtete, wurden Belgrad und andere jugoslawische Städte auf ausdrücklichen Wunsch Titos mit Bombenteppichen belegt. Alle vier Angriffe der Westalliierten auf Belgrad waren unbarmherziger und verlustreicher als der deutsche Angriff am 6. April 1941.

Dennoch wurde später jeder jugoslawische Tote dieses Krieges auf das Konto der Deutschen gebucht.

Anklagend wird immer die Zahl von über 2 Millionen Kriegstoten genannt ohne zu sagen, daß darin auch die vielen Hunderttausende inbegriffen sind, die im Krieg und nach dem Krieg von Partisanen erschossen wurden oder im mörderischen Bruderkrieg zwischen Serben und Kroaten gestorben sind.

Über 95.000 Tote verlor die deutsche Wehrmacht im Kampf. Weitere 50.000 starben dann durch die Kugel, durch Seuchen und durch Hunger in der Gefangenschaft.

Gräber gibt es für sie nicht.

Dafür ließ die Tito-Partisanenarmee die Gräber ihrer Gefallenen als „Meilensteine des Sieges“ in Kärnten zurück. Der Staatsvertrag verpflichtet Österreich zur Erhaltung der Partisanengräber.

In Kärnten: Die Gessler-Hüte sind aus Stein

Am 31. Mai 1977 wurde die Kärntner Landesregierung durch das Innenministerium telefonisch davon in Kenntnis gesetzt, daß eine jugoslawische Regierungskommission vom 6. bis 10. Juni Kriegsgräber und Denkmäler jugoslawischer Kriegstoter zu besichtigen wünsche.

Die Landesregierung entwarf sofort ein Programm, die Gemeinden wurden um Unterstützung gebeten. Das Innenministerium sorgte für Sicherheitsmaßnahmen.

Am 6. Juni 1977 traf die Kommission in Klagenfurt ein. Sie stand unter Vorsitz eines serbischen Generalobersten. Bereits auf dem Friedhof Annabichl gab es einen ersten Zwischenfall.

Ein Kommissionsmitglied präsentierte ein Lichtbild des Grabes eines Jugoslawen, der bei einem Bombenangriff in Klagenfurt ums Leben gekommen war.

„Wo ist dieses Grab? Warum ist es in diesem Friedhof nicht mehr vorhanden?“, wollte ein Kommissionsmitglied wissen. Große Untersuchung setzte ein.

Es stellte sich heraus, daß der Jugoslawe, der als Bombenopfer auf einem Gräberfeld zwischen deutschen Kriegstoten bestattet worden war, im Zuge der Umbettungen sein Grab auf dem Soldatenfriedhof St. Veit gefunden hatte.

Die Kommission gab sich mit dieser Angabe nicht zufrieden. Sie begab sich außer Programm eigens nach St. Veit, um die österreichischen Angaben zu überprüfen. Sie fand das Grab in ordnungsgemäßem Zustand!

In vielen Partisanengräbern liegen „Unbekannte", was verwunderlich ist. In den kleinen Einheiten der Titoleute müßten die Kämpfer eigentlich gewußt haben, wer wo gefallen ist. Die Partisaneneinheiten waren allerdings aufgefüllt mit befreiten Sowjetarmisten, Polen und Deserteuren, die man nicht zum kämpferischen Kern zählen konnte und deren Namen man wahrscheinlich gar nicht kannte.

Auf dem Friedhof St. Ruprecht bei Völkermarkt liegen Kriegstote aus sieben Nationen: Polen, Österreicher, Russen, Italiener, Jugoslawen, Engländer, sogar ein Amerikaner, aber nur zwei Kärntner Slowenen.

Die Nachfahren der zur Eroberung Südkärntens angetretenen Partisanen hatten natürlich ein Interesse daran, mit möglichst vielen „Partisanengräbern" möglichst viel „Beteiligung" an der „Befreiung" zu markieren, was aber nichts an der Tatsache ändern kann, daß der Anteil der Kärntner Slowenen minimal war.

Dr. Josef Rausch stellt in seinem Werk über den Partisanenkrieg in Kärnten fest, daß die Kärntner innerhalb der bewaffneten Formationen eine Minderheit bildeten. Im April 1945 waren nur 15 von 72 Kämpfern auf der Saualpe Slowenen! Die Zahl der als Kärntner Slowenen identifizierten toten Partisanen macht auf 40 Friedhöfen nicht einmal ein Viertel aus!

Frage nach den Verschleppten — Provokation

Nach vier Tagen verabschiedete sich die Kommission, die überall freundlich bewirtet wurde und kündigte eine weitere Besichtigung für den Oktober 1977 an.

Die Kommission kam dann erst Mitte November und kontrollierte vom 16. bis 23. November. Diesmal nahmen auch Generalkonsul Milan Samec, ein Konsul und der Obmann des Partisanenverbandes Karl Prušnik teil.

Am Freitag, dem 18. November 1977, ereignete sich eine bezeichnende Episode auf dem Kömmel. Dort sah die Kommission die verstreuten Trümmer des 1972 errichteten und am 31. 10. 1976 gesprengten Partisanendenkmals. Prušnik kündigte an, daß bald ein neues Denkmal errichtet werde. Vom damaligen Bürgermeister von Bleiburg, Othmar Mory, Sohn eines verschleppten und ermordeten Elternpaares, wollten die Kommissionsmitglieder nähere Umstände über die Sprengung wissen.

Mory konnte nur sagen, daß die Täter nicht eruiert werden konnten. Aber er sagte den Besuchern noch etwas: Er verwies darauf, daß viele Bürger seiner

Gemeinde auch wissen möchten, wo die Gräber jener Angehörigen sind, die 1945 im Mai von Partisanen inhaftiert, verschleppt und ermordet wurden.

Mory hatte ausdrücklich betont, daß er als Bürgermeister Bleiburgs spreche und die Verschleppung nicht als politische, sondern als humanitäre Frage betrachte. Es gehe um die Gräber der Verschleppten. Die Kommission möge helfen, deren letzte Ruhestätten ausfindig zu machen.

Dies war eine notwendige Erörterung, eine berechtigte Bitte.

Sie hatte ein Nachspiel bei einer anschließenden Besprechung, die im jugoslawischen Generalkonsulat stattfand.

Generaloberst Siljegović, der Serbe, der von der Verschleppungsaktion keine Ahnung hatte, wollte wissen, was der Bürgermeister in Bleiburg gewollt habe. „Warum gibt es in Bleiburg Menschen, die ihre Angehörigen in Jugoslawien verloren haben?“, fragte er.

Eine Antwort erhielt er darauf nicht. Der jugoslawische Generalkonsul Samec behauptete nämlich mit Nachdruck, daß für die österreichische Bundesregierung und für die Landesregierung die Diskussion über die Verschleppungen abgeschlossen sei. Die Frage stehe nicht mehr auf der Tagesordnung. Der Bürgermeister könne ja reden was er wolle. Wenn seine Rede aber einen offiziellen Charakter habe, stelle sie eine Provokation dar. Man solle lieber darüber reden, wer das Denkmal auf dem Kömmel wieder aufstellen und die Kosten dafür tragen solle.

Die gebührende Zurechtweisung für diese Unverschämtheit blieb dem Generalkonsul erspart. Der Vertreter des österreichischen Innenministerums zog sich auf die Erklärung zurück, er kenne den offiziellen Standpunkt der österreichischen Regierung nicht. Er sei für die Gräber in Jugoslawien nicht zuständig. Er wolle sich aber dafür einsetzen, daß Österreich die Kosten für das neue Denkmal übernehmen werde.

Im April 1978 kam die Kommission zum dritten Mal. Als der Autokonvoi auf dem Friedhof in Suetschach eintraf, stand auf einem privaten Wiesengrundstück gegenüber dem Friedhofseingang eine Gruppe von Personen in Kärntner Anzügen.

Sie sagten nichts, sie riefen keine Sprechchöre. Sie hielten den Jugoslawen nur stumm Tafeln und Transparente entgegen: „Wo sind die Gräber der nach dem 2. Weltkrieg verschleppten Südkärntner? — Herr Prušnik, Sie wissen es.“

Der jugoslawische Bildberichterstatter fotografierte. Der Dolmetscher übersetzte. Die Kommission nahm die wortlose Kundgebung wortlos zur Kenntnis.

Die Jugoslawen hatten in insgesamt neun Tagen 42 Friedhöfe und Partisanendenkmäler besucht. Gräber und Grabmäler sind nicht immer identisch. So steht z. B. auf dem Kömmel ein Grab für 14 gefallene Partisanen. Aber dort sind gar keine begraben. Zu den Denkmälern, für die Österreich nach § 19 des

Staatsvertrages verantwortlich ist, zählen auch die Gedenktafeln, die in slowenischen Bauernhäusern angebracht sind. So erinnert im Haus Nr. 5 in Lobnig eine Tafel an Georg Pasterk, der im April 1943 in Wien wegen „Vorbereitung zum Hochverrat und Feindbegünstigung" enthauptet wurde.

In den Häusern Südkärntens, aus denen sich die jugoslawischen Eindringlinge ihre Opfer geholt hatten, kündet hingegen nichts von den Verbrechen, die hier geschehen sind.

Das Denkmal von Robesch

Ein regelrechter „Wallfahrtsort" für jugoslawische Reisegruppen ist heute das Partisanendenkmal in Robesch bei Abtei.

Auf dem Denkmal steht die Inschrift: „In Kärnten fand an dieser Stelle der erste Kampf zwischen slowenischen Partisanen mit deutschen nazistischen Einheiten statt."

Ein Datum wird nicht genannt.

Die Inschrift ist irreführend. An dieser Stelle hat nie ein Kampf stattgefunden, hier fiel kein einziger Schuß. Der Schauplatz des ersten Gefechtes lag in Wirklichkeit etwa 700 m östlich von Robesch im sogenannten Schellanderwald. Dort war am 25. August 1942 eine Abteilung von Freiwilligen einer holländischen SS-Einheit, die in Klagenfurt in Garnison lag, in einen Hinterhalt von Partisanen geraten, die aus Jugoslawien gekommen waren. Mehrere der noch kampfunerfahrenen Rekruten waren tot, drei fielen schwerverwundet in die Hand der Partisanen, Mörder schnitten den wehrlosen blutjungen Burschen die Kehle durch.

In seinem Bericht über das Gefecht bei Robesch meldete damals der Kommandant der Tito-Partisaneneinheit, die Deutschen hätten zehn Tote und einige Schwerverletzte gehabt.

Die Zahl ist sicher übertrieben. Daß den verwundeten SS-Leuten die Hälse durchgeschnitten wurden, wird in dem Bericht nicht vermerkt, wohl aber wird erwähnt, daß einige namentlich genannte Partisanen in Robesch ein Mädchen aus Wien, eine Hitleranhängerin vom Reichsarbeitsdienst „verhört" hatten. Im Bericht, den Prušnik in seinem Buch veröffentlicht, heißt es u. a.: Die Abteilung habe vier Tage nichts gegessen, bevor sie in Zell Pfarre wieder Lebensmittel erhielt und von den Bauern mit Nachrichten über die Deutschen versorgt wurde. Die Hälfte der Kameraden sei bloßfüßig gewesen. Nach dem Abenteuer in Robesch zog sich die Partisanengruppe über Rechberg und die Petzen wieder nach Jugoslawien zurück.

Der Land- und Forstwirt Hans Stetschnig in Robesch erinnert sich an das Gefecht, das wohl eine Stunde gedauert haben mag. Ein Jahr später war sein



Auf ragender Höhe steht in Robesch bei Abtei das Partisanendenkmal, das 1973 gesprengt und 1978 erneuert wurde. Schon 1942 hatten in Robesch Partisanen drei verwundeten holländischen SS-Leuten die Kehlen durchgeschnitten.

Vater selber von Partisanen verschleppt und ermordet worden. Der damalige Ortsbauernführer Josef Kommetter war Zeuge, wie ein Soldat im Tarnanzug ins Gasthaus Stetschnig stürzte und mit der Pistole in der Hand verlangte, zu einem Telefon geführt zu werden. Er forderte dann aufgeregt in Klagenfurt Verstärkung und Krankenwagen an.

Ursprünglich wollte der Partisanenverband 1972 das Denkmal wirklich am Schauplatz des Massakers aufstellen. Aber der Besitzer des Grundstückes versagte ihm zur Genugtuung der Bevölkerung die Genehmigung. Daraufhin wurde das „Mahnmal“ auf dem Grundstück eines Bauern errichtet, dessen Sohn als Partisan gefallen war. Auf dem Monument, das auf ragender Höhe ins Land hineinschaut, steht anklagend die Inschrift: „Erbaut 2. 9. 1973. Gesprengt 16. 9. 1973. Erneuert 24. 10. 1976.“ Von den zwei jungen Männern aus

Gallizien, die das Denkmal gesprengt hatten, wurde einer zu 15 Monaten und einer zu 10 Monaten Gefängnis verurteilt. Der Kraftfahrer, der ihnen den Sprengstoff gab, erhielt 10 Monate, seine Frau 6 Monate bedingt.

Es wurde ihnen keine Stunde davon geschenkt. Umgekehrt wurden die Täter, die Denkmäler an Abwehrkampf und Volksabstimmung in die Luft jagten, nie gefunden.

Eine Ausnahme: Auf das Museum des Kärntner Abwehrkampfes und der Volksabstimmung in Völkermarkt ist am 18. September 1979 von zwei jugoslawischen Staatsbürgern ein Sprengstoffanschlag verübt worden. Das Gebäude wurde schwer beschädigt, der Großteil der ausgestellten Gegenstände wurde zerstört, der Kustos verletzt und die zwei Täter schwer verletzt.

Die Täter wurden verurteilt, aber bald danach Jugoslawien übergeben.

Das ist eine großzügige und korrekte Haltung, die Österreich an den Tag legt.

Nach dem ersten Weltkrieg hatte Italien überall an der ehemaligen Isonzofront, vor allem im Raum von Görz, einen ganzen Wald von Denkmälern zur Erinnerung an italienische Waffentaten errichtet. Als die Tito-Partisanen nach dem Mai 1945 diese von Italien okkupierten Gebiete wieder besetzten und Jugoslawien einverleibten, sprengten sie die meisten dieser italienischen Denkmäler in die Luft. Sie hatten sie als Provokation empfunden.

Wenn die Titopartisanen die italienischen Denkmäler auf ihrem Staatsgebiet für eine Provokation hielten, was ist dann das jugoslawische Denkmal in Robesch?

Mit dieser Erinnerung an die jugoslawische Präsenz in Kärnten hatte man nicht genug. Auch auf dem Friedhof von Abtei wurde für die zwei in Robesch gefallenen Partisanen ein eigenes Denkmal errichtet. Dabei ist einer von ihnen gar nicht im Kampf gefallen. Er war mit einem Oberschenkelschuß nur gehunfähig, die Genossen wollten ihn nicht lebend in die Hand der Deutschen fallen lassen. Man fand den Toten — vermutlich war es ein Politkommissar — mit einem bläulich umrandeten Naheinschuß auf der Stirn.

Die Errichtung immer neuer Partisanendenkmäler wirft die Frage auf: Ist Österreich auch für die Partisanendenkmäler verantwortlich, die nach dem Abschluß des Staatsvertrages errichtet wurden?

Die Jugoslawen sagen „ja". Will man also auch neue Partisanendenkmäler für alle Zeit unter Schutz stellen?

In Kärnten sind die Geßler-Hüte aus Stein.

Der Traum von Groß-Slowenien

Die Frage, ob die Slowenische Befreiungsfront in operativer Hinsicht einen bedeutsamen Beitrag zur Befreiung Österreichs geleistet hat, kann ohne Zögern beantwortet werden: kaum.

Der deutsche Zusammenbruch wurde dadurch um keinen einzigen Tag beschleunigt. Die Besetzung Südkärntens durch jugoslawische Truppen gelang erst in der Phase der totalen Auflösung, nach der deutschen Kapitulation.

Abgesehen von Kärnten. Die höchste jugoslawische Führung war mit der Leistung der „Slowenischen Befreiungsfront" durchaus nicht zufrieden.

Milovan Djilas schreibt in seinem Buch „Der Krieg der Partisanen": „Die unausgesprochene Unzufriedenheit der Führung wegen der geringen Zahl der Streitkräfte in Slowenien blieb lange Zeit, ja bis zum Ende des Krieges bestehen. Dafür dürfte es mehrere Gründe gegeben haben. Die Nähe Österreichs und Italiens, das entwickelte Straßen- und Kommunikationsnetz, den Klerikalismus der Bauern sowie die mangelnde Neigung der städtischen Bevölkerung und der Arbeiterschaft zum Partisanenkrieg; den letztgenannten Grund hob damals auch Kardelj hervor . . .

Nach dem Krieg, als die slowenischen Führer auf einer Feier der Befreiungsfront einmal betonten, das slowenische Volk habe sich aus eigener Kraft befreit und sich einen Staat geschaffen, bezeichnete ich diese Haltung als unpassend. Dies sowohl wegen der Kriegsgemeinschaft der jugoslawischen Völker als auch im Hinblick auf die nichtslowenischen Verbände, die gegen Ende des Krieges die Deutschen, die Ustaschas und die Tschetniks aus Slowenien hinausdrängten. Diese Äußerung machte ich bei einer inoffiziellen Besprechung mit Tito, bei der auch Ranković anwesend war. Auf meine Bemerkung erwiderte Tito mit ironischem Zorn: ‚Den Teufel hätten die sich selbst befreit, wären nicht die Serben und die Kroaten hinzugekommen!' War diese Beurteilung auch einseitig — da im Affekt ausgesprochen —, so bestätigte sie immerhin meinen Eindruck, daß sich die Kraft des Antifaschismus in Slowenien nicht in der Stärke der dortigen militärischen Organisation niedergeschlagen hatte. Worin liegen die wirklichen Gründe? Ich bin weder in der Lage noch dazu berufen, auf diese Frage zu antworten . . ."

„Die Slowenen und ihr Kampf gegen die Okkupanten waren eine Sache für sich", stellt Djilas fest.

Er führt nicht näher aus, warum. Aber in diesem Satz ist ein Sack voll unausgesprochener Kritik.

Zur Tatsache, daß die slowenischen Partisanen 300 Schlösser niedergebrannt hatten, schreibt der einstige Paladin Titos: „Die slowenischen Partisanen hatten eine ausgesprochene Aversion gegen Burgen und Schlösser . . .“ Offen findet er es „unverständlich“, daß auch das Schloß des Fürsten Auersperg vernichtet wurde, das in seinen Mauern drei Jahrhunderte mitteleuropäischer Kunst und Kultur beherbergte, unter anderem einen Dichter, der der liberalen Idee und dem Volkstum der slowenischen Bauern zugeneigt war. Für das Niederbrennen dieses von der Partisanenführung besetzten Schlosses mit seinen 40 Zimmern sah Djilas nicht den geringsten Grund.

Wenn für ihn auch der Kampf der slowenischen Partisanen mit den Okkupanten „eine Sache für sich war“, er stellte doch anerkennend fest:

„. . . es hätte diesen Kampf nicht gegeben, wären die slowenischen Führer nicht davon überzeugt gewesen, eine Umwälzung im Schicksal ihrer Nation in die Wege zu leiten, von der viele nationale Führer, auch die bedeutendsten unter ihnen, nur träumen konnten.

In keinem der jugoslawischen Länder“, so urteilt Djilas, „bei keinem der jugoslawischen Völker, existierte eine derartige Hochstimmung über die Schaffung eines eigenen Staates.“

Es war der Traum eines Groß-Slowenien von Triest bis zum Herzogstuhl.

Diesem Traum verdankte Südkärnten den Partisanenkrieg, der heute in einen Beitrag zur „Befreiung Österreichs“ umgefälscht wird.

Diese Täuschung drang durch die „antifaschistische Gehirnwäsche“ bis heute nicht in das Bewußtsein der Zeit. Die Unwissenheit reicht bis in die Staatskanzleien. Sie trägt zu jenem falschen Geschichtsbild bei, das eine Ursache für die weitverbreitete Fehlbeurteilung der Kärntner Verhältnisse ist.

Wer nicht weiß, was die Partisanen in Kärnten wirklich taten und was sie wirklich wollten, kann die Sorge, die Zurückhaltung, das Mißtrauen der Kärntner nicht verstehen, das der sozialistische Landeshauptmann-Stellvertreter und ÖGB-Führer Erich Suchanek einmal so treffend die „Urangst der Kärntner“ nannte.

Am 25. Juni 1945 erklärte Tito wörtlich: „Kärnten ist ein Teil unseres Territoriums, das lange unter faschistischem Terror blieb, und man fährt nun fort, gegen diesen Teil des slowenischen Volkes ungerecht zu sein. Unsere Truppen haben sich aus Kärnten zurückziehen müssen, aber wir lassen seine slowenische Bevölkerung wissen, daß sie früher oder später frei mit ihren Brüdern im Rahmen des demokratischen und föderativen Jugoslawien vereinigt wird.“

Früher oder später!

Staatsmänner reden viel. Und Jugoslawien ist dem Staatsvertrag des Jahres 1955 beigetreten, der die Grenzen Österreichs vom Jahre 1937 anerkennt.

Verträge sind in der gesitteten Menschheit schon viele geschlossen worden. Sogar Verträge für die „Ewigkeit".

Aber die Ewigkeit dauert in der Politik oft nur 20 Jahre. Manchmal mehr, manchmal sogar weniger, wie uns die Geschichte lehrt. Die Slowenen sind ein tüchtiges, dynamisches, nationalbewußtes Volk. Niemand weiß, was geschehen wird, wenn die Weltgeschichte ihrem Traum von Groß-Slowenien wieder eine neue Chance gibt.

Die Friedensbereitschaft der Kärntner ist ebenso groß wie ihre Heimatliebe. Man wird den Partisanen, soweit sie wirklich als Kämpfer auftraten, die Achtung vor ihrem Opfermut und ihre manchmal bewiesene Kühnheit nicht versagen. Sie haben gezeigt, wie eine Handvoll entschlossener Waffenträger auch in einem hochentwickelten kommunikationsreichen Gebiet wie Kärnten Kräfte einer Großmacht binden kann.

Aber das ist die eine Seite. Es mußte, um der geschichtlichen Wahrheit willen, aus dem Kärntner Blickwinkel auch die andere Seite des Partisanenkriegs aufgezeigt werden. Die Kriegs- und Nachkriegsverbrechen, die totgeschwiegenen Tragödien, die Untaten derer, die sich „Antifaschisten" nannten.

Die Zeit hat Wunden geheilt. Der Wille zur Versöhnung lebt überall im Land, auch in allen Familien, denen der Krieg der Partisanen Wunden schlug.

Als die Kameradschaft der 118. Jägerdivision 1974 auf Hochosterwitz ihr Treffen abhielt, plante ihr Obmann Oberst i. R. Ferdinand Sekerka auch ehemalige Partisanen einzuladen. Die Division hatte in Jugoslawien gekämpft. So fair, daß der britische Major Churchill, ein Neffe des Premiers, der in die Gefangenschaft der Jäger gefallen war, nach dem Krieg in dankbarer Verbundenheit jedes Treffen dieser Division besuchte.

Man wollte den Gegnern von gestern die Hand reichen. Weniger den grausamen Fanatikern, als den Söhnen der tapferen Völker, mit denen uns eine vielhundertjährige Geschichte verbindet.

Es wurde Kontakt mit dem Generalkonsulat in Klagenfurt aufgenommen, das den Vorschlag weitergab.

Die Antwort kam bald. Sie lautete: „Die Zeit zu einem solchen Kontakt ist noch nicht reif."

Aus Anlaß „60 Jahre Kärntner Volksabstimmung" schlug der Landesobmann des Kärntner Abwehrkämpferbundes, Valentin Einspieler, über einstimmigen Beschluß der Landesleitung in einem Schreiben im Jänner 1980 an den Obmann des Verbandes der freiwilligen Kämpfer um die slowenische Nordgrenze 1918/19 Lojze Ude ein kameradschaftliches Treffen ehemaliger Gegner vor und lud diese Gruppe nach Kärnten ein.

Die Antwort lautete: „Es kann zu keinem geselligen, freundschaftlichen Treffen zwischen Euch und uns kommen."

Wird die Zeit für einen freundschaftlichen Kontakt jemals reif werden?

Solange epochale Ereignisse, die das Regime belasten, aus dem öffentlichen Bewußtsein verdrängt werden müssen, wird die Erarbeitung eines auch nur annähernd gemeinsamen Geschichtsbildes unmöglich sein.

40 Jahre lang hat bisher auch in Österreich die einseitige jugoslawische Geschichtsdarstellung dominiert, die jede moralische Belastung des „antifaschistischen Kampfes" verschwieg.

So blieb nicht nur sein wahres Motiv, sondern auch das Leid der Grenzlandbevölkerung im Dunkeln. Wenn diesen zweiten Abwehrkampf militärisch auch das NS-Regime geführt hat, durchlitten haben ihn bis zur Neige die Menschen des Grenzlandes.

Ihr Opfer blieb unbedankt.

Noch vor der Mündung der jugoslawischen Maschinenpistole sagte die windische Bäuerin auf dem Saagerberg im Angesicht des Todes trutzig: „Ich bin eine Kärntnerin und bleibe es."

Heimattreue in der Heimat war tödlich an dieser unheimlichen Front, die überall und nirgends war und mitten durch die Herzen ging.

Ehre dem Andenken der Männer und Frauen, die ihre Heimattreue und antikommunistische Gesinnung mit dem Leben bezahlen mußten.

Dank zu zollen hat das Vaterland dieser Grenzlandbevölkerung, diesem tapferen harten Geschlecht unter den Karawanken, das ihm in Not und Tod die Treue hielt.

Valentin Einspieler

NACHWORT

Aus der Sicht des Historikers
Der grüne Kader

Nach dem Anschluß Österreichs ans Deutsche Reich wurden auch die in Kärnten beheimateten Slowenen als wehrpflichtige Reichsbürger zur deutschen Wehrmacht einberufen. Thomas Olip aus Zell-Pfarre und Johann Schupanz aus Ebriach waren einberufen worden und waren in der Gebirgsjägerkaserne in Klagenfurt in Ausbildung. Weil sie Angst vor einem militärischen Einsatz gegen die Tschechoslowakei hatten, desertierten die beiden während der Sudetenkrise im September 1938 und flüchteten nach Jugoslawien.

Sie handelten wie Slowenen in Friaul-Julisch-Venetien, die vor dem Einsatz im Abessinienkrieg desertierten und mit anderen Slowenen, die sich dem Einrücken entziehen wollten, nach Jugoslawien geflüchtet waren.

Im Juni 1940 erhielten die drei Uschnik-Brüder in Zell-Pfarre und ihr Freund Gruden Einberufungen zur deutschen Wehrmacht. Die beiden Brüder Johann und Peter Olip vom Bauernhaus vlg. Uschnik (slowenisch Užnik) waren Holzeinkäufer für ein deutsches Unternehmen, während der dritte, Valentin, und sein Freund Johann Gruden Holzarbeiter waren. Statt einzurücken, entschlossen sie sich zur Flucht nach Jugoslawien und überredeten dazu auch Jakob Orasche (slow. Oraže). Weil aber die Karawankenübergänge streng bewacht waren, führte Florian Mair aus Zell-Winkel die Brüder Johann und Peter Olip am 15. Juli über Geheimpfade, die sie selber nicht einmal kannten, über die Grenze, während Valentin Olip und Johann Gruden über Trögern nach Jugoslawien flüchteten. Man nimmt an, daß 21 Personen sich entweder dem Einberufungsbefehl entzogen, oder desertiert und nach Jugoslawien geflüchtet sind.

Florian Olip, der Vater der drei Brüder, war vor dem ersten Weltkrieg Bürgermeister in Zell-Pfarre und war in den Jahren 1918—1920 aktivst für den Anschluß Südkärntens an den neu entstandenen Staat der Serben, Kroaten und Slowenen eingetreten.

Johann Schupanz (slow. Ivan Županc), am 4. April 1915 in Ebriach bei Eisenkappel geboren, nationalbewußter slowenischer Arbeiter und Mitglied der illegalen Kommunistischen Partei Österreichs, wohnte in Laibach bei einem Landsmann.

Er traf sich mit den anderen aus Kärnten geflüchteten Slowenen, gründete das Sextett „Javornik“, das wiederholt im Laibacher Radio auftrat und slowe-

nische Kärntner Volkslieder sang. Mitglieder dieses Sextetts waren auch die Brüder Johann, Peter und Valentin Olip sowie Max Kelich, alle aus Zell-Pfarre.

Der deutsche Angriff auf Jugoslawien am 6. April 1941 führte zu einem raschen Zusammenbruch dieses Völkerstaates. Schon am 10. April proklamierte der ehemalige k. u. k. Oberstleutnant des Generalstabes Slavko Kvaternik den Unabhängigen Staat Kroatien. Bereits in der folgenden Nacht rief der „Slowenische Nationalrat" die slowenischen Soldaten zur Rückkehr in ihre Heimat auf. Eine „Slowenische Legion" begann, die Reste der jugoslawischen Truppenteile zu entwaffnen. Am 11. April 1941 erreichten die Italiener Laibach, während Oberkrain von der deutschen Wehrmacht besetzt wurde.

Nun sind die slowenischen Flüchtlinge und Deserteure aus Kärnten wieder zu Gejagten geworden. Einige gerieten nach dem Jugoslawienfeldzug in die Hand der Deutschen, einige tauchten unter. Die aus Zell-Pfarre Stammenden kehrten in ihre Heimat zurück. Die Uschnik-Brüder hielten sich den Sommer über in den Wäldern versteckt, ab Herbst richteten sie sich ein Versteck im Wirtschaftsgebäude der Eltern ein und wurden von ihren Angehörigen und Verwandten mit Lebensmitteln versorgt. Nach der Absiedlung ihrer Eltern hielten sie sich in einem im Waldgelände gebauten Erdbunker versteckt. Auch die anderen Zellaner bauten im waldigen Gelände einen Bunker, sicherten sich bei der einheimischen slowenischen Bevölkerung die Verköstigung und wurden bis zum Ende des Krieges nicht entdeckt.

Die nach Zell-Pfarre zurückgekehrten Deserteure und Wehrpflichtigen, die sich in Bunkern versteckt hielten, werden der „grüne Kader" bezeichnet. Aber nicht alle schlossen sich später den Tito-Partisanen an. Einige wollten überhaupt nicht kämpfen und warteten einfach das Ende des Krieges in ihren Bunkern ab.

Johann Schupanz, der Kommunist aus Ebriach, zog sich nach dem Zusammenbruch Jugoslawiens im April 1941 mit den anderen Flüchtlingen aus Kärnten in die Südhänge der Karawanken zurück, ging dann jedoch nicht nach Kärnten zurück, sondern schloß sich den slowenischen Partisanen im Gebiet von Mokronog in Unterkrain in der italienischen Besatzungszone an und kam dann später zum 2. steirischen Partisanen-Bataillon, wo er als MG-Schütze bis Ende 1941 im Einsatz war. Als Tito-Partisan erhielt er den Namen „Johan". Erkrankt, wurde er zur Ausheilung in das von Italienern besetzte Laibach geschickt. Im Frühjahr 1942 schloß er sich wieder den Partisanen an, diesmal der Einheit nahe Oberkrains. Als Freiwillige gesucht wurden, die zur Verstärkung der Tito-Partisanen in das von Deutschen besetzte Oberkrain abgehen sollten, meldete sich auch Johann Schupanz-Johan (slow. Ivan Županc-Johan), überquerte die italienisch-deutsche Demarkationslinie und war bei der Aufstellung der Kokra-Einheit dabei.

Zu dieser Zeit hatte der Hauptstab der Tito-Partisaneneinheiten in Slowenien geplant, den Funken des Widerstandes auch in Kärnten zu entzünden. Er beabsichtigte eine eigene Kärntner Einheit aus den seinerzeit nach Laibach geflüchteten Slowenen aus Kärnten zu bilden, was jedoch mißlang. Damit war der Plan, die ersten Organisatoren des Befreiungskampfes über die Karawanken nach Kärnten zu schicken, ins Stocken geraten, weil sich keine Kämpfer bereit fanden. Der Hauptstab gab daher die Anordnung, geeignete Maßnahmen für das Tragen des Widerstandes nach Kärnten zu treffen, nicht nur an die Kokra-Einheit, sondern auch an den Stab der Partisaneneinheiten in Oberkrain, deren 1. Bataillon südlich des Hochstuhls war, und an die Partisanen in der Untersteiermark. Aus dieser gleichzeitigen Anordnung an mehrere Einheiten ersieht man, welch große Bedeutung diesem Vorhaben zugemessen wurde.

Als für die Partisanenaktivität am geeignetesten erscheinendes Terrain in Kärnten bot sich, wegen des leichten und bewaldeten Überganges über die Karawanken von der jugoslawischen Seite her, das Gebiet um Eisenkappel mit dem Waldreichtum und den vielen Gräben an. Also das Gebiet, das nördlich der Kokra-Einheit lag, wo es viele Einzelhöfe gab, „wo viele nationalbewußte Slowenen lebten, und wo es verhältnismäßig wenig Deutsche und Nazis gab", charakterisierte Ivan Jan in seiner Monographie über die Kokra-Einheit vor einigen Jahren dieses Gebiet. Karl Pruschnig (slow. Karel Prušnik) schrieb 1977: „Den Wäldern unserer Karawanken werden wir Partisanen stets dankbar sein, denn sie haben uns uneigennützig zum Sieg verholfen."

Anstatt der vom Hauptstab der Partisanen Sloweniens in Laibach erfolglos geplanten „Kärntner Kompanie", kam im Juni 1942 der kampfbereite Johann Schupanz-Johan zur Kokra-Einheit, um Kontakte nach Kärnten, in seine Heimat, zu knüpfen. Hier traf der Titopartisan „Johan" mit dem Sekretär des Gebietskomitees der Kommunistischen Partei Sloweniens, Lozje Kebe-Štefan zusammen, der Politkommissar in der 1. Kompanie der eben erst neu zusammengestellten Kokra-Einheit war. Štefan in Kenntnis der Bestrebungen des Hauptstabes, den Kampf der Tito-Partisanen auch in Kärnten zu organisieren, bereitete Johan für den Einsatz in Kärnten vor und gab ihm Anweisungen für die Tätigkeit in dessen Heimatorten. Er sollte zunächst die Situation erkunden, vor allem Kontakt mit dem „grünen Kader" aufnehmen und diesen zum Abschluß an die Organisation der Tito-Partisanen und der OF (Osvobodilna fronta = Befreiungsfront) sowie zu bewaffneten Aktivitäten in Kärnten bewegen.

Johann Schupanz meldete sich zum 2. Bataillon, das sich im Bereich des Storschitz aufhielt, und war damit seiner Heimat sehr nahe. Sein Wunsch, nach Kärnten zu gehen, ging ihm auch bald in Erfüllung. Nach Absprache mit dem Stab ging Johan am 6. oder 7. Juli 1942 zum ersten Mal über die Karawan-

ken, deren Übergänge er gut kannte. Der Vorkriegskommunist Alojz Zupan-Peter aus Duplje in Slowenien wurde ihm zugeteilt. Auch diesem waren die Pfade nach Kärnten gut vertraut. Über die Koschuta gelangten sie nach Ebriach, wo dem dort aufgewachsenen Johann Schupanz jeder Schritt bekannt war. Mit Alojz Zupan-Peter begann Johan Verwandte, Bekannte und Freunde zu besuchen. Er besuchte seinen 32 Jahre alten Bruder Michael in Ebriach, seine Schwester Maria, verheiratete Olip in Eisenkappel, und eine ganze Reihe Bekannter in Trögern, Zell, Eisenkappel und in der näheren Umgebung. Er erhielt auch Verbindung zu den Burschen des „grünen Kaders", die gute Bekannte von ihm waren.

Beim „grünen Kader" trafen jedoch die beiden Kommunisten Peter und Johan nicht auf den erwarteten Widerhall. Diese Burschen zeigten keinerlei Lust sich dem Kampf anzuschließen. Trotz aller Überredungskunst schlossen sich nur drei, Thomas Olip (28 Jahre), Max Kelich und Jakob Orasche (slow. Oraže, 39 Jahre alt), den Tito-Partisanen an.

Nach zehn Tagen politischer Bearbeitung seiner Landsleute auf der Nordseite der Karawanken, kehrte Johann Schupanz mit dem ihm zugeteilten jugoslawischen Altkommunisten Peter zur Partisaneneinheit nach Oberkrain zurück. Als erster des „grünen Kaders" hat sich Thomas Olip (slow. Tomaž Olip) den Tito-Partisanen angeschlossen und den Partisanennamen „Tomo" erhalten. Am 17. Juli 1942 berichteten Johan und Peter ihrem Stab über die Situation und ihre Tätigkeit in Kärnten.

Sie berichteten u. a., daß in Kärnten alle wehrfähigen Männer zwischen 17 und 50 zur Wehrmacht eingezogen worden seien. Über die Burschen des „grünen Kaders" wurde gesagt, daß sie „trotz Bewaffnung nichts anderes tun, als sich vor den Deutschen auf den Nordhängen der Karawanken zu verstecken."

Trotz dieser wenig ermutigenden Erfahrung entschloß sich der Stab der Partisaneneinheit zu einem neuerlichen Versuch mit dem grünen Kader Verbindung aufzunehmen, um ihn für den Kampf zu gewinnen und mit seiner Unterstützung die OF in Kärnten zu organisieren. Diesmal wurde Schupanz ein politisch ausgebildeter Aktivist zugeteilt. Für diese Aufgabe wurde der Politkommissar der 1. Kompanie des Kokra-Bataillons, Leon Skapin-Lado, ein Student aus Laibach, auserwählt, der vor allem die Burschen des grünen Kaders durch politische Überzeugung für den Kampf gewinnen sollte. Sie sollten sich entweder der Kokra-Einheit anschließen oder, was noch besser wäre, auf ihrem heimatlichen Boden in Kärnten organisierte Aktivitäten entfalten. Darüber hinaus sollte diese Patrouille in Kärnten die OF-Organisation aufbauen.

Die durch den Intellektuellen Lado verstärkte Gruppe zählte vier Mitglieder. Es war abgesprochen, daß die zwei Kärntner, Schupanz und Olip, in den Dörfern bleiben sollten, wo sie aufgewachsen waren. Auch diese Patrouille

überschritt die Karawanken im Bereich der Koschuta, und zwar am 24. Juli 1942. Diesmal besuchten die Titopartisanen mehrere Dörfer zwischen Zell und Eisenkappel, machten die Leute mit der OF-Bewegung vertraut, entlarvten „die verräterische Rolle des königstreuen Dragoljub Mihailović", des Führers der Tschetnik-Verbände und Kriegsminister der königlich-jugoslawischen Exilregierung in London.

Vor allem aber wollten sie die Burschen des grünen Kaders dazu bringen, die Osvobodilna fronta, das Partisanengesetz und damit die politische Linie des nationalen Befreiungskampfes unter Führung der Kommunisten anzuerkennen und sie soweit bringen, daß sie die Befehle des Stabes der Kokra-Abteilung befolgen. Obwohl Lado sich sehr um die Wehrpflichtflüchtigen und Deserteure bemühte und sie auch stark „bearbeitete", hat sich keiner den kämpfenden Titopartisanen angeschlossen, „da ihr Mißtrauen noch zu stark war".

Das Partisanengesetz ist ein Mitte Juli 1941 beschlossenes Reglement über die Zusammensetzung, die Tätigkeit und die Aufgaben der Partisaneneinheiten in Slowenien. Darin waren auch die Rechte und Pflichten, die Unterordnung und Disziplin, die Partisanengerichtsbarkeit und die Bestrafung, wie auch die äußeren Kennzeichen des Partisanentums, Fahne und Gruß geregelt.

Der Partisan muß Befehle unverzüglich und bedingungslos durchführen, bereit sein, das Leben zu opfern. Im Kampf mit dem Feind muß er tapfer, initiativ, entschlossen und kaltblütig sein. Wenn er in die Hand des Feindes fällt, darf er keine Namen nennen, Befehle, Anordnungen und Pläne geheimhalten. Er kämpft für die Vereinigung aller von Slowenen bewohnten Gebiete. Wenn aber der Titopartisan für die Vereinigung aller Slowenen kämpft, dann kämpft er auch für die Abtrennung großer Teile Kärntens von Österreich und für ihren Anschluß an das neue Jugoslawien.

Die Titopartisanen strebten die Verbindung der slawischen Völker unter der Führung Sowjetrußlands an und lehnten sich an die militärischen Operationen der ruhmreichen Roten Armee an.

Für die Zeit nach dem Krieg wurde auf die Gründung eigener politischer Parteien verzichtet, was heißt, daß für die Nachkriegszeit die Kommunisten für ihre Revolution freie Hand erhielten.

Das alles entnehmen wir dem „Partisaneneid" und den „Neun fundamentalen Programmpunkten der OF" aus dem Jahre 1941.

Der Partisaneneid, den jeder ablegen mußte:

„Ich, Partisan des Befreiungsheeres der slowenischen Nation, die an der Seite der ruhmreichen Roten Armee der Arbeiter und Bauern der Sowjetunion und aller anderen für die Freiheit kämpfenden Nationen kämpft, **kämpfe für**

die Befreiung und Vereinigung der slowenischen Nation, für die Brüderlichkeit und für den Frieden unter den Völkern und Menschen, für eine glücklichere Zukunft des arbeitenden Volkes,

schwöre

vor meiner Nation und meinen Mitkämpfern, daß ich alle meine Kräfte und alle meine Fähigkeiten zur Befreiung der slowenischen Nation, des arbeitenden Volkes und der ganzen fortschrittlichen und freiheitsliebenden Menschheit im heiligen Krieg gegen den faschistischen Unterdrücker und Barbaren einsetzen werde,

daß ich die Reihen der Partisanen nicht verlassen werde, in die ich freiwillig und bewußt eingetreten bin, und die Waffe nicht niederlegen werde, bis zum vollkommenen Sieg über den faschistischen Okkupator, bis zur vollkommenen Verwirklichung des großen Befreiungszieles der slowenischen Nation.

Ich schwöre, daß ich im Kampf für die großen Befreiungsziele mit meinem Blut die Ehre und Unantastbarkeit unserer Partisanenfahne verteidigen werde und daß ich, wenn es notwendig sein wird, auch mein Leben opfern werde.

Für die Freiheit — In den Kampf!"

Die beiden Partisanenfahnen sind die rote und die slowenische mit dem Kennzeichen und dem Emblem der eigenen Einheiten sowie mit dem Wahlspruch „Za svobodo" (Für Freiheit).

Der Partisanengruß: Geballte Faust der rechten Hand erhoben zum Schild der Kopfbedeckung mit dem Ruf „V boj" (in den Kampf) und mit der Antwort „Za svobodo" (Für die Freiheit).

Jeder Partisan, der sich im Kampf auszeichnet, kann alle Kommandostellen erreichen.

Für besondere Tapferkeit und besonderen Heldenmut wird man mit dem Titel „Held des Befreiungskampfes" ausgezeichnet.

Mit gleichem Rang steht an der Spitze jeder Partisaneneinheit neben dem Kommandanten der Politkommissar. Dem Politkommissar obliegt die politische Ausbildung der Partisanen, die Aufrechterhaltung des Kampfgeistes, der politischen Einheitlichkeit, der Ordnung und Disziplin zur bedingungslosen Durchführung aller Befehle und Instruktionen. Der Politkommissar ist mit dem Kommandanten auch für die Durchführung der militärischen Aufträge verantwortlich, daher muß der Kommandant die Kampfpläne mit dem Politkommissar in voller Übereinstimmung ausarbeiten.

Partisanengerichte: Über kleine Disziplinarverstöße entscheiden die Kommandanten. Für schwere Vergehen werden eigene Gerichte zusammengesetzt, die nur für Angehörige der eigenen Einheit zuständig sind. Im Falle des Verrates und wenn das Gericht nicht zusammentreten kann, kann auch das Kollektiv unter Vorsitz des Politkommissars die Todesstrafe aussprechen.

Strafen: Ermahnung, Rüge, Verrichten schwerer und unangenehmer Arbeiten, Todesstrafe.

Nach allgemeinem Urteil der slowenischen Historiker hat das Partisanengesetz zur Vereinheitlichung des slowenischen Revolutionsheeres beigetragen.

Das vom Oberkommando der Partisanenabteilungen Jugoslawiens im Juli 1941 beschlossene Partisanengesetz war mit einigen Anpassungen an die Verhältnisse in Slowenien übernommen worden, so z. B. bezüglich der Fahne und des Grußes.

Bei der dritten Sitzung des obersten Gremiums der OF der slowenischen Nation am 16. September 1941 in Laibach, konstituierte sich dieses Gremium als Slowenischer Nationaler Befreiungsausschuß (SNOO Slovenski narodno osvobodilni odbor). Als führendes Organ der slowenischen Volksrevolution übernahm der Befreiungsausschuß die Aufgabe, für die Zeit des Befreiungskampfes die slowenische Nation auf ihrem ganzen Territorium zu vertreten, zu organisieren und zu führen.

Außerdem beschloß er, als Vertretungsorgan, in ständigen Kontakt mit gleichen Vertretern anderer Nationen Jugoslawiens zu treten.

Die Partisanen Sloweniens unterstellen sich Tito

Der SNOO nahm einige bedeutsame Dekrete an. Das erste war das Dekret über den Zusammenschluß der slowenischen Partisaneneinheiten in die Nationalbefreiungs-Partisaneneinheiten Jugoslawiens, deren Oberster Kommandant Tito (Josip Broz) war. Dieses Dekret lautet:

„§ 1 Bestehende und künftige slowenische Partisaneneinheiten bilden das slowenische Heer mit eigenem Kommando.

§ 2 Das slowenische Heer der slowenischen Einheiten wird als Bestandteil den Nationalbefreiungs-Partisanenabteilungen Jugoslawiens angeschlossen und operiert unter dem Oberkommando des Hauptstabes der Nationalbefreiungs-Partisanenabteilungen Jugoslawiens."

Für Gegner — die Todesstrafe

Mit dem „Dekret über den Schutz der slowenischen Nation und ihrer Bewegung für die Befreiung und Vereinigung" ist jeder Slowene vor der Nation und der neuen Volksmacht für Taten verantwortlich geworden, die den Interessen der Nation und des Befreiungskampfes widersprechen. Verräter werden mit dem Tode bestraft, desgleichen jene, die nationale Kräfte zum Kampf gegen die Befreiung der slowenischen Nation abspalten und den Feind unterstützen.

Damit erhielt die nationale Befreiungsbewegung eine starke Waffe im Kampf für die Einheit und gegen jede Art von Schädigern, Verrätern und gegen die Kollaborateure. Je stärker die bewaffneten Einheiten der Titopartisanen wurden, desto rigoroser wurde dieses Dekret verwirklicht.

Mit dem „Dekret über die Nationalsteuer", die jeder Slowene zu zahlen verpflichtet war, und die man schrittweise von einer Okkupationslira bis 10% des reinen monatlichen Einkommens erweiterte, sowie durch die Ausschreibung einer Freiheits-Anleihe in der Höhe von 20 Millionen Vorkriegsdinar waren dem SNOO die notwendigen finanzielen Mittel gesichert.

Am 26. September 1941 nahmen daher, der Kommandant und der Politkommissar des Hauptstabes der slowenischen Partisaneneinheiten, Franc Leskošek und Miha Marinko, an einer Beratung in Stolice in Westserbien teil. Beide waren mit gefälschten Dokumenten dorthin gereist, und zwar über Zagreb und Sarajevo.

Der Hauptstab der Partisanenabteilungen Jugoslawiens wurde in Oberster Stab umbenannt, dem alle nationalen Hauptstäbe untergeordnet waren. Als einheitliche Zeichen der Zugehörigkeit zur Partisaneneinheit wurde die nationale Fahne mit rotem Stern in der Mitte bestimmt.

Nach den Beratungen in Stolice wurde der Gruß geändert in „Smrt fašizmu — Svoboda narodu!" (Tod dem Faschismus — Freiheit dem Volk). Ende Oktober hat der Stab mit Sonderbefehl den Gruß mit geballter Faust vorgeschrieben.

Die neun fundamentalen Programmpunkte der OF

Am 1. November 1941 kam es zur Endredaktion der ersten sieben fundamentalen Programmpunkte der OF der slowenischen Nation und zur Beschlußfassung durch die II. Plenarsitzung des Slowenischen Nationalbefreiungsausschusses.

Einige Wochen später durch zwei Punkte ergänzt, ist dieses Programm unter der Bezeichnung „Neun Fundamentalpunkte der OF" in der Neujahrsbotschaft als „Izjava" (Erklärung) am 6. Jänner 1942 publiziert worden und blieb bis zum Juli 1945 unverändert in Kraft.

1. Gegen die Okkupatoren muß eine unerbittliche bewaffnete Aktion durchgeführt werden.
2. Diese Aktion stellt den Ausgangspunkt für die Befreiung und Vereinigung der Slowenen dar.
3. Auf dem Standpunkt der natürlichen und schicksalhaften Gemeinschaft der jugoslawischen Völker stehend, anerkennt die OF nicht die Zerstückelung Jugoslawiens und wirkt mit allen Kräften für die Einigkeit und Ein-

heitlichkeit seiner Völker. Gleichzeitig strebt sie auf der Grundlage des Rechtes jeder Nation auf Selbstbestimmung die Verbindung der slawischen Nationen unter der Führung der großen russischen Nation an.

4. Mit der Befreiungsaktion und der Aktivierung der slowenischen Massen verändert die OF den slowenischen Nationalcharakter. Die slowenischen Volksmassen, die um ihre nationalen und Menschenrechte kämpfen, schaffen eine neue Form des aktiven Slowenentums.
5. Alle Gruppen, die in der OF mitarbeiten, haben sich zu loyalen gegenseitigen Beziehungen verpflichtet.
6. Nach der Befreiung übernimmt die OF die Macht auf dem slowenischen Territorium.
7. Nach der Befreiung führt die OF die konsequente Volksdemokratie ein. Alle Fragen, die den Rahmen der nationalen Befreiung übersteigen, werden auf konsequente, volksdemokratische Art gelöst werden.

   Hinsichtlich der slowenischen nationalen Erfordernisse und hinsichtlich der Tatsache, daß die Zeit unserer nationalen Befreiung näher rückt, fügt die OF der slowenischen Nation ihren „Fundamentalpunkten" noch die folgenden zwei Punkte hinzu:

8. In Übereinstimmung mit den feierlichen Erklärungen Churchills, Roosevelts und Stalins, wird nach der Befreiung die slowenische Nation selbst über die innere Ordnung des Vereinigten Slowenien und über seine auswärtigen Beziehungen entscheiden. Die OF wird dieses elementare Recht der slowenischen Nation durchsetzen und mit allen Mitteln verteidigen.
9. Das nationale Heer auf dem slowenischen Territorium besteht aus den Slowenischen Nationalbefreiungs-Partisaneneinheiten und dem Nationalschutz, in die einzutreten alle nationalbewußten Slowenen aufgerufen werden.

Es kann nicht ausgeschlossen werden, daß der größte Teil des „grünen Kaders" nicht bereit war, den Partisaneneid zu leisten und dann bedingungslos alle Befehle der Partisaneneinheit durchzuführen und sich der kommunistischen Führung unterzuordnen. Sicherlich gab dabei auch die Überlegung den Ausschlag, ohne Kampf überleben zu wollen, ohne Rücksicht darauf, in welche Gefahr alle gebracht werden, die die Partisanen unterstützen.

Aufnahme der Verbindung mit Einheimischen

Die zweite Patrouille hat sich, wie vereinbart, nach zehn Tagen in Kärnten aufgeteilt. Die aus Kärnten stammenden Slowenen blieben mit dem Partisanen Johan an der Spitze in den heimischen Orten, um mit den Leuten Verbindung aufzunehmen, sie zu werben, während Lado und Peter am 5. oder 6. August

zur Kokra-Abteilung zurückkehrten und den Stäben berichteten. Ihr Bericht enthielt sicher die mangelnde Bereitschaft des grünen Kaders zum Kampf. Er enthielt aber auch, daß nationalbewußte Slowenen in Kärnten gebeten haben, ihnen ehestens einen geeigneten und erfahrenen politischen Aktivisten für ständig zu schicken, der in der Lage ist, sie über die OF aufzuklären und ihnen vom Partisanenkampf zu berichten.

Über Thomas Olip-Tomo erhielt Johann Schupanz-Johan Verbindung zu Johann Doujak (slow. Janez Dovjak, 36 Jahre alt), der in einer Ferlacher Gewehrfabrik beschäftigt war, der Waffen und Munition „ohne Schwierigkeiten herbeischaffte" wie sich Marjan Šturm 1982 ausdrückte. Diese Waffen wollte Schupanz für die Partisaneneinheit verwenden, die er in Kärnten auftragsgemäß bilden sollte. Schupanz tippte auch Flugblätter auf der Schreibmaschine, die er dann durch Mitarbeiter in den Gräben um Eisenkappel streuen ließ.

Der Stab der Kokra-Abteilung entschied einen erfahrenen politischen Aktivisten nach Kärnten zu schicken, der die Leitung der politischen Arbeit übernehmen sollte, während die beiden Kärntner seine Helfer sein sollten. Noch während nach einem geeigneten Aktivisten gesucht wurde, entschloß sich der Stab am 8. und 9. August 1942 eine kleine Kampfgruppe zum Einsatz zu bringen. Geführt wurde diese Kampfgruppe von Janez Perko und sie erhielt auch gleich Verbindung mit Thomas Olip und Johann Schupanz.

Der erste politische Mord der Titopartisanen in Kärnten am 12. August 1942 in neuem Licht

Bei dem Gespräch mit diesen beiden Kärntnern erfuhr die Kampfgruppe, daß sich der Graf-Thurn'sche Jäger Hugo Urbas zu Hause aufhalte — und es wurde beschlossen, diesen „Nemčur" zu justifizieren.

Nemčur (Deutschtümler) bezeichnen die Slowenen die zweisprachigen Menschen, die sich als Deutsche fühlen und bekennen, die bei der Volksabstimmung am 10. Oktober 1920 durch ihre Stimmabgabe für Österreich, die Entscheidung gebracht haben, daß die Zone A bei Kärnten und Österreich blieb. Die Verwendung des Ausdruckes „Nemčur" für Hugo Urbas deutet daraufhin, daß die Slowenen in ihm einen ausgesprochenen Gegner der slowenischen Anschlußpläne an Jugoslawien sahen.

„Die Titopartisanen vollzogen die Justifizierung ohne besondere Komplikationen, obwohl Urbas im Besitz von Waffen war", lesen wir bei Jan, der jedoch nicht vermerkt, daß dies ohne Unterstützung durch Einheimische mit genauer Ortskenntnis sicher nicht möglich gewesen wäre.

Die Ermordung des Jägers Hugo Urbas am 12. August 1942 ist das erste politische Verbrechen der Titopartisanen auf Kärntner Boden. Etwa 10 mit

Gewehren und Pistolen bewaffnete Slowenen haben in Zivilkleidern das Försterhaus überfallen.

Da Urbas weder Abwehrkämpfer noch Parteigenosse war, und auch keinerlei Funktion in nationalsozialistischen Organisationen bekleidet hat, wurde bei den Ermittlungen nach den Tätern zunächst davon ausgegangen, daß die Mörder unter den Angehörigen der seinerzeit von Urbas erschossenen jugoslawischen Grenzgänger aus Kranj zu suchen seien.

Im Frühjahr 1927 war Hugo Urbas bei Trögern auf jugoslawische Grenzgänger gestoßen, die mehrere Jagdgewehre beförderten, die aus einem Großeinbruch in die Büchsenmachergenossenschaft in Ferlach stammten. Es kam zu einem Schußwechsel, wobei Urbas zwei Grenzgänger tödlich traf. Einer entkam über die Grenze nach Jugoslawien.

Für die Familie Urbas ist die Ermordung des pflichtbewußten, kärntnertreuen Aufsichtsjägers umso tragischer zu bewerten, als schon der Vater von Hugo Urbas, der den gleichen Beruf ausgeübt hatte, im Jahre 1916 durch Schüsse ins Revier gelockt und am Westritschnig-Felsen niedergeschossen worden ist.

Karl Pruschnig schrieb 1977 „Urbas war ein begeisterter und strenger Schützer der herrschaftlichen Rechte, bei den slowenischen Arbeitern aber überhaupt nicht beliebter Fremder“. In dieser kurzen Feststellung gibt Pruschnig nationale Motive für die Ermordung von Hugo Urbas zu. Er schreibt auch, daß sich Zusammenstöße zwischen den deutschen Jägern und den slowenischen Wilderern immer wieder ereignet haben: „Den gegenseitigen Haß hat die Volksabstimmung 1920 noch besonders geschürt. In der Zeit nach dem verlorenen Plebiszit gab es die meisten Zusammenstöße zwischen den deutschen Jägern und den slowenischen Wilderern . . . In Ebriach, Lobnig, Remschenig, Vellach, Ruttach und Rechberg haben ausschließlich Slowenen gelebt . . . die Förster aber waren nur Deutsche . . . zwischen ihnen herrschte harte, brutale Spannung.“

Nach der Ermordung von Förster Hugo Urbas, ging die Kampfgruppe nach zwei Tagen über den Schaida-Sattel, wo sie beim slowenischen Bauern Kalischnik halt machte, eine Verpflegungsaktion durchführte und dann zum Bataillon nach Slowenien zurückkehrte.

Peter Blažič-Melhior aus Koveje ist als Kenner des Terrains, zum ständigen Kurier zwischen dem Stab der Kokra-Einheit in Oberkrain, und Schupanz und Olip auf der Kärntner Seite der Karawanken bestimmt worden.

Pruschnig verschweigt aber auch nicht die Konsequenzen dieses Mordes auf den Nachfolger, der sich mit den Titopartisanen gut stellen mußte, um zu überleben. Der Jäger K . . . , der nun das Haus Malowerschnig bezog, mußte ein gutes Verhältnis zu den Partisanen suchen. Er versorgte sie mit Munition und Sanitätsmaterial, übergab ihnen 20 Decken und informierte sie über die

Feindbewegungen. Mit seinem Einverständnis schossen sie Gemsen im Revier. Sogar ein Gewehr soll er ihm ausgetauscht haben, behauptet Pruschnig.

Der beim Graf Thurn angestellte und beim Mletschnig im Jagdrevier wohnende J . . . , ein geborener Slowene, sei zwar nicht sehr freigebig gewesen, aber er verhielt sich vollkommen neutral. „Auch in seinem Revier hatten wir Partisanen Ruhe, was wegen der Nähe zu Eisenkappel von außerordentlicher Bedeutung war."

Rückblickend schrieb Pruschnig im „Lovec" LX 1977, daß die Epoche des Partisanenkampfes „unmenschlich grausam war . . . Jeder Krieg bringt auch gewaltige Brutalität".

Aufbau der OF-Organisation

Johann Schupanz konnte über den 28jährigen Olip-Tomo in Zell-Pfarre und den 36jährigen Johann Doujak zu Ferlacher Büchsenmachern den Kontakt herstellen, die Waffen und Munition lieferten. Einer der begeisterten Mitarbeiter von Schupanz ist der 29 Jahre alte Franz Weinzierl aus Zauchen, südlich von Rechberg, geworden. Über diesen bekam Schupanz Verbindung zu den Zwangsarbeitern aus Polen, von denen sich Lipinski bereit fand, mit den Partisanen zusammenzuarbeiten. Polen und Ukrainer waren bei den Bauern im Arbeitseinsatz. Blažič-Melhior hielt die Verbindung zwischen Schupanz und dem Stab aufrecht und brachte ihm jede Woche Zeitungen und Flugblätter. Thomas Olip stellte die Verbindung zur Bevölkerung her.

In der Zwischenzeit hat der Stab einen für die politische Arbeit im Raum Eisenkappel geeigneten Aktivisten ausfindig gemacht, und zwar Stane Mrhar, beheimatet in Šentvid bei Laibach und bisher Kurier beim Stab, seit 1934 Mitglied der KP Sloweniens und seit August 1941 Partisan. Als Anfang September 1942 Johann Schupanz nach Oberkrain ging, um dem Stab zu berichten, traf er mit Mrhar zusammen, dessen am 13. Juli erlittene Verwundung gerade geheilt war. Beide dachten um den 10. September nach Kärnten aufzubrechen. Welch große Bedeutung die slowenischen Titopartisanen der Frage Kärnten beimaßen, geht daraus hervor, daß die beiden Mrhar und Schupanz vor ihrem Abmarsch nach Kärnten zu einer Aussprache zum damaligen Sekretär der KPS (Kommunistische Partei Sloweniens) für Oberkrain Lojze Kebe-Štefan befohlen wurden, bei der auch der Politkommissar der Kokra-Einheit, Ivan Bertoncelj-Johan Jereb anwesend sein mußte. Es wurden den beiden Anweisungen für ihre Arbeit in Kärnten erteilt. Hier erfuhren sie auch, daß der Kärntner Rayon um Eisenkappel und Zell-Pfarre politisch zum Distrikt der KPS Oberkrain gehört.

In den Septembertagen des Jahres 1942 wurden grundlegende organisatorische Änderungen durchgeführt, und zwar derart, daß einzelne aktive Mitglieder der KPS als Kämpfer entlassen wurden, um als Aktivisten für die politische Arbeit in einem bestimmten Gebiet eingesetzt zu werden, um so die OF-Bewegung noch stärker in die Hand der KPS zu bekommen.

Mrhar und Schupanz wurden von der Kampfeinheit entlassen und verpflichtet im Rayon Eisenkappel-Zell-Pfarre ein Netz von OF-Ausschüssen aufzubauen. Sie sollten aus jenen Leuten, die bisher Schupanz geworben hatte, OF-Ortsausschüsse organisieren und das Terrain für die Bildung von kämpfenden Partisaneneinheiten vorbereiten. Bisher gab es in Kärnten noch immer keine Ausschüsse der OF.

Stane Mrhar und Johann Schupanz haben gleich nach ihrer Ankunft in Kärnten mit der Bildung der OF-Ausschüsse begonnen. Es fehlte ihnen jedoch an Propagandamaterial. So konnte die Propaganda nur mündlich weitergegeben werden. Sie arbeiteten mit der Drohung, daß im Oktober die Mehrheit der Slowenen aus Kärnten umgesiedelt werden soll.

Zwei Drittel der Bauern seien gegen Hitler, schreibt Mrhar in seinem Bericht und fährt dann fort: „Wir haben auch einen Pfarrer besucht und ihm die Bedeutung unseres Kampfes und unsere Ziele erläutert. Auf meinen Wunsch, als nationalbewußter Slowene etwas mehr für uns zu tun, erklärte er, daß er ziemlich vorgeschrieben hat, was er predigen darf. Er hat dennoch versprochen, bei den Leuten günstig über die OF zu sprechen und mögliche Bedenken zu zerstreuen, wie er es schon bisher getan hat."

Mrhar berichtete dem Politkommissar aber auch, daß die Bauern denken, die slowenischen Partisanen würden sie befreien. Daraus ersehen wir doch sehr deutlich, daß von einer Kampfbereitschaft unter der slowenischen bäuerlichen Bevölkerung in Kärnten nicht viel zu spüren war. Sehr schwierig sei es, schreibt Mrhar, mit den seinerzeitigen Flüchtlingen Verbindung zu erhalten, weil sie uns meiden, uns ausweichen und Bedenken wegen ihrer Familien, wegen des Winters und überhaupt wegen des Endes haben. Mit der KPÖ habe er noch keine Verbindung erhalten.

Mrhar und Schupanz gelang es, OF-Ortsausschüsse in Lobnig, Ebriach, Trögern, Vellach, Blasnitzen, Zauchen, Rechberg, Zell-Pfarre und Ferlach aufzubauen. Der erste Ausschuß ist in Lobnig mit Georg Pasterk und Karl Pruschnig gegründet worden. Bei dieser Arbeit war besonders Schupanz von unschätzbarem Wert, weil ihn die Leute kannten. Politisch-ideologisch aktiv war jedoch Mrhar, als geschulter Kommunist.

Unter den ersten, mit denen Mrhar und Schupanz Kontakt aufgenommen haben, waren der 39jährige Georg Pasterk (slow. Jurij Pasterk) vlg. Deutschmann (slow. Tavčman) in Lobnig und der „bedeutende Kärntner Volkstribun Karl Prušnik" ebenfalls aus Lobnig, schreibt Ivan Jan in seinem Buch

„Kokrški odred" in dem er auch feststellt, daß die ersten Funken des Widerstandes die Kämpfer dieser Einheit aus Oberkrain nach Kärnten gebracht haben.

Beim Georg Pasterk fanden schon im August 1942 die ersten Zusammenkünfte mit den kommunistischen Partisanen statt. Georg hat auch das erste Zusammentreffen Pruschnigs mit Mrhar und Schupanz arrangiert. Pruschnig schreibt darüber:

„Seit mich Stane besucht hat, hatte mein Leben ein klares Ziel. Ich war glücklich . . . Jurij Pasterk, Franci Weinzierl und ich trafen uns ständig geheim . . ."

Während es Mrhar und Schupanz gelang, mehrere Ortsausschüsse der OF zu gründen, blieb ihr Werben um den „grünen Kader" so gut wie ergebnislos. Es gab daher im Herbst 1942 noch immer keine bewaffnete einheimische Gruppe in Kärnten selbst, die bereit gewesen wäre, auf der Seite der Titopartisanen den Kampf aufzunehmen. Aber auch alle Bestrebungen und Bemühungen der Kokra-Einheit nördlich der Karawanken, im Bereich der Koschuta Fuß zu fassen, blieben trotz mehrerer Versuche ohne Erfolg.

Schon am 7. August 1942 konnte sich ein Teil des 2. Kokra-Bataillons der Verfolgung durch die deutschen Einheiten, nur durch das Ausweichen auf das Kärntner Gebiet entziehen. Diese Partisanen kamen bis Trögern; kehrten aber am 8. August wieder nach Oberkrain zurück.

Am 16. August 1942 überschritt dieses Bataillon die alte Grenze nach Kärnten, stieg unter Führung von Schupanz und Olip nach Zell ab, raubte das Geschäft aus, nahm einigen Jägern die Waffen ab, marschierte Kampflieder singend durch das Dorf. Man hatte die Absicht, einen zugewanderten deutschen Bauer zu „bestrafen". Dem Sohn des Bauern gelang es jedoch zu flüchten. Als die Partisanen im Haus Waffen und Munition fanden, nahmen sie den Vater mit, den sie nach einem Verhör wieder laufen ließen, weil sie zu dieser Zeit noch der Meinung waren, mit einer Liquidierung eher politischen Schaden anzurichten. Am 17. August zog sich das Bataillon wieder auf die Südseite der Karawanken zurück.

Aber schon am 23. August mußte diese Partisaneneinheit, um der Verfolgung zu entgehen, wieder über die Koschuta nach Kärnten ausweichen. Es kam jedoch zu einem Feuergefecht mit deutschen Einheiten, sodaß sich das Partisanen-Bataillon am 24. August wieder auf die Südseite der Karawanken zurückziehen mußte.

Etwa um die gleiche Zeit überschritt östlich des Seebergsattels eine Kampfgruppe der Partisanen die Kärntner Grenze, kehrte bei einigen einheimischen Slowenen ein, führte eine Verpflegungsaktion durch und ging wieder in ihr altes Lager zurück.

Zum fünften Mal überschritt eine starke Abteilung dieser Partisaneneinheit zwischen 24. und 26. August 1942 die Kärntner Grenze. Diesmal ging der Politkommissar Ivan Bertoncelj-Johan selbst mit. Schupanz hatte nämlich die Nachricht gebracht, daß eine große Zahl polnischer Gefangener ober Ebriach und Zell zum Holzschlägern eingesetzt ist. Der Politkommissar wollte diesen mehr als 50 Polen die Bedeutung des Kampfes erläutern und sie zum Übertritt zu den Titopartisanen überreden. Er hatte jedoch keinen Erfolg. Die Partisanen verboten den Polen Holz zu schlägern.

In den ersten Septembertagen 1942 mußte eine kleinere Gruppe der Partisanen noch einmal auf die Kärntner Seite, weil die deutschen Polizeieinheiten den Raum südlich des Storschitz so abgeriegelt hatten, daß den Partisanen jede Möglichkeit genommen war, sich Nahrungsmittel aus dem Tal zu holen oder zu erhalten. Sie wollten sich daher die Verpflegung auf der Kärntner Seite beschaffen und überschritten die Grenze am Seeberg. Sie nahmen mit einigen Slowenen Kontakt auf, konfiszierten Lebensmittel und sogar ein Rind.

Im Sommer 1942 war geplant, in Oberkrain einen allgemeinen Aufstand gegen die deutschen Einheiten und ihre Kollaborateure zu organisieren. Es kam zu schweren Kämpfen und großen Verlusten auf Seiten der Partisanen. Mitte Juli mußte der Partisanenstab für Oberkrain erkennen, daß „er den Befehl des Hauptstabes nicht erfüllen könne". Um die Partisaneneinheiten vor dem Aufreiben zu bewahren, wurde beschlossen, sie in die Karawanken und dann weiter in die Untersteiermark zurückzuziehen.

Die Lage für die Partisanen wurde noch bedrohlicher, als Ende Juli die Bataillone 510 und 322 der Landesschützen, von einem Regiment der Gebirgsjäger der Polizei abgelöst wurden, das für den Kampf im Gebirge gut ausgerüstet war, weil es für den Einsatz im Kaukasus bestimmt war.

Als sich ein Partisanen-Bataillon der Save-Abteilung bis westlich vom Loiblpaß durchgeschlagen hatte, wurde ihm der Weg von den Landesschützen gesperrt, die auch die Südhänge der Koschuta besetzt hatten. 61 Partisanen verbrachten die Nacht unter den Felsen der Koschuta, wichen dann nach Kärnten aus und näherten sich gegen Mittag den ersten slowenischen Häusern in Mitterwinkel, „südwestlich von Ferlach und nur etwa 20 km von Klagenfurt entfernt", wird im Buch Narodnoosvobodilna vojna na Slovenskem 1941—1945, Ljubljana 1977, nicht ohne gewissen Stolz festgehalten.

„Die slowenische Bevölkerung in Kärnten hat ihnen (den Partisanen) reichlich Verpflegung zubereitet, sie hatten ja schon drei Tage nichts mehr gegessen. Am folgenden Tag gingen sie gegen das Dorf Zell-Pfarre, das aber schon vorher der Feind besetzt hat. Sie stiegen zur Alm Setitscha auf, und wichen der erwarteten Einkesselung durch den Marsch in die Gegend von Abtei aus. In der Nähe von Robesch errichteten sie am 25. August ein Lager. Während des Austeilens des Abendessens wurden sie von einer starken feindlichen

Gruppe überfallen." Im entschlossenen Gegenangriff vertrieben sie die Angreifer und erbeuteten ein neues MG, ein Schnellfeuergewehr, 7 Gewehre und ein Funkgerät.

An diesem Kampf bei Robesch nahm auch der nach 1945 hohe Partei- und Regierungsfunktionen bekleidende Mitja Ribičič teil.

„Das war der erste Partisanenkampf im Gebiet, das vor dem Überfall auf Jugoslawien zum Deutschen Reich gehörte. Dieser sichtbare Partisanensieg über eine deutsche Einheit, die natürlich im Kampf mit den Partisanen keine Erfahrung hatte, hat in ganz Kärnten starken Widerhall gefunden. Mit ihm begann auch das Übertragen des bewaffneten Widerstandes auf das slowenische Gebiet jenseits der Karawanken", lesen wir in slowenischen Quellen.

18 Partisanen trennten sich von der Einheit. Die Hälfte davon ging nach Oberkrain zurück. Einige wurden auch gefangengenommen. Nur 3 kehrten zum Bataillon zurück, das dann bei seinem Marsch in die Steiermark nur noch 36 Mann zählte.

Nach dem Kampf bei Robesch blieb Stane Mrhar in Kärnten. Er hielt sich bei der Familie Weinzierl vlg. Markowitz in Zauchen auf. Hier lernte er auch den Gymnasiasten Josef Rutar kennen, der viele Abende in Diskussionen mit Franz Weinzierl und Stane Mrhar verbrachte, ja mit Mrhar befreundet wurde.

Der aus Sittersdorf stammende Gymnasiast Rutar Josef (slow. Jože) war Zögling im Marianum. Als das Marianum nach St. Paul verlegt worden war, verließ er mit mehreren Slowenen das Internat. Er fuhr täglich von Sittersdorf nach Klagenfurt ins Gymnasium. Maria Urank aus Gallizien, deren Vater bis 1934 Bürgermeister gewesen ist und der 1942 mit acht Kindern nach Deutschland abgesiedelt worden ist, war es gelungen, während eines Luftangriffes aus München zu flüchten, wo sie bei einem Nationalsozialisten gearbeitet hatte. Sie kam nach Klagenfurt, wo sie bei der Frau Duben wohnte. Sie fuhr mit dem Zug ins Jauntal. In Sittersdorf wartete der Gymnasiast Josef Rutar auf sie und brachte sie mit dem Fahrrad nach Zauchen zu Franz Weinzierl vlg. Markowitz. Maria Urank blieb mehrere Wochen in diesem Hause, lernte hier die kommunistischen Politaktivisten Mrhar und Schupanz kennen.

Am 4. Oktober 1942 schrieb Stane Mrhar einen Bericht, in dem er von der schwierigen aber erfolgreichen Arbeit in Kärnten berichtete. Johan sei es bis dahin gelungen, in der Umgebung von Ebriach und Eisenkappel mit Leuten Verbindung aufzunehmen, von denen er wußte, daß sie nationalbewußte Slowenen sind. Es ist auch schon Geld gesammelt worden (Nationalsteuer), und zwar freiwillige Beträge. „Wir werden es so regeln, daß es bald regelmäßige werden."

Neue Wendung im Fall Urbas

Anfang Oktober 1942 wurde ein gefangener Tito-Partisane von der Außenstelle des Sicherheitsdienstes Kranj zur Geheimen Staatspolizei nach Klagenfurt überstellt. Dieser Partisan gab an, bei der Ermordung von Urbas in Ebriach zugegen gewesen zu sein. Weiters gab er an, daß etwa 10 Partisanen, unter welchen sich auch zwei Männer aus Eisenkappel oder Zell-Pfarre befanden, die bei Kriegsbeginn nach Jugoslawien geflüchtet seien, als Anführer bei dieser Aktion aufgetreten seien. Außerdem soll sich der Holzarbeiter Peter Blažič, der bei der Firma Leitgeb beschäftigt, 1941 im Wald in Ebriach und Trögern gearbeitet habe, daran beteiligt haben. Die Partisanengruppe sei von Oberkrain über die Karawanken gekommen und hätte sich nach Verübung der Tat dorthin wieder zurückgezogen. Namen, außer jenen von Blažič, vermochte der Partisane, der nach Abgehen der Gegend Ebriach-Schaida-Sattel wieder nach Kranj zurückgestellt wurde, nicht anzugeben. Er behauptete aber, daß die meisten von jener Kampfgruppe im Kampf im Forst bei Kranj am 15. September 1942 gefallen seien.

Bei der Begehung der Ebriachgegend hat der Partisane alle Geschäfte gezeigt, wo die Partisanengruppe bei ihrem Durchmarsch unterstützt worden ist und wem sie die bei Urbas geraubten Jagdwaffen verschenkt hatte.

Die Ermittlungen im Mordfall Urbas erhielten jedoch eine neue Wendung, als Mitte September 1942 bei einer vom 18. Gebirgsjäger-Polizeiregiment durchgeführten Säuberungsaktion südlich des Loiblpasses das 2. Bataillon der Kokra-Abteilung überrascht und eingekesselt worden war. Nach deutschen Quellen sind 28 Partisanen gefallen, 33 gefangen genommen worden, 5 konnten entkommen. Nach slowenischen Quellen hatte dann das Bataillon nur noch 25 Kämpfer. Diese Zahlen geben uns über die Stärke der Partisaneneinheiten Auskunft.

Unter dem sichergestellten Schriftmaterial befand sich auch ein slowenisch abgefaßter Brief, der als Partisanenmeldung sich mit den Verhältnissen in Ebriach und Eisenkappel befaßte. In diesem Brief wurde berichtet, daß die politischen Arbeiten der Partisanen von Eisenkappel in Richtung Klagenfurt gut vorankommen, obwohl die Organisation der OF durch die Umsiedlung der Slowenen zerschlagen worden ist, seien wieder 25 Mitglieder gewonnen worden. Da die Schwester des Verfassers der Meldung erkrankt sei, seien weitere Meldungen unterblieben. Urbas habe die kleinen Leute verfolgt und mußte daher beseitigt werden, hieß es in der Meldung.

Daß bei der Ermordung von Urbas Einheimische zugegen gewesen sein mußten, war schon früher vermutet worden, weil die Partisanen nach einem ganz speziellen Gewehr gesucht hatten.

Auf Grund der Deserteurliste ist inzwischen festgestellt worden, daß es sich bei dem Schreiber der sichergestellten Partisanenmeldung um den 1938 im Herbst nach Jugoslawien geflüchteten Wehrmachtsangehörigen Johann Schupanz aus Ebriach handelt. Die Meldung war mit „Johan“ unterfertigt. Die in dieser Meldung genannte erkrankte Schwester konnte in der Person der Maria Olip, geborene Schupanz, in Eisenkappel festgestellt werden, deren Festnahme jedoch zunächst nicht erfolgte.

Josef Rutar und Franz Weinzierl erhielten Einberufungsbefehle zur deutschen Wehrmacht. Obwohl beide sich mit dem Gedanken befaßt hatten, zu den Partisanen zu gehen, rückten sie nach Absprache mit Mrhar und Schupanz doch ein, um so viele wie möglich zum Desertieren zu überreden.

Am 14. Oktober rückte Rutar ein und war Soldat in der Waisenhauskaserne in Klagenfurt. Bevor Franz Weinzierl Ende Oktober einrückte, nahm Maria Olip Maria Urank zu sich nach Eisenkappel.

Im Oktober 1942 war der Gebirgsjäger und Narvikkämpfer Franz Pasterk auf Urlaub gekommen. Seinem Bruder Georg Pasterk, Mrhar und Pruschnig gelang es, ihn zu überreden sich den Titopartisanen anzuschließen. Nach den Anweisungen von Mrhar ging Franz Pasterk Anfang November zur Familie Jereb in Ebriach, dann über die Karawanken und fand bei Tržič am Loiblpaß Kontakt zu den Partisanen. Er wurde mit dem Partisanennamen „Lenart“ ein verbissener Kämpfer in der Armee Titos, zeichnete sich aus und erhielt bald Führungsaufgaben, obwohl er durch Verwundung ein Auge verloren hatte.

Im Oktober 1942 bestellte das Gebietskomitee für Steiermark der Kommunistischen Partei Sloweniens Pavle Žaucer-Matjaž zum Gebietssekretär der KPS für Kärnten, wozu das Mießtal und auch Kärnten, und zwar der östliche Teil der Karawanken, gehörten. Žaucer war Mitglied der KPS seit 1936, Partisan seit 1941 und bis zu diesem neuen Auftrag Politkommissar einer Partisanengruppe in der Untersteiermark. Er erhielt den Befehl, sich in das Gebiet am Südabhang der Petzen zu begeben und hier den bewaffneten Widerstand zu organisieren. Im Monat darauf kam eine 14 Mann starke Partisanengruppe auf die Petzen, die im Raum Črna und Eisenkappel operierte.

Anfang November 1942 kamen ein gewisser Viktor und Franz zum Stab der Kokra-Abteilung. Das Zentralkomitee der KPS hat die beiden über das Gebietskomitee für Oberkrain nach Kärnten geschickt. Der ständige Kurier Peter Blažič-Melhior sollte sie zu Mrhar und Schupanz bringen. Der Wiener Franz war für die politische Arbeit in der Umgebung von Klagenfurt bestimmt, während Viktor für Flugblätter und andere Druckerzeugnisse sorgen sollte. Sie hatten in ihrem Gepäck ziemlich viel Literatur und Post mit. An der Grenze gerieten sie in einen Hinterhalt. Viktor und Franz fielen und ihr Material geriet in die Hände der Deutschen, während Blažič fliehen konnte.

Die Deutschen schleusten an Stelle der zwei Gefallenen zwei Agenten ein, statteten sie mit der erbeuteten Literatur und mit Anweisungen aus. Diese Agenten waren Helmut Sobetz, ein Gottscheer, und Felix Kropivnik aus Jesenice, der von den Partisanen desertiert war und Stane Mrhar persönlich kannte.

Die beiden meldeten sich als „Partisanen" in Ebriach. Es gelang ihnen, zu Maria Olip, der Schwester von Johann Schupanz, zu gelangen und mit ihr ein Zusammentreffen mit Mrhar und Schupanz im Hause Golob (Haller) für die Nacht zum 10. November abzusprechen. Beim Schußwechsel der Gendarmeriestreife mit Mrhar und Schupanz wurde Sobetz getötet. Mrhar und Schupanz konnten entkommen. Maria Olip wurde verhaftet. Am folgenden Morgen wurde auch Maria Urank festgenommen und nach Eisenkappel gebracht. Sie konnte jedoch fliehen. Zog in einem Clo andere Kleider an, die sie im Rucksack gehabt hatte. Maria Urank ging zum Wölfel, zu Karl Pruschnig. Damals war in Eisenkappel Kirchtag. Dort erfuhr sie von der gelungenen Flucht von Mrhar und Schupanz. Sie traf Mrhar, und zusammen gingen sie in Richtung Ebriach, um Johann Schupanz zu suchen. In Ebriach waren Maria (Mojca) und der kommunistische Aktivist Stane Mrhar Gäste des Pfarrers Ignaz Zupanz.

„Dieser Volkspriester hat bei der Messe die Menschen ermuntert, jenen zu helfen, die Hilfe suchen, ihnen Übernachtung zu geben — gemeint waren die Partisanen", lesen wir im „Naš tednik" vom 8. September 1983.

Die beiden gingen dann über Rechberg, Zauchen, Wildenstein nach Abtei, wo sie von der Magd Tila beim Sablatschan bewirtet wurden. Hier trennten sie sich. Stane Mrhar ging nach Zell. Maria Urank ging zu Černežl, wo sie die Hausfrau und den alten Knecht kannte. In den Morgenstunden wurde das Haus umstellt und sie wurde verhaftet. Sie wurde am 26. Juli 1943 vom 6. Wiener Senat zu 12 Jahren verurteilt. War in einem Lager in Deutschland und zu Ende des Krieges in Quarantäne im Krankenhaus Döbeln, heute DDR. Maria Urank war nach Kriegsende eineinhalb Jahre lang kommissarischer Bürgermeister in Döbeln, wurde dann Beamtin des Innenministeriums, heiratete Heess. 1949 als Titoistin aus der Kommunistischen Partei ausgeschlossen, durfte sie nur Mitglied des Internationalen Verbandes der KZler bleiben. Weil sie nicht mehr Mitglied der KP war, durfte sie die Arbeiteruniversität nicht weiter besuchen. Sie führte ein Hotel und trat 1976 in Pension. 1983 war sie das erste Mal auf Urlaub in ihrer Heimat Kärnten und sprach die Vermutung aus, daß die von ihr im Raureif hinterlassenen Spuren zu ihrer Verhaftung geführt haben.

Auf Grund umfangreicher Geständnisse von Maria Olip und anderen konnte die OF-Organisation in Ebriach, Eisenkappel, Zauchen, Miklauzhof und Glantschach durch die Staatspolizei aufgedeckt werden. In kurzer Zeit wur-

den etwa 100 Personen verhaftet, die mit der OF mitgearbeitet hatten. Unter den Verhafteten waren auch etwa 20 Polen und Ukrainer. Die Gendarmerie wollte den von Olip und Weinzierl genannten Karl Pruschnig verhaften.

Karl Pruschnig

Im Zuge der Festnahmeaktion gelang es Karl Pruschnig (slow. Karel Prušnik), dem Sohn des am 14. April 1942 abgesiedelten Bauern vlg. Wölfel in Lobnig, zu entkommen. Karl, geboren am 17. Februar 1910, als Sohn der Maria Kelich aus Zell-Pfarre, die in der Gegend um Eisenkappel bei den Bauern als Magd arbeitete. 1913 heiratete Maria Kelich den Vater Karls, Franz Pruschnig, der aus Sulzbach (Solčava) stammte, das nach 1918 mit dem Mießtal an Jugoslawien gefallen war. Erst 1923 übernahm Karls Vater den Bauernhof Wölfel zwischen Rechberg und Eisenkappel. Karl besuchte die Volksschule in Eisenkappel. Während der Vorbereitung der Kärntner Volksabstimmung wurde Karl von den slowenischen Volksschullehrern zum Vortragen von slowenischen Gedichten bei den für Jugoslawien werbenden Veranstaltungen eingesetzt. Nach dem „unglücklichen Plebiszit", wie Pruschnig in seinem 1964 verfaßten Lebenslauf schreibt, besuchte er die Ackerbauschule in Goldbrunnhof. Sein Mitschüler war auch Stefan Sienčnik aus Mökriach bei Eberndorf. Bei der Abschlußfeier, an der Pruschnig als Geigenspieler mitwirkte, weigerte er sich, das Lied „Dort wo Tirol" zu begleiten. „Daß habe ich abgelehnt, weil ich als Slowene dieses Lied gehaßt habe", lesen wir in seinem Lebenslauf. Karl Pruschnig wurde 1930 zum Schriftführer des slowenischen „Christlichen Bildungsvereines" Eisenkappel gewählt. Schon im folgenden Jahr wurde der Verein in „Slowenischer Kulturverein Zarja" (Morgenrot) umbenannt. Er leitete auch den von ihm 1930 gegründeten slowenischen Chor. Mit 17 Jahren ist er Mitglied der sozialistischen Jugendorganisation „Jugendbund" geworden. Bei der Nationalratswahl 1930 wählte er die Sozialdemokraten. Weil aber der Austromarxismus die Jugend im „deutschen Geist erzog und bei jeder Gelegenheit die Volksabstimmung aufwärmte", neigte Pruschnig immer mehr zu den Kommunisten. Trotzdem stand er im Februar 1934 auf der Seite des Republikanischen Schutzbundes, wo er als Kurier eingesetzt war. Er erhielt den Auftrag fünf Gewehre zu vergraben, die dann bis zur Partisanenzeit in den Felsen vergraben blieben. Im Frühjahr 1934 wurde Pruschnig Mitglied der illegalen Kommnunistischen Partei Österreichs. Er baute eine KPÖ-Zelle von vier Mitgliedern auf (Michael Sadolschek, Franz Osojnik und Rochus Malowerschnik) und führte regelmäßig geheime nächtliche Zusammenkünfte durch, u. a. auch beim Bauern Perutsch in Lobnig. Pruschnig bereitete eine kleine Broschüre mit dem Titel „Kam?" (Wohin?) vor, mit der er die Absicht

verfolgte, den Slowenen in Kärnten die Sowjetunion als Säule des Friedens zu zeigen.

Am 1. Mai 1935 brannte er einen fünfzackigen Stern in der Nähe von Eisenkappel ab. Er wurde am 6. Juni 1935 verhaftet, kam mit mehreren Kommunisten, u. a. Valentin Kordesch, Bezirkssekretär der KPÖ Völkermarkt, der Pruschnig als Mitglied aufgenommen hatte, Franz Haderlap, dem Sohn des Nachbarn von Pruschnig, und Johann Schläf vor das Schwurgericht in Klagenfurt. Bei ihren Zusammenkünften hatten sie gelernt, alles zu leugnen, was der Partei schaden und dem Klassenfeind nützen könnte. Obwohl die Gendarmerie bis ins Detail informiert war, leugneten die Angeklagten. Die Anklage lautete auf Hochverrat durch kommunistische Betätigung. Pruschnig wurde zu fünf Jahren verurteilt. Seine Berufung blieb ohne Erfolg, und er wurde zur Verbüßung der Strafe in die Strafanstalt Karlau gebracht. Nach Abschluß des Berchtesgadener Abkommens zwischen Schuschnigg und Hitler, wonach alle politischen Gefangenen zu amnestieren waren, war auch Pruschnig nach 14 Monaten wieder frei. Er setzte die konspirativen Zusammenkünfte der Kommunisten wieder fort. Eine dieser Zusammenkünfte war auf dem Gipfel des Storschitz. Pruschnig nahm an einer Konferenz der Kommunisten in Villach teil.

Nach dem Hitler-Stalin-Pakt waren auch die slowenischen Kommunisten in Kärnten ohne Orientierung und blieben ohne Direktiven der Parteileitung, was sie sehr verunsicherte.

Bei einer Hausdurchsuchung fand die Gendarmeire eine Pistole und Dynamit, weshalb Pruschnigs Vater verhaftet wurde.

1940 ging Pruschnig zur Musterung. Statt der Einberufung zur Wehrmacht Hitlers erhielt er die Aufforderung, sich im Hermann-Göring-Werk in der Obersteiermark zu melden. Er erhob Einspruch mit der Begründung, daß er fachlich für die Landwirtschaft ausgebildet sei und kam daher im Frühjahr 1941 als Vorarbeiter auf eine Landwirtschaft nach Grafenstein, wo er bis Mitte April 1942 blieb. In Grafenstein erhielt er Besuch seiner kommunistischen Freunde Malowerschnig und Sadolschek, die von der Wehrmacht auf Urlaub waren. Als am 14. April 1942 seine Eltern abgesiedelt wurden, übersiedelte er auf den elterlichen Hof vlg. Wölfel nach Lobnig. Diesen Besitz hatte sein Schwager Dr. Vinko Zwitter gepachtet. Pruschnig besuchte auch seine nach Deutschland abgesiedelten Eltern.

Pruschnig nahm sehr früh Verbindung zur OF auf. Bei seinem Nachbarn Pasterk vlg. Deutschmann (slow. Tavčman) traf er den von der deutschen Wehrmacht auf Urlaub weilenden Kommunisten Josef Boltežar (Waldhauser?), der ihm vom Führer des Widerstandes in Jugoslawien, Mihailović, erzählte. Franz und Anton Sablotnik aus Vellach bzw. aus Eisenkappel waren

auch auf Urlaub und erzählten von den Kämpfen mit Aufständischen in Jugoslawien.

„Bis zur Ankunft von Stane Mrhar und Johann Schupanz wußte man nichts Verläßliches über das Geschehen in Slowenien ... Im Sommer 1942 beginnt für mich in meinem Geburtsort eine neue Epoche ... Das Eis der schrecklichen Ungewißheit war gebrochen. Vom ersten Zusammentreffen mit Mrhar und Schupanz beim Deutschmann habe ich gewußt, warum ich schließlich lebe", schreibt Pruschnig in seinem Lebenslauf.

Pruschnig erfüllte Aufträge, die er von Mrhar erhielt, wie Sammeln von Waffen, Aufnehmen der Verbindung mit Freunden, die fast alle bei der Wehrmacht waren. Er ließ die Gewehre, die er 1934 vergraben hatte, in die Nähe des Bauernhauses Deutschmann bringen, wo sie von Georg Pasterk versteckt wurden. Pruschnig ging nach Vellach zum Bauern Kordesch, dem Onkel des Bzirkssekretärs der KPÖ Völkermarkt, Valentin Kordesch, von dem er erfahren hatte, daß dort eine Pistole versteckt ist. Pruschnig nahm die Pistole an sich und übergab sie im November 1942 an Stane Mrhar.

Stane Mrhar, der sicherlich als Pionier des Titopartisanentums in Kärnten bezeichnet werden kann, hatte großen Einfluß auf Karl Pruschnig. Zwischen diesen beiden entstand eine Freundschaft. Mrhar war über Auftrag der Oberkrainergruppe im September 1942 nach Kärnten gekommen, blieb bis März 1943 und kehrte nach Oberkrain zurück, weil er die Verbindung verloren hatte. Mrhar und Schupanz, der Einheimische, haben den Auftrag gehabt, die OF- und die Partisanenbewegung im östlichen Teil Kärntens zu organisieren. „Sie haben die bäuerliche Bevölkerung besonders in Ebriach, Leppen und Zauchen aktiviert und hatten bis November 1942 an die 250 Kärntner Slowenen in die OF-Ausschüsse eingegliedert", schrieb Pruschnig. Mrhar war auch derjenige, der Pruschnig „reinen Wein eingeschenkt hat, als er im Oktober 1942 im Hause Wölfel bewirtet worden war und hier sogar in den Ehebetten übernachtete. Seit mich Stane Mrhar besucht hat, hatte mein Leben ein klares Ziel. Ich war glücklich. Alles tat ich planmäßig." (Gamsi na plazu)

Mrhar, der hochdekorierte Titopartisan und Altkommunist starb 1963 in Laibach. In seiner Grabrede sagte Pruschnig u. a.: „Ich lernte ihn im August 1942 kennen, als er als erster zu uns kam und uns das Geheimnis des Befreiungs- und antifaschistischen Kampfes geoffenbart hat ... Ich tröste mich mit der Tatsache, daß Stane auch unseren Helden Franz Pasterk-Lenart und vielen anderen den Weg gezeigt hat, und daß all unser Kampf ... im Lande mit den Namen Stane Mrhar verbunden ist."

Unter dem Partisanen-Namen „Gašper" wurde Karl Pruschnig zu einem der führenden Aktivisten der Titopartisanen in Kärnten, der nach übereinstimmenden Aussagen auch an den von Ingomar Pust beschriebenen Gewalttaten teilnahm.

Gegen Ende das Jahres 1942 ist die von Mrhar und Schupanz in Kärnten aufgebaute OF-Bewegung durch eine Welle der Verhaftungen zerschlagen worden.

Trotzdem blieben Mrhar und Schupanz im Winter 1942/43 im Gebiet von Ebriach und kehrten erst im März 1943 krank nach Oberkrain zurück, wo sie sofort Verbindung mit dem Sekretär der Kommunistischen Partei von Kranj, Anton Nart-Črnivec, aufnahmen. Mrhar blieb in Oberkrain, während sich Johann Schupanz dem von seinem Landsmann Franz Pasterk-Lenart befehligten 1. Kärntner Partisanen-Bataillon auf den Südhängen der Petzen im Mießtal anschloß, wo er sich wieder vor allem der politischen Arbeit widmete.

Das verhängnisvolle Tagebuch

Der bei Kampfhandlungen in der Gegend vor Kranj gefangen genommene Partisanenkurier Peter Blažič-Melhior gab bei Vernehmungen an, daß er von Kärnten gekommen sei und erklärte sich bereit, im Gebiet von Zell-Pfarre Bunker zu zeigen, die von verschiedenen Partisanengruppen abwechselnd benützt werden. Blažič wurde mit einem Kraftwagen über den Loiblpaß ins Gebiet der Gemeinde Zell-Pfarre gebracht, wo er den neben einem Bauernhof erbauten Bunker zeigte, in dem die Zellaner Thomas Olip und Jakob Orasche festgenommen wurden.

Im Besitz von Thomas Olip wurde ein in slowenischer Sprache abgefaßtes Tagebuch gefunden, in dem er alle Aktivitäten, angefangen mit der Ermordung von Hugo Urbas am 12. August 1942, eingetragen hatte.

Er hat u. a. festgehalten, wer ihm Essen gegeben hat. Dieses Tagebuch ist für viele in diesem Gebiet von schicksalhafter und verhängnisvoller Bedeutung geworden.

Auf Grund dieser Eintragungen und der Aussagen von Thomas Olip bei den Vernehmungen wurden etwa 80 Personen in Zell-Pfarre und Umgebung ausgeforscht und festgenommen, die mit den Titopartisanen zusammengearbeitet haben.

13 Todesurteile

Von den Ende November 1942 verhafteten OF-Aktivisten und Mitarbeitern sind vom Volksgerichtshof am 9. April 1943 von 35 Angeklagten 13 zum Tode verurteilt worden. 22 erhielten Gefängnisstrafen oder wurden in Lager eingewiesen. Auch der Pole Aleksander Lipinski ist zum Tode verurteilt worden. Die Begründung der Todesurteile lautet: „Wegen Vorbereitung zum Hochver-

rat . . . Die Verurteilten haben im Krieg im deutschen Kärntnergau terroristischen kommunistisch eingestellten bewaffneten Banden angehört, die die deutsche und überhaupt die reichstreue Bevölkerung terrorisierten, Deutsche ermordeten und Gehöfte plünderten und Teile des Reiches von ihm losreißen wollten. Sie haben im Krieg den Feind des Reiches begünstigt."

Vor der Hinrichtung am 29. April 1943 hat Georg Pasterk, Bauer, vlg. Deutschmann aus Lobnig, Nachbar von Karl Pruschnig, die folgenden Abschiedsworte gesprochen, die wir einem im Staatsverlag Sloweniens im Mai 1948 verlegten Druckwerk entnehmen:

„Wenn ihr frei im neuen Jugoslawien
leben werdet, sagt allen, daß wir gestorben
sind, um allen Slowenen in Kärnten
Glück und Freiheit schaffen zu helfen."

Diese angesichts des Todes gesprochenen Worte drücken doch aus, daß die Anhänger der OF unter den Slowenen, Kärnten in Zukunft als Teil des neuen Jugoslawien haben wollten und dafür ihr Leben opferten.

Ihr Kampfziel war nicht die Befreiung Österreichs, sondern die Vereinigung „Slowenisch-Kärntens" mit Slowenien und Jugoslawien.

1943

Nach der Zerschlagung eines Partisanenbataillons, das in schweren Kämpfen große Verluste erlitten hatte, sollte sich nach dem Willen ihrer Führung, eine Gruppe von 11 Kämpfern aus dem östlichen Teil der Karawanken in die Untersteiermark zurückziehen, um dort zu überwintern. Da jedoch der größere Teil dieser Gruppe aus dem Mießtal (Mežica) stammte und nur ein kleiner Teil aus der Untersteiermark, widersetzten sie sich diesem Befehl und erreichten, daß sie über den Winter auf den Südhängen der Petzen bleiben konnten, wo ihnen die Zusammenarbeit mit den nationalbewußten slowenischen Bauern die Versorgung sicherte. Sie überwinterten auf dem Südhang der Petzen in Bunkern. Hier hielt Pavle Žaucer politische Schulungen, um aus Knappen, Landarbeitern und Holzknechten, politische Aktivisten und Revolutionäre zu machen.

„Diese Kompanie muß die Reserve für künftige Politkommissare, Kommandeure und Kommandanten in Slowenisch-Kärnten werden", so zitiert ihn Karel Prušnik in „Koroška v borbi" 1951.

Pavle Žaucer-Matjaž am 18. Dezember 1914 in Selnica an der Drau geboren. Er besuchte das klassische Gymnasium in Maribor. Seit dem Jahre 1936 war er Mitglied der Kommunistischen Jugend Jugoslawiens und wurde als Student in Zagreb Mitglied der Kommunistischen Partei Jugoslawiens. 1941 von den

Deutschen nach Serbien umgesiedelt. Schon im August 1941 schloß er sich den Tito-Partisanen an, erhielt den Partisanennamen „Kranjec“ und wurde bald Politkommissar der slowenischen Einheit Ivan Cankar. 1942 zum Schutz des Obersten Stabes unter Tito eingesetzt. Als Kurier zum Hauptstab der Partisaneneinheiten nach Slowenien versetzt, wurde er Mitglied des Gebietskomitees der Kommunistischen Partei Sloweniens für Steiermark.

Über Befehl des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Sloweniens ging er im Oktober 1942 in jenen Teil Kärntens, der 1919 an Jugoslawien abgetreten worden war, ins Mießtal, das Hitler wieder an den Gau Kärnten angegliedert hat. Er baute eine Partisaneneinheit auf den Südhängen der Petzen auf. Weil er bei Einsätzen von der Petzen kam, hat ihm die slowenische Bevölkerung den legendären Namen „Matjaž“ (Matthias) gegeben. Nach einer slowenischen Sage schläft der König Matjaž (Matthias Corvinus) in der Petzen. Wenn die Not des slowenischen Volkes am größten sein wird, wird er mit seinem Heer die Petzen verlassen und das slowenische Volk erlösen.

Žaucer ist Gebietssekretär der KPS für Kärnten geworden und hat als solcher großen Einfluß auf die Aktivitäten der Titopartisanen in Kärnten gehabt. Einer seiner engsten Freunde wurde Karl Pruschnig. Nach dem Krieg bekleidete Žaucer hohe politische Funktionen und war u. a. auch im diplomatischen Dienst in Wien.

Als Vorsitzender des Ausschusses der Kärntner Partisanen in Laibach nimmt er bis zur Gegenwart großen Einfluß auf die Entwicklung in Kärnten.

Am 3. Dezember 1942 ist Karl Pruschnig als Kämpfer in diese Einheit aufgenommen worden und erhielt den Partisanennamen „Gašper“. Die Einheit hatte die Bezeichnung „1. Kärntner Kompanie“. Zwischen Žaucer und Pruschnig kam es zu einer sehr engen Freundschaft. Beide spielen in der Folgezeit eine sehr wichtige und entscheidende Rolle im Kampf der Titopartisanen um Kärnten.

Mitte Jänner 1943 machte diese Partisanengruppe den ersten fünf Tage dauernden „Agitationsmarsch“ nach Kärnten, in die Umgebung von Eisenkappel. In diesem Gebiet war die OF-Organisation durch die Verhaftungswelle Ende November 1942 zerschlagen worden, und die slowenische Bevölkerung verhielt sich deswegen sehr vorsichtig.

Die Titopartisanen haben einige Jagdgewehre „erbeutet“ und die Bevölkerung hat sie „mit Liebe empfangen und ihnen alles angetragen, was sie nur vermochte . . . Am 8. März zählte die Kompanie schon 37 Kämpfer und Kämpferinnen.“ Sie drangen bis ins Jauntal vor, ermordeten einige Gegner und erbeuteten zwei Jagdgewehre und zwei Pistolen. „Als die Gendarmerie die Verfolgung aufnahm, konnte sich der Zug über die Olševa gegen Solčava zurückziehen . . . In Kärnten begann eine neue Zeit“, lautet das Urteil über diese Aktion, in dem 1977 erschienenen Buch „Narodnoosvobodilna vojna na Slo-

venskem 1941—1945", dem wir auch die Schilderung des Empfanges der Partisanen durch die slowenische Bevölkerung entnahmen.

Tötet die Verräter!

Am 4. Februar 1943 erhielt diese Partisanenkompanie den Befehl der 4. Operationszone, ins Jauntal und in Richtung Klagenfurt vorzudringen. Dieser Befehl schloß mit folgender Aufforderung „. . . in Kärnten muß noch in diesem Monat deutsches Blut fließen. Tötet die Verräter . . ."

Ab Ende Februar gelang es den Partisanen von der Petzen aus mit der slowenisch-nationalen Bevölkerung im Raum Eisenkappel Kontakte aufzunehmen und so die Vorbereitungen zu treffen, den Kampf über die alte Grenze nach Kärnten selbst zu tragen. In den Gräben ober Eisenkappel, auf den Einschichthöfen tauchten wieder die Partisanen Titos auf: Vladimir Letonja-Janez, Ivan Štrigl-Žuti und der einheimische Karl Purschnig-Gašper, der ihnen als Führer diente. Sie sind vom Gebietskomitee der Kommunistischen Partei Sloweniens für Kärnten mit dieser Aufgabe beauftragt worden. Am 8. März 1943 kamen diese drei kommunistischen Partisanen nach Leppen ober Eisenkappel und meldeten sich im Bauernhaus Auprich bei der Frau Male. Zu dieser Zeit lebte auch ihr Neffe Otto Paul auf diesem Hof, der die letzte Klasse der Volksschule in Leppen besuchte. Frau Male teilte die Ankunft der Partisanen dem jungen Mädchen Amalia Orasche (slow. Oraže) beim Bauern Wivoda mit. Bis zwei Uhr morgens sprach der Partisane Letonja zu den Einheimischen über den Kampf des slowenischen Volkes, die Befreiung der Slowenen in Kärnten und ihren Anschluß an Slowenien und das neue Jugoslawien.

Am 23. Februar 1943 sind aus der Gegend von Kotlje im Mießtal 22 Burschen zu den Partisanen „mobilisiert" worden. Damit hat die 1. Kärntner Kompanie entscheidende Verstärkung erhalten. Diese Partisaneneinheit bildete später den Kern jener Gruppe, die den Kampf über die alte österreichische Grenze nach Kärnten zu tragen hatte. Obwohl diese Partisaneneinheit auf dem Boden des alten Jugoslawien entstand, erhielt sie den Namen „Kärntner Kompanie", weil dieses Gebiet vor 1919 zu Kärnten gehört hatte. Für nicht Eingeweihte ist dies verwirrend, weil diese Partisanen, mit ganz wenigen Ausnahmen, nicht aus dem Gebiet des heutigen Kärnten stammen.

Ende März 1943 kam der Kommandant der Partisanenverbände Sloweniens, Franc Rozman-Stane, zur Kärntner Kompanie ins Petzengebiet. Aus der in der Zwischenzeit zahlenmäßig angewachsenen Kompanie, die sich überwiegend aus Mießtalern und Untersteirern und nur ganz wenigen Kärntnern zusammensetzte, formierte Stane das „1. Kärntner Bataillon". Franc Rozman ist 1936 Mitglied der KP Spaniens geworden und ist seit 1939 Mitglied der KP Ju-

goslawiens. Im Spanischen Bürgerkrieg hat er sich als Bataillonskommandant ausgezeichnet. Aus einem Lager in Frankreich war er in die Untersteiermark zurückgekehrt, wo er den Widerstand gegen die Deutschen organisierte.

Am 3. April 1943 — wenige Tage vor Beginn des Volksgerichtsprozesses gegen 35, der Ende 1942 verhafteten Slowenen in Kärnten — führte dieses Bataillon unter dem Befehl des aus Lobnig in Kärnten stammenden Franz Pasterk-Lenart einen Überfall auf Mežica durch. Bei diesem Überfall ist Franz Pasterk schwer verwundet worden und ist diesen Verwundungen am 6. April erlegen. Er wurde in Mežica begraben, „auf befreitem slowenischen Gebiet. Die Erinnerung an ihn und an seinen Kampf um die nationalen und sozialen Rechte aber ist vielen in unserer Heimat ein Vorbild", schrieb Karel Prušnik.

Franc Pasterk erhielt den Ehrentitel „Nationalheld". Der Verband der Kärntner Partisanen veranlaßte am 10. April 1949 die Umbettung auf den Friedhof in Eisenkappel.

Auf seinem Geburtshaus in Lobnig ist eine Gedenktafel in slowenischer Sprache angebracht: „Das ist das Geburtshaus des Nationalhelden Pasterk Franc-Lenart, geboren am 12. März 1912, gefallen als Kommandant des 1. Kärntner Bataillons am 6. April 1943 . . ."

Vom 3. auf 4. April 1943 führte der Kommissar Mile Mrzel 7 Partisanen über die Petzen in die Nähe von St. Margarethen bei Bleiburg, die bei der Schmon-Mühle ein Lager errichteten. Die Geschwister Apollonia und Alois versorgten sie mit Verpflegung. Diese Partisanengruppe organisierte vor allem Jugendliche, u. a. auch die 4 Kolenik, die später alle Partisanen geworden sind. Als besonders tüchtiger Jungaktivist erwies sich Philipp Kolenik (slow. Lipej K.) Philipp Kolenik erhielt den Partisanennamen „Stanko", war Mineur und ist verwundet worden. Lipej Kolenik ist heute Präsident des vor kurzem gegründeten Kärntner Partisanenchores und Sekretär des Partisanenverbandes in Kärnten.

Nach der Ermordung des Bauern Kressnig zog sich diese Partisanengruppe wieder über die Grenze zurück, um sich der Ausforschung durch die Gendarmerie zu entziehen.

Vereinigung mit Slowenien ist oberstes Ziel

Die Berichte der Partisanen sprechen davon, daß sie von der slowenisch-national eingestellten Bevölkerung in Südkärnten immer wieder mit Begeisterung aufgenommen und unterstützt worden sind. Wir müssen uns daher fragen, warum diese tiefreligiösen Menschen sich von Kommunisten so stark beeinflussen ließen. Die Antwort finden wir darin, daß es den politischen Aktivisten aus Jugoslawien mit kräftiger Unterstützung Einheimischer gelungen

ist, in Kärnten die Vereinigung mit Slowenien als oberstes Ziel ihres Kampfes hinzustellen. Viele Slowenen in Kärnten unterstützten die Titopartisanen, weil sie in ihnen die Garantie für den Anschluß an das neue Jugoslawien sahen. Das ist auch der Grund dafür, warum die OF in ihrer Werbung in Kärnten die Anschlußpropaganda in den Mittelpunkt gestellt hat.

Mit welchen Argumenten arbeiteten die Partisanen? Diese Frage kann durch Angaben aus dem Buch „Narodnoosvobodilna vojna na Slovenskem 1941—1945", Ljubljana 1977 auf Seite 56 beantwortet werden.

Dort lesen wir: „Nach einer privaten Zählung der Jahre 1933/34 gab es in Kärnten 100.000 Slowenen, die in 65 Gemeinden lebten und zwar in den Bezirken Hermagor, Villach, Klagenfurt, Völkermarkt und Wolfsberg." Durch die Volksabstimmung am 10. Oktober 1920 „ist ein großer Teil des geschlossen slowenischen Nationalgebietes bei Österreich geblieben, auf dem damals rund 90.000 Slowenen lebten."

„Die heutige und die künftige Generation müssen auch wissen, daß die slowenische Nation in Kärnten zu 80 bis 90 Prozent mit der Partisanenbewegung zusammenarbeitete, und zwar in den verschiedensten Formen, von der aktiven Mitarbeit in den Kämpfen bis zum Sammeln von Informationen, Verpflegung, Sanitätsmaterial, Waffen, Kanzleibedarf und Mitarbeit in den verschiedenen OF-Ausschüssen. Sie müssen auch wissen, daß fast die ganze anständige Geistlichkeit im Informations- und Versorgungsapparat der OF-Ausschüsse mitgearbeitet hat . . .", schreibt Janez Wutte-Luc im Koroški koledar 1984.

Die Slowenen gehen in ihren Werken über den Partisanenkampf von der Behauptung aus, daß mindestens 80% der Kärntner slowenischer Nationalität auf der Seite der OF gewesen sind. „Diese Menschen haben gegen den Nationalsozialismus gekämpft in der Erwartung, daß ihre Heimatdörfer nach dem Krieg Jugoslawien angeschlossen werden. Unsere ganze Presse hat vom Jahre 1941 an, bis zur Unterzeichnung des Österreichischen Staatsvertrages (1955) in diesem Geiste geschrieben. Auch auf diplomatischem Wege haben wir die Änderung der Grenze gefordert. Während des Krieges ist Kärnten faktisch schon an Jugoslawien angeschlossen gewesen, denn die Partisaneneinheiten sind Teil des slowenischen Befreiungsheeres und Teil der Partisanenabteilungen Jugoslawiens bzw. der jugoslawischen Armee gewesen. Die Gebietsführungen der politischen Organisationen sind der zentralen slowenischen und jugoslawischen Führung untergeordnet gewesen. Als wir den Österreichischen Staatsvertrag unterschrieben, haben wir auf Gebietsforderungen gegen Österreich verzichtet. Wie sollen wir jetzt alles verneinen bzw. verschweigen können? Damit würden wir uns nur lächerlich machen", stellte Mile Pavlin 1980 bei einer wissenschaftlichen Beratung von Historikern, über die Problematik des Schreibens der Geschichte des Kärntner Partisanentums fest.

Pavlin kommt zur Erkenntnis, daß bisher die Verluste des Feindes stark übertrieben dargestellt worden sind. „Ebenso haben einzelne versucht, ihre Rolle zu verherrlichen und sich eine Bedeutung zuzuschreiben, wie sie sie erst nach dem Krieg gewonnen haben. So ist für die praktische Verwendung ziemlich wenig Material geblieben. Hier erwähne ich Prušniks „Gamsi na plazu" (Gemsen auf der Lawine) und eine Reihe seiner anderen kürzeren Niederschriften . . . und Mrhars Erinnerungen an die Partisanenjahre . . . denn jeder ist nämlich menschlichen Schwächen, der Vergeßlichkeit, dem Einfluß anderer und ähnlichem unterworfen."

Pavlin weiß, wovon er spricht. Es geht vor allem um die politische Bewertung der Ereignisse und Verhältnisse in Kärnten, wobei es besonders um die Frage der Anschlußbestrebungen unter den Slowenen in Kärnten geht, weil heute behauptet wird, die Slowenen in Kärnten hätten für die Befreiung Österreichs gekämpft.

Tatsache bleibt: Der Partisanenkampf in Kärnten ist von Slowenien aus organisiert worden, und die Slowenen in Kärnten haben unter dem Kommando Titos für den Anschluß an das neue Jugoslawien gekämpft. Diese Feststellung sei all jenen ins Stammbuch geschrieben, die den Kampf der Titopartisanen in Kärnten zum Kampf für die Freiheit Österreichs umfunktionieren und damit zur Geschichtsfälschung beitragen.

Die Wahrheit ist und bleibt das stärkste Argument: „Der Kampf in Kärnten war und wird ein integraler Teil der slowenischen Nationalgeschichte sein", sagte 1980 Risto Stojanovič.

Terror gegen die Gegner des Anschlusses

Ab dem Frühjahr 1943 ist es zu Gewalttaten gegen die deutschkärntnerische Bevölkerung durch die Partisanen gekommen, die im Auftrag „noch in diesem Monat muß deutsches Blut fließen — tötet die Verräter" des Partisanenkommandos vom Februar 1943 enthalten waren.

Kennzeichnend ist besonders die Brutalität, mit der die Titopartisanen vorgingen. Ein Kärntner, der an der Untersuchung des Überfalls auf Mežica teilnahm, schrieb:

„Nie werde ich jedoch den Anblick der in der Nacht im Kinosaal in Mieß ermordeten bzw. zur Unkenntlichkeit abgeschlachteten und massakrierten vier deutschen Mießtaler vergessen."

Mit den Morden der Partisanen an Zivilisten, an Männern, Frauen, Mädchen und Burschen, die nach schwersten Mißhandlungen getötet worden sind, sind die Titopartisanen zu einer bei der deutschkärntner Bevölkerung im Grenzland über alles gefürchteten Organisation geworden, die durch Terror,

Angst und Schrecken unter der Bevölkerung verbreitet hat, die nicht für den Anschluß dieses Gebietes an Slowenien zu gewinnen gewesen ist. Schweres Leid haben besonders jene Familien erleiden müssen, die sich 1918—1920 im Kärntner Abwehrkampf und bei der Volksabstimmung, trotz jugoslawischer Verwaltung, für den Verbleib der Abstimmungszone A bei Kärnten und damit bei der Republik Österreich eingesetzt haben.

Ingomar Pust hat als erfahrener Journalist in erster Linie die schweren Schicksale vieler Zivilisten in Südkärnten erforscht und einen großen Teil der Gewalttaten, der unmenschlichen Mißhandlungen zusammengetragen und in diesem Buch zusammengefaßt. Sicherlich sind nicht alle Fälle lückenlos erfaßt worden. Aber ein Anfang ist gemacht, um auch das große Leiden der Deutschkärntner in den Jahren 1942—1945 der Vergessenheit zu entreißen, aber auch den Kampf der Titopartisanen ins richtige Licht zu rücken.

Obwohl im Herbst 1943 in der Moskauer Deklaration der Großmächte versprochen worden ist, Österreich als erstes Opfer des Nationalsozialismus als freien Staat wieder zu errichten, haben die Titopartisanen ihre politischen und militärischen Aktivitäten in Kärnten 1943/44 noch verstärkt, weil die Slowenen, nach der Kapitulation Italiens, spätestens im Frühjahr 1944 mit dem Ende des Krieges gerechnet haben.

„Koroški poročevalec“ (Kärntner Berichterstatter) das Blatt der OF schreibt am 15. Februar 1944:

„Mit diesem seinem Kampf durch die Schüsse der Partisanengewehre hat das Kärntner Volk das verbrecherische Plebiszit und die ungerechten Gesetze außer Kraft gesetzt. Kärnten hat sich dem neuen Jugoslawien angeschlossen. Kärnten ist slowenisch, Kärnten ist jugoslawisch.“

Sondereinheiten und Partisanengerichte

Über Vorschlag des Zentralkomitees der KP Sloweniens wurden zum Kampf gegen die politischen Gegner Sondereinheiten geschaffen und zwar NZ (Narodna zaščita — Nationalschutz), VOS (Varnostnoobveščevalna služba — Sicherheits- und Nachrichtendienst), OZN (Oddelek za zaščito naroda — Abteilung für den Schutz der Nation) und VDV (Vojska državne varnosti — Staatssicherheitsdienst).

Alle diese über Vorschlag der KPS geschaffenen Sondereinheiten waren halbmilitärische Organisationen mit den Aufgaben Mobilisierungen, Sabotage-Aktionen und Hinrichtungen der Verräter durchzuführen.

VOS ist als Sonderkampforganisation der KP im Jahre 1941 geschaffen worden und wurde im Februar 1943 in zwei Sektionen geteilt: Nachrichtendienst und Sicherheitsdienst. Während sich der Nachrichtendienst vorwiegend mit

dem Sammeln von Nachrichten über den Feind befaßte, war es die Aufgabe des Sicherheitsdienstes, den Kampf gegen die Weißgardisten und Domobranci, die Gegner der OF, die Kollaborateure, die nationalen Verräter (in Kärnten gegen die nemčurje, die Windischen, ehemalige Abwehrkämpfer und Mitarbeiter des Kärntner Heimatdienstes) zu führen und besonders schwierige Sabotage-Aktionen durchzuführen.

VOS hat besonders eng mit OF-Ausschüssen zusammengearbeitet, in denen sich die einheimische slowenische Bevölkerung zur Unterstützung der Titopartisanen zusammengeschlossen hat.

Im Frühjahr 1944 — nach dem Einsetzen stärkerer Unterstützung durch die Engländer — ist die VOS aufgelöst und durch OZN bzw. VDV ersetzt worden.

Auf Grund der Berichte über die Ermordung der Zivilisten in Kärnten müssen wir annehmen, daß diese Morde von den Sondereinheiten (VOS) unter Mitwirkung oder mit Wissen Einheimischer durchgeführt worden sind.

Vom Jänner bis September 1944 sind laut Berichten von den Partisanengerichten in Slowenien 2457 Deserteure, 306 Diebe von Kollektiveigentum, 1775 wegen Zusammenarbeit mit dem Okkupator, 15 wegen Mordes angeklagt worden. 228 wurden zu Zwangsarbeit, 163 zu schwerer Zwangsarbeit, 1775 zu teilweisem oder ganzem Vermögensverfall, 17 zur Vertreibung aus dem ständigen Wohnsitz und 476 zum Tode verurteilt.

Kärnten ist Teil Sloweniens

Am 29. November 1943 war die 2. Sitzung des AVNOJ, des Antifaschistischen Rates der nationalen Befreiung Jugoslawiens, in Jajce in Bosnien. 142 Delegierte aus allen Teilen Jugoslawiens wurden zur höchsten Gesetzgebungs- und Exekutivgewalt und beschlossen die Gründung des neuen föderativen Staates Jugoslawien. Sie verboten dem König Peter II. die Rückkehr in die Heimat. Über Antrag der Delegierten Sloweniens ist Josip Broz-Tito der Titel Marschall verliehen worden. Der 29. November ist daher zur Erinnerung an die Gründung des neuen Jugoslawien als „Tag der Republik" Staatsfeiertag.

Bald nach der Rückkehr der slowenischen Delegierten aus Jajce, kam es am 19. und 20. Februar 1944 in Črnomelj zur ersten Sitzung des SNOO (Slowenischer nationaler Befreiungsausschuß) der sich in SNOS (Slowenischer Nationaler Befreiungsrat) umbenannte und das höchste Vertretungsorgan des slowenischen Staates innerhalb Jugoslawiens wurde. SNOS wird als eigene slowenische nationale Regierung betrachtet, die mit den entsprechenden Stellen der jugoslawischen Regierung die Verbindung aufgenommen hat.

An dieser Sitzung in Črnomelj nahmen Delegierte aus dem ganzen slowenischen Siedlungsgebiet teil. Diese Sitzung des Slowenischen nationalen Befreiungsrates „bedeutet eines der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte unseres Volkes", schreibt der in Klagenfurt erscheinende Slovenski vestnik am 17. Februar 1984. Es heißt dann weiter: Die Dekrete, die er damals erließ, sind „Fundamente der nationalen Gewalt und der Volksrevolution, sind die Grundlage für all das, was die slowenische Nation nach der Befreiung verwirklicht und entwickelt hat . . .

Schon damals ist die Einheit der Slowenen auf ihrem ganzen Siedlungsgebiet, über alle Grenzen hinweg . . . bezeugt worden. Diese Verbindung wurde durch die Anwesenheit des Delegierten aus Kärnten, Ing. Pavel Žaucer-Matjaž, manifestiert, der in der Sitzung an die Ungerechtigkeiten erinnerte, die den Slowenen im alten Österreich und besonders in der Nazizeit zugefügt worden sind. Zugleich betonte er, daß all dieses Leiden das nationale Bewußtsein der Menschen nicht brechen konnte, und daß auch wir Kärntner Slowenen ein lebendiger und kämpferischer Teil der slowenischen Nation geworden sind."

Der Slowenische Nationale Befreiungsrat hat als Vertreter der Souveränität der slowenischen Nation und als höchstes Organ der Gewalt eine Erklärung über die Rechte und Pflichten des slowenischen Volkes angenommen und den demokratischen Charakter seiner Gewalt betont. Die Verteidigung der Heimat wurde zur fundamentalen Pflicht des Staatsbürgers erklärt. Nationaler Verrat hat den Verlust der staatsbürgerlichen Rechte zur Folge.

Kinder arbeiten für Titopartisanen

Kehren wir zu den drei Kommunisten und Partisanen Janez, Žuti und Gašper zurück, die am 8. März 1943 im Bauernhaus Auprich in Leppen zugekehrt sind und sich noch in der Nacht in ihr Versteck oberhalb des Bauern „Soldat" zwischen Lobnig und Koprein zurückgezogen haben. Dem Bauernhaus Auprich, wo sie die Bäuerin Male mit Brot, Speck und Butter bewirtet hat, gaben die Partisanen den Namen „Pri putru" (bei der Butter). Der einzige Kärntner unter den dreien, Karl Pruschnig-Gašper, hat der Bäuerin versprochen, sich öfter bei ihr zu melden.

Nur wenige Tage später ist Jakob Writzl (slow. Bricelj) zu seinem Mitschüler Otto Paul gekommen und hat diesen in großer Eile aufgefordert, zu ihm, zum Bauernhaus Schertou zu kommen, wo der Partisan Janez auf ihn warte. Janez erklärte den beiden Volksschülern Otto und Jakob, daß er aus Jugoslawien zu den Slowenen nach Kärnten geschickt worden sei, um diese für die OF zu gewinnen, weil sie sich sonst nicht an Jugoslawien werden anschließen

können. Mit diesem Argument hat Vladimir Letonja die beiden Volksschüler gewonnen, für ihn zu arbeiten und seine Aufträge auszuführen. An diesem Beispiel können wir so richtig ermessen, wie das Programm der Vereinigung aller Slowenen die in Kärnten lebenden Slowenen beflügelt haben muß, die schon 1918—1920 für dieses Programm eingetreten sind und bei der Volksabstimmung am 10. Oktober 1920 für den Anschluß dieses Gebietes an Jugoslawien gestimmt haben. Sie erblickten darin die endliche Erfüllung des hundertjährigen Traumes der Slowenen — nämlich die Schaffung Großsloweniens.

Otto und Jakob streuten auf dem Weg zur Volksschule OF-Flugblätter, die sie vom Partisanen Janez erhalten haben. Im Juni 1943 hat Otto mit seinem Bruder Karl, der bei seiner Mutter in Eisenkappel lebte, nach Anweisung des Partisanen die Buchstaben „OF" auf die Mauern der Häuser in Eisenkappel geschrieben. Otto holte zwei alte österreichische Gewehre, Bajonett, Feldflasche und Munition beim Kommunisten Homan in Eisenkappel und trug sie zu Janez in den Bunker.

Janez gab den Kindern Decknamen. Otto Paul wurde „Srečko", Jakob Writzl „Matjaž" und Amalia Orasche „Tatjana". Diese drei Kinder führten alles durch, was ihnen der Partisan auftrug. Sie gehörten zu seinen verläßlichsten Informanten. Srečko versah Kurierdienste. Er trug Briefe zu „Črnokruh" und Novak nach Ebriach, aber auch zum Smrtnik mit dem Partisanennamen „Pri Urški", wo die Meldestelle für Karl Pruschnig war. Srečko ging aber auch zum Altbauern Kandur nach Remschenig und zum Bauern „Unter dem großen Felsen" nach Vellach. Für diese Gänge erhielt der Volksschüler Otto Paul-Srečko vom Partisanen Janez eine Pistole. Wenn der Partisan Josef Schorli-Matevž nicht zur Verfügung stand, hielt der kaum vierzehnjährige Otto die Verbindung zwischen den beiden kommunistischen Rayonssekretären Janez und Gašper über die Vellacher Straße aufrecht.

Die Tante Male hielt Otto an, ständig die Vorgänge in Leppen zu beobachten und den Rayonssekretär der KP Sloweniens zu verständigen, obwohl Otto bei ihr war, um ihr bei der Arbeit in der Landwirtschaft zu helfen. Otto verständigte sich mit dem Partisanen im Bunker durch verabredete Zeichen und zwar durch verschiedenfarbige Tücher in der Luke der Scheune. Ein grünes Tuch bedeutete, daß Janez zur vereinbarten Meldestelle kommen soll, weil dort Kuriere auf ihn warten.

Da der Titopartisan Janez sehr streng und anmaßend war, getraute sich Frau Male nicht, ihm zu widersprechen, auch dann nicht, wenn Otto oft den ganzen Tag unterwegs gewesen ist. Der Volksschüler hielt nicht nur die Verbindung zwischen den beiden Rayonssekretären aufrecht, sondern auch mit dem Gebietskomitee der KP Sloweniens für Kärnten und dem Sekretär in Mežica.

Das junge Mädchen Amalia Orasche-Tatjana ging von Eisenkappel über Bleiburg und Prevalje nach Javorje bei Črna, von wo es im Juni und Juli 1943

Partisanenliteratur zu Janez und Gašper brachte. Da sich auch der kleine Matjaž bewährt hatte, wurden alle drei von Janez in den Savez komunistične omladine Jugoslavije (SKOJ Verband der kommunistischen Jugend Jugoslawiens) aufgenommen. Otto, Jakob und Amalia sind die ersten Jugendlichen in Kärnten, die Mitglieder der kommunistischen Jugendorganisation Jugoslawiens geworden sind.

Schon am 26. Juni 1943 berichtete das Gebietskomitee der KP Sloweniens für Kärnten, wie erfolgreich die Aktivitäten der Partisanen bis dahin in Kärnten gewesen sind. Man habe den Charakter der Vertraulichkeit aufgegeben und begonnen Ortsausschüsse der OF und der Arbeitereinheit um Eisenkappel, im Jauntal, in Richtung Ferlach und zur Drau zu errichten.

Zu dieser Zeit hatte das 1. Kärntner Bataillon im Mießtal etwa 150 Mann und unterstützte die politischen Aktivitäten in Kärnten. Die Partisanenmeldungen berichten, „daß die Menschen opferbereit mitarbeiten und in der Partisanenbewegung die Garantie für den Anschluß Südkärntens an Slowenien und an das neue Jugoslawien sehen".

Mitte August 1943 kam Kraigher, seit 1934 Mitglied der KP Jugoslawiens und seit 1940 in der Illegalität lebend, zu dieser Zeit Sekretär des Gebietskomitees der KPS für Nordslowenien, nach Kärnten und traf mit Vladimir Letonja-Janez zusammen. Um sicher zu sein, trafen sich die beiden außerhalb des in der Nähe des Bauernhofes Schertou, mit dem Partisanennamen „Ščurek", gelegenen Bunkers. Nach dieser Aussprache ist vor allem die Jugendarbeit verstärkt in Angriff genommen worden. Der Titopartisan und Kommunist Janez warb noch die Jugendlichen Anton und Valentin (slow. Tonči und Zdravko) Haderlap, deren Vater die Meldestelle betreute. Janez erklärte den Jugendlichen in seinem Bunker den Aufbau der Jugendorganisation in Slowenien und ließ sie dann Srečko zu ihrem Sekretär wählen. Die erste Jugendgruppe der KP Jugoslawiens war damit in Kärnten gegründet. Janez zog sie zur Mitarbeit heran. Die Jugendlichen sammelten Angaben über die Gendarmerie in Eisenkappel und Umgebung, verteilten Flugblätter der OF, horchten den Gesprächen in den benachbarten Bauernhäusern zu und gaben das Gehörte an Janez oder den beim Schertou beheimateten Tomaž weiter.

Als die Varnostno obveščevalna služba (VOS Sicherheits- und Nachrichtendienst) den Bauern Piskernik vlg. Vrbnik in Lobnig justifiziert hat, „der schon seit jeher nemčur (Deutschtümler) gewesen ist, den alle heimischen Slowenen fürchteten", wie wir in der Partisanenliteratur lesen können, beauftragte Janez den Jugendlichen Srečko nach Koprein zu Ančka Osojnik zu gehen, sie aufzufordern, beim Begräbnis des Ermordeten den Rednern zuzuhören und dem Partisanen zu berichten.

Als Janez erfuhr, daß Gendarmen auf Fahrrädern unterwegs sind, gab er Srečko den Auftrag, über ein abschüssiges Straßenstück einen starken Draht

zu spannen. Gegen diesen Draht fuhren jedoch nicht die Gendarmen, sondern Ančka Osojnik und verletzte sich am Kopf.

Frauen unterstützen die Partisanen

Seit April 1943 baute Johanna Sadolschek-Zala (slow. Ivanka Sadolšek) vlg. Miki in Lobnig die Antifaschistische Front der Frauen als Organisation in Kärnten auf. Frauen hatten die Aufgabe, die Titopartisanen zu versorgen und zu betreuen, einen Versorgungs- und Nachrichtendienst aufzubauen. Sadolschek erhielt hohe Auszeichnungen der Titopartisanen und 1983 das Ehrenzeichen für die Befreiung Österreichs verliehen.

Wie die Versorgung der Titopartisanen funktionierte, will ich durch zwei Beispiele schildern.

Helena Kuchar-Jelka, geb. Haderlap, berichtet in dem 1984 in Basel gedruckten Büchlein: „Ich ging jetzt rundherum zu den Bauern und bettelte um Kost. Dann gab ich den Partisanen Bescheid: bei dem sind soundsoviel Scheffel Mehl zu holen, der hat ein Schwein geschlachtet, dort liegen zwei Säcke Erdäpfel für euch bereit . . . Jedem Hof gaben wir einen eigenen Namen."

Aber manche wollten nichts geben, „weil die Titobanden ein gottloses Volk seien". Jelka setzte diese unter Druck. „Aber jetzt muß man sich gut stellen mit diesen Waldleuten, weil bald ist aus mit dem Hitler — jetzt schmeißen sie die Deutschen ja schon aus Rußland hinaus. Dann werden aber die Partisanen bei uns die Regierung übernehmen und werden jeden bestrafen, der keine Unterstützung gegeben hat." Bei solchen Bauern schrieb sie dann dazu: „Aber aufpassen, der ist kein verläßlicher Mensch."

„In Eisenkappel hatte ich meine Vertrauensleute, so hatte ich bald zusammen, was ich brauchte: beim Fleischer war ein Kalb bereit, beim Bäcker zwanzig Laib Brot, beim Schuster zwei Paar Schuhe von meinem Mann, die ich ihm früher gebracht hatte, damit er neue Sohlen draufgibt. Andere Leute hatten Kleider gesammelt, vom Zahnarzt bekam ich Spritzen, Sanitätsmaterial und eine Zange zum Zähneziehen und von den Arbeitern in Rechberg eine große Rolle Zellstoff und eine Rolle Dachpappe zum Auskleiden des Erdbunkers."

Das zweite Beispiel: Als die Titopartisanen im Rosental über die Drau in das Sattnitzgebiet vorstoßen wollten, nahmen sie Kontakt mit Anna Safran in Ludmannsdorf auf. Die Familien Odrei, Schleicher, Huntar, Kowatsch, Kruschitz, Pomotsch und Kumer verpflichteten sich die Partisanen zu versorgen, die sich in den Wäldern versteckten. Alle diese Häuser hatten bestimmte Namen, unter denen sie nur jenen bekannt waren, die in dieser OF-Organisation mitarbeiteten. Auch die Verbindung mit Matschach, Ferlach, Klagenfurt und

Villach wurde aufrecht erhalten. Auf Urlaub gekommene Soldaten wurden von den Mädchen überredet zu den Partisanen zu gehen.

Nach dem Krieg ging Anna (slow. Nani) mit 30 weiteren Jugendlichen nach Slowenien, um dort einen politischen Kurs zu absolvieren, der 10 Wochen dauerte. Diese Jugendlichen sind von Partisanen über die Grenze gebracht worden. (Naš tednik 15. September 1983).

Aufbau der OF-Organisation

Der Titopartisan Janez war Rayonssekretär der KP Sloweniens. Als ständiger Begleiter war ihm der einheimische Karl Pruschnig zugeteilt, der seit 3. Dezember 1942 als Kämpfer zur Partisanenkompanie auf der Petzen gehörte. Er unterstützte Janez etwa drei Monate lang bei seiner politischen Arbeit.

Diesen beiden Titopartisanen gelang es, die Mehrheit der Bauern in Unterpetzen, Lobnig, Leppen, Remschenig und Vellach für die OF zu gewinnen. Sie stießen dann weiter ins Jauntal vor und besuchten am 27. April 1943 in Mökriach bei Eberndorf den Bauern Andreas Sienčnik vulgo Hoinig und gaben ihm den Partisanennamen „Smrekar". Von hier nahm Janez Verbindung zum Führer der Slowenen in Kärnten, dem langjährigen slowenischen Abgeordneten zum Kärntner Landtag, Dr. Franz Petek, auf.

Die Partisanen kehrten dann über Gösselsdorf, wo sie das Bahnhofgebäude mit 1.-Mai-Parolen beschmierten, nach Koprein zurück. Hier erfuhren sie, daß sie am 12. Mai an der Konferenz des Gebietskomitees der KP Sloweniens für Kärnten teilnehmen müssen. Diese Konferenz fand unter der Bela peč statt. Das war die erste Konferenz der in Kärnten und im Mießtal eingesetzten politischen und militärischen Aktivisten der Kommunistischen Partei Sloweniens. Auf dieser Konferenz ist neuerlich das schnellere Vordringen der Partisanen ins Jauntal und bis Klagenfurt gefordert worden. Es ist sehr ausführlich über die politische und militärische Lage in Kärnten sowie über die Aufgaben der OF diskutiert worden. Vereinbart wurde, die antifaschistische Front der Frauen, den Verband slowenischer Jugend, den Nationalen Schutz und die Nationale Hilfe auch in Kärnten stärker auf- bzw. auszubauen. Mit diesem organisatorischen Schritt wurde Kärnten in die zentralen Organisationen Sloweniens eingebunden und war diesen untergeordnet.

Die Konferenz beschloß auch, welche Aktivisten für welches Gebiet in Kärnten eingesetzt werden sollen, wobei sie gleichzeitig auch ihre Wirkungskreise festlegte. Für Kärnten östlich des Loiblpasses sind zwei Rayonssekretäre der KP Sloweniens bestimmt worden: Für das Gebiet westlich der Straße Seeberg-Vellach-Eisenkappel bis Zell-Pfarre ist für die politische Arbeit Karl Pruschnig-Gašper als Rayonssekretär der KP Sloweniens eingesetzt worden,

während das Gebiet östlich dieser Straße dem bisherigen Rayonssekretär Vladimir Letonja-Janez zugefallen ist, der in seinem Versteck im Bunker in der Nähe des Bauern Schertou in Leppen bleiben konnte. Mit dieser Neueinteilung der Arbeitsbereiche sollte eine stärkere Aktivität der OF in Kärnten erreicht werden.

Zusammenarbeit nur bei Anschluß Südkärntens an Slowenien

Auf der KPS-Konferenz am 12. und 13. Mai 1943 unter der Bela peč südlich von Črna ist eine sehr wichtige Frage gestellt und ausführlich diskutiert worden. Die Frage, ob eine Zusammenarbeit mit der Widerstandsbewegung in Österreich gesucht werden soll. Die Delegierten nahmen den Standpunkt ein, daß die OF nicht mit einer Bewegung zusammenarbeiten kann, die gegen das Vereinigte Slowenien eingestellt ist. Für die Titopartisanen gab es demnach keine Zusammenarbeit mit Menschen und Gruppen, die gegen den Anschluß Südkärntens an Slowenien und das neue Jugoslawien eingestellt waren, die Kärnten in den Vorkriegsgrenzen bei Österreich erhalten wollten.

Die Konferenz sandte ein Telegramm an Tito. Noch 37 Jahre später sagte Pavle Žaucer-Matjaž bei einer Beratung von Historikern über Probleme der Geschichtsschreibung des Kärntner Partisanentums voll Stolz: „Im Mai 1943 haben wir von der ersten Konferenz der politischen Aktivisten des Distriktes Kärnten unter der Bela peč innige und kämpferische Grüße an Tito gesandt. Wir sind stolz, daß gerade wir Kärntner Partisanen als erste unserem obersten Kommandanten, Genossen Tito, Grüße gesandt haben."

Karl Pruschnig ist am 12. Mai 1943 als Kämpfer des 1. Kärntner Bataillons vom Politkommissar Boris Čižmek-Bor von seinen militärischen Pflichten entbunden und mit der politischen Arbeit als Rayonssekretär der Kommunistischen Partei Sloweniens im Gebiet westlich der Straße Seeberg-Vellach-Eisenkappel in Kärnten beauftragt worden.

Josef Schorli-Matevž oblag die Aufgabe als Kurier, die Verbindung zwischen den beiden Rayonssekretären in Kärnten aufrechtzuerhalten. Aber auch die Volksschüler Otto und Jakob machten Kurierdienste.

Aus dem Memorandum über den Aufstand in Slowenien vom englischen Oberstleutnant Peter Wilkinson im Frühjahr 1944

Im Rahmen der englischen Sondermission „Clowder" der SOE (Spezial Operations Executive) erhielt der Oberstleutnant Peter Wilkinson den Auftrag, zu den Titopartisanen zu gehen, mit ihrer Hilfe über Slowenien nach

Österreich vorzudringen, mit der Widerstandsbewegung Kontakt aufzunehmen und einen Nachrichtendienst aufzubauen. In seiner Begleitung war Major Alfgar Hesketh Prichard. Während Wilkinson bei den Partisanen nur unter Oberst Peter bekannt war, erhielt sein Begleiter Prichard den konspirativen Namen Alfgar Cahusac. Major Cahusac ist jener schlanke und großgewachsene Engländer, der auf bisher ungeklärte Weise auf der Saualm den Tod gefunden hat.

Wilkinson verbrachte vier Monate bei den Partisanen, und zwar vom Dezember 1943 bis März 1944. Er hat seine Eindrücke, Beobachtungen und Erfahrungen in einem Bericht zusammengefaßt, der uns Einblick gibt in die damaligen Verhältnisse in Slowenien und die Ziele der Titopartisanen.

Sir Peter Wilkinson und Alfgar Hesketh Prichard mußten lange warten, bis sie die Erlaubnis erhielten, ihren Auftrag durchzuführen. Obwohl Tito bereits am 18. November 1943 dieser Aktion die Zustimmung erteilt hatte, ist der Hauptstab der Partisanen Sloweniens erst am 1. Jänner 1944 verständigt worden, daß „der englische Oberst seine Leute nach Österreich schicken kann". Aber auch dann hat man diese englische Mission so stark abgeschirmt, daß Wilkinson in diesem Zusammenhang von einem „Hausarrest" sprach. Die Partisanen hatten auch später den Auftrag, den Engländern nur Daten militärischen Charakters zu geben und mit politischen Äußerungen zurückhaltend zu sein.

Dem im „Borec", Heft 11/12 1983, einer Revue für die Geschichte des nationalen Befreiungskampfes und der Erhaltung der revolutionären Tradition, abgedruckten Memorandum Wilkinsons entnehmen wir u. a.:

Das Kriegsziel der slowenischen Titopartisanen ist Großslowenien, das alle slowenischsprechenden Menschen umfaßt und von Triest im Westen bis Villach und Klagenfurt im Norden reicht.

Die Partisanen vergöttern blind (fast pathologisch) die Sowjetunion und besonders die Rote Armee. Während sie Großbritannien kühl schätzen, stehen sie den USA gleichgültig gegenüber.

90% der Partisanen meinen von sich, sie seien Kommunisten. Schon aus Tradition sehen sie in Rußland ihren Erlöser, daher sind sie so glühende Bewunderer der Sowjetunion.

Die Kommissare der unteren Ränge charakterisiert Wilkinson als „Typ des unzufriedenen Volksschullehrers, gesellschaftlich frustriert, ambitiös und rachsüchtig."

Der Kommissar sorgt vor allem für die Verbindung mit der Kommunistischen Partei.

Der Geheimdienst VOS ist in der Hand der Kommissare, damit sind seine Aktivitäten engst mit der Kommunistischen Partei verbunden. Über die Liquidierung der politischen Gegner meint Wilkinson: „Bis zu meiner Ankunft

im Herbst 1943 ist die Mehrheit der unerwünschten Elemente schon liquidiert gewesen."

Er behauptet auch, daß dieser politische Geheimdienst (VOS) im Februar 1944 aufgelöst worden sei, weil die weitere Hinrichtung und Ermordung politischer Gegner den angloamerikanischen Gefühlen zuwider gewesen wäre.

Die Partisanen töten die Gefangenen und berauben sogar die Verwundeten ihrer Kleidung.

Zweimal haben die Deutschen versucht, einen Austausch der Gefangenen vorzuschlagen. Beide Male haben die Partisanen dies mit Verachtung zurückgewiesen.

Im Dezember 1943 haben die Deutschen den Partisanen einen Waffenstillstand vorgeschlagen. Aber auch dieses Angebot ist abgelehnt worden.

Die Partisanen sind entschlossen, „den Deutschen nichts als durchschnittene Kehlen zu versprechen". Wilkinson bezeichnet die Moral der Deutschen als hoch. Er hat nur Gefangene in der Hand der Partisanen gesehen. „Ohne Ausnahme haben sie den sicheren Tod mit großem Mut aufgenommen. Sie waren korrekt und soldatisch bis zum Ende", berichtet der englische Offizier.

Am 6. März 1944 erhielt Wilkinson Material über die slowenische Minderheit in Kärnten und eine Karte überreicht. Er hat am 8. Jänner 1944 um diesbezügliche Informationen gebeten. Leider ist die mitgelieferte Karte bisher nicht veröffentlicht worden, sie ist aber sicher ein wichtiges Dokument der territorialen Forderungen der Slowenen an Österreich.

1945

Titos Armee nach Kärnten!

Eine Person wird im Zusammenhang mit den Titopartisanen in Kärnten immer wieder genannt und seine über die Kämpfe niedergeschriebenen Erinnerungen und Ansichten, die sehr subjektiv sind, oft zitiert. Es ist dies: Karl Pruschnig (slow. Karel Prušnik, 1910—1980) mit dem Partisanennamen Gašper, der zum „angesehensten Führer des Kärntner Partisanentums" wurde, wie wir in einer 1976 in Ljubljana erschienenen Enzyklopädie lesen und den sein ehemaliger Kommandant Pavle Žaucer-Matjaž 1980 „den legendären Helden des Kärntner Partisanentums" nannte.

Wir wollen daher den Lebenslauf dieses Kommunisten und politischen Aktivisten weiter verfolgen.

Im August 1943 ist er Sekretär des Bezirkskomitees der Kommunistischen Partei Sloweniens für Völkermarkt geworden. Mitglieder dieses Bezirkskomitees waren noch Vladimir Letonja-Janez, Johann Schupanz-Johan, nach dessen

Tod am 14. Oktober 1943 wurde Johanna Sadolschek-Zala aus Lobnig kooptiert.

Im Dezember 1943 wurde Pruschnig Mitglied des Gebietsausschusses der OF für Slowenisch-Kärnten und im April 1944 Sekretär dieses Gebietsausschusses und Mitglied des Gebietskomitees der KPS für Slowenisch-Kärnten. Am 9. Mai 1945 kam er mit den Partisanen von der Saualm nach Klagenfurt.

Pruschnig war führend an der Aktion am 16. Mai 1945 beteiligt, die unterstützt durch eine zur selben Zeit in Klagenfurt stattfindende Demonstration, sich das Ziel gesetzt hat, die provisorische Landesregierung unter Landeshauptmann Piesch zu stürzen und in Kärnten eine antifaschistische Regierung zu bilden. Die Transparente geben Auskunft über das angestrebte Ziel:

„Wir fordern: Titos Armee nach Kärnten"

„Wir fordern: Freies Kärnten in Titos Jugoslawien"



Demonstration der Titopartisanen und Kärntner in Klagenfurt am 16. Mai 1945

Welch entscheidende Bedeutung die slowenische Regierung den Ereignissen am 16. Mai 1945 in Klagenfurt beigemessen hat, geht aus der Tatsache hervor, daß sie die Frau Minister Vida Tomšič nach Klagenfurt entsandt hat, um dem angestrebten Ziel der Vereinigung Kärntens mit dem neuen Jugoslawien zum Durchbruch zu verhelfen.

Da im Raum Ferlach noch gekämpft wurde, ist die Frau Minister über Unterdrauburg nach Klagenfurt gebracht worden.

Als der Versuch, die provisorische Regierung in Kärnten zu stürzen, mißlang, ist Dr. Franz Petek, der langjährige slowenische Abgeordnete im Kärnt-

ner Landtag in der Ersten Republik, zum Präsidenten des Nationalen Befreiungsausschusses der OF für Kärnten gewählt worden. Sein Sekretär wurde Karl Pruschnig. Aufgabe dieses OF-Ausschusses war es, die Angliederung von Slowenisch-Kärnten an Slowenien und an Titos Jugoslawien zu erreichen. Der vor kurzem verstorbene slowenische Historiker Tone Zorn, der sich vorwiegend mit den Slowenen in Kärnten befaßt hat, bezeichnete den Nationalen Befreiungsausschuß der OF für Slowenisch-Kärnten „das höchste Organ der Macht der neuen revolutionären Gewalt in Kärnten".

Janko Pleterski, Historiker in Ljubljana, hat sich zu dieser Frage noch deutlicher ausgedrückt: „In Kärnten ist aus dem antifaschistischen Kampf, ähnlich wie in den anderen slowenischen Gebieten, die revolutionäre Volksgewalt erwachsen, die die Autorität der slowenischen Nationalregierung anerkannte und deren Organe über das ganze slowenische Siedlungsgebiet in Kärnten verteilt waren. Die jugoslawische Armee war die bewaffnete Macht dieser Gewalt." (Razprave in gradivo Nr. 2, 1960)



Partisanenkämpfer beim Herzogstuhl

(Aus: Koroška v borbi, Klagenfurt 1951)

Als die Titotruppen unter ultimativem Druck Großbritanniens und der USA nach dem 20. Mai 1945 Kärnten räumen und sich hinter die alte Grenze zurückziehen mußten, verschleppten sie von den etwa 300 von ihnen verhafteten Personen mehr als die Hälfte. Ein slowenischer Geistlicher stellte im Zusammenhang mit diesen Verschleppten laut „Večer", Maribor 1973, fest „... nicht einmal der liebe Gott hätte sie besser aussuchen können."

Nach dem Abzug der Tito-Truppen aus Kärnten zog Pruschnig die Uniform der jugoslawischen Armee aus. Er blieb als Zivilist in Kärnten und übte die Funtkion des Sekretärs des Nationalen Befreiungsausschusses für Kärnten aus. Er organisierte Anschlußkundgebungen, Umbettung der gefallenen Partisanen und die Errichtung von Partisanendenkmälern. Eine besonders gute Stütze fand er im slowenischen Schriftsteller Drago Druškovič, der unter dem Namen Rok Arih im Rosental wirkte. Druškovič war auf ausdrücklichen Wunsch der damaligen politischen Führung der Slowenen, also der OF, in Kärnten geblieben, obwohl die Engländer angeordnet hatten, daß alle nicht in Kärnten beheimateten Partisanen Kärnten zu verlassen haben. Druškovič wirkte am Aufbau slowenischer Organisationen mit und ist sogar Sekretär des Slowenischen Kulturvereines geworden.

Die junge slowenische Generation in Kärnten wollte auch nach außen hin sichtbar machen, wo das Siedlungsgebiet der Slowenen ist und brachte slowenische Aufschriften an. „Das Ersetzen der Aufschriften war verbunden mit Manifestationen des Slowenentums: Die Jugend sang unsere Lieder (Partisanenlieder), trug slowenische Fahnen . . . Es wurde zur Gewohnheit: Bei Tag haben slowenische Jugendliche Aufschriften aufgestellt, noch in der gleichen Nacht haben sie die Gegner heruntergenommen oder überschmiert", schrieb Drago Druškovič 1975.

Druškovič beeinflußte als Nichtkärntner den französischen Journalisten und Berichterstatter der Zeitung „La Marseillaise" und „Ce Soir", Jean Dürkheim, der 1947 in Paris eine Broschüre über die Kärntnerfrage herausbrachte.

Da die britische Besatzungsmacht ein Verbot der slowenischen Fahne erlassen hat, verurteilte das englische Militärgericht mehrere Slowenen wegen des Tragens verbotener Fahnen.

Der Zorn der für den Anschluß an Jugoslawien eintretenden Slowenen richtete sich gegen die Engländer. Parolen wie „Engländer nach Hause — Es lebe Tito" wurden auf die Mauern geschrieben. Diese antienglische Stimmung verstärkte sich noch, als Amalia Orasche (slow. Malka Orože) mit dem Partisanennamen Tatjana aus Lobnig im August 1946 in Eisenkappel von einem britischen Soldaten angeschossen worden und an den Folgen gestorben ist. Sie war zwei Jahre lang bei den Titopartisanen gewesen und war Jugendsekretärin der OF. Beim Begräbnis, das sich zu einer Manifestation gestaltete, sagte Pruschnig: „Im Krieg waren die Engländer unsere Verbündeten. Aber jetzt glauben sie, Kärnten ist ihr Jagdrevier und schießen auf unsere Leute wie auf Hasen."

Die Engländer hatten zur Kandidatur der OF bei den Wahlen am 11. November 1945 keine Zustimmung erteilt, weil die Kandidaten — außer Dr. Joško Tischler, der eine modifizierte Erklärung unterschrieb — nicht bereit waren, eine Erklärung zu unterzeichnen, daß sie die Grenzen der Republik

Österreich nicht in Frage stellen werden. Die OF empfahl daher die Wahl der Kandidaten der Kommunistischen Partei.

Am 7. März 1947 fand in Klagenfurt eine Versammlung der Antifaschistischen Frauenfront statt. Helene Kuchar, mit dem Partisanennamen Jelka, ist zur Vorsitzenden gewählt worden. Nach der Versammlung gingen die Frauen, immer drei und drei eingehängt, auf die Straße und sangen ein Partisanenlied

„... so lange hier die Brigaden sind,
wer stiehlt uns das Land?
In Kärnten sind wir die Herren!"

Bei einer Kundgebung der Slowenen in Eisenkappel am 16. März 1947, bei der es zu tätlichen Auseinandersetzungen mit Deutschkärntnern kam, wurden nicht nur slowenische Fahnen mitgetragen, sondern auch ein Transparent in Form eines Herzens mit der Aufschrift: „Tito, erlöse uns!"

Karl Pruschnig wurde zweimal von den Engländern verurteilt. Das erste Mal, wegen „Störung der öffentlichen Ordnung" bei der Kundgebung in Eisenkappel, zu vier Monaten. Das zweite Mal wegen seiner Rede bei der Enthüllung des Partisanendenkmals in St. Ruprecht bei Völkermarkt, „nachdem er sich in einer öffentlichen Ansprache verächtlich und respektlos gegen die britische und amerikanische Besatzungsmacht geäußert hat", zu einem Jahr Gefängnis. Er ist jedoch wegen schwerer Krankheit, vor Ablauf der Strafe, aus der Strafanstalt Karlau entlassen worden.

Nach dem Abbruch der Beziehung zwischen Tito und der Kominform ist Pruschnig aus der KPÖ ausgeschlossen worden, in deren Landesausschuß er eine wichtige Funktion bekleidet hatte, was die personelle Verklammerung zwischen OF und KPÖ darstellte.

Die Entwicklung des Verhältnisses der Großmächte im Jahre 1949 führte auch zu einer inneren Differenzierung der bis dahin einheitlichen slowenischen Organisation der OF in Kärnten, in der die Titopartisanen und die Verfechter des Anschlusses an das kommunistische Jugoslawien tonangebend gewesen sind. Es bildeten sich zwei Gruppierungen: Die christlichen und titoistischen Slowenen.

Die stark christlich betonten Slowenen gründeten den Narodni svet koroških Slovencev (Nationalrat der Kärntner Slowenen, meistens nur als Rat der Kärntner Slowenen übersetzt) unter dem Vorsitz von Dr. Joško Tischler.

Wie eng die politische Verbindung der zweiten Gruppe zu Jugoslawien blieb, zeigt sich darin, daß sie nach dem Vorbild Sloweniens den Namen OF in DFDL — Demokratična fronta delovnega ljudstva (Demokratische Front des werktätigen Volkes) änderte. Vorsitzender der DF war wieder Dr. Franz Petek und Sekretär dieser Organisation wieder Karl Pruschnig. Die DF ist nicht nur personell zu einer Nachfolgeorganisation der OF geworden. Aus

diesem Grund wurde und wird diese politische Gruppe der Slowenen in Kärnten „titoistisch“ bezeichnet.

Bei den Landtagswahlen am 9. Oktober 1949 kandidierten die slowenischen Gruppen mit getrennten Listen. Die KLS (Christliche Volkspartei) erhielt 4644 Stimmen oder 1,87%. Die DF erhielt 2095 Stimmen oder 0,84% von 248.248 gültig abgegebenen Stimmen. Beide slowenischen Parteien zusammen erreichten 6739 Stimmen oder 2,71%, mit dieser Stimmenzahl hätten die Slowenen 1949 einen Sitz im Kärntner Landtag erhalten. So blieben sie aber ohne einen Abgeordneten im Landesparlament.

Nach der Gründung des „Verbandes ehemaliger Partisanen von Slowenisch-Kärnten“, der sich am 27. Jänner 1952 in „Verband der Kärntner Partisanen“ umbenannte, wurde Pruschnig Präsident dieses Vereines und blieb es bis zu seinem Tod 1980. Er führte diesen Verband in engster Fühlungnahme mit Slowenien und Jugoslawien. Der Verband der Kärntnern Partisanen beantragte jugoslawische Auszeichnungen für 270 Mitglieder.

1952 zog sich Karl Pruschnig aus dem aktiven politischen Leben zurück und pachtete ein Gasthaus in Wurdach ober Köttmannsdorf. „Über Direktive des Genossen Franc Leskošek-Luka, eines hohen Funktionärs der KPS und Mitgliedes der Regierung Jugoslawiens, übersiedelte Pruschnig 1957 wieder nach Klagenfurt, um sich ausschließlich der politischen Arbeit zu widmen, Quellenmaterial der Revolution zu sammeln, sein Buch „Gamsi na plazu“ (Gemsen auf der Lawine) abzuschließen, das 1958 in Ljubljana erschien.

1963 erbaute er sich ein Haus in Tschachoritsch bei Köttmannsdorf. 1980 ist Pruschnig nach einer Operation im Krankenhaus Ljubljana gestorben und in Köttmannsdorf begraben worden, wo ihm ein Denkmal errichtet worden ist.

Für uns ist die Frage interessant, wie Pruschnig von den Mitkämpfern beurteilt wurde.

Einer seiner Mitkämpfer, Johann Schupanz-Johan, der im Herbst 1943 bei St. Margarethen im Rosental in einem Schußwechsel mit der Gendarmerie verwundet, gefangen genommen und ins Landeskrankenhaus nach Klagenfurt eingeliefert worden ist, hat bei der Vernehmung angegeben, daß er von Pruschnig unter Todesdrohung zu Gewalttaten im Raum Eisenkappel gezwungen worden sei. Schupanz behauptete, Pruschnig sei eher feige gewesen, sei erst nach der Besetzung der Häuser erschienen und wäre dann sehr brutal vorgegangen. Schupanz gab auch Namen von Personen an, die von Pruschnig erschossen worden seien. Schupanz gab auch den Namen dessen an, der den schwer kriegsbeschädigten Ogris und die Frau Anna Stetschnig so lange denunziert habe, bis sie von den Partisanen erschossen worden sind.

Der Titopartisan Karl Prušnik-Gašper erhielt hohe Auszeichnungen Jugoslawiens, aber auch das Ehrenzeichen für Verdienste um die Befreiung Österreichs (1977).

Als 1976 der jugoslawische Botschafter Vlahov an 264 Kärntner jugoslawische Auszeichnungen überreichte, dankte Pruschnig im Namen der Ausgezeichneten und sagte u. a.:

„Wir bitten Sie, Herr Botschafter, unsere Freude und unser Glück, wie auch den herzlichen Dank an Marschall Tito zu übermitteln ... Aufrichtigen Dank, für die Überreichung dieser uns heiligen Auszeichnungen."

Bei der Verabschiedung in Ljubljana am 16. März 1980 sagte Janko Rudolf: „Der Tod (von Pruschnig) ist ein Verlust für ganz Slowenien, für Slowenisch-Kärnten ... Er stand in den ersten Reihen der Kämpfer für die Befreiung aller Slowenen ... Er lebte und arbeitete für Slowenisch-Kärnten ... Sein Vertrauen in den Staat des Muttervolkes war ihm Ansporn für erfolgreiche Arbeit."

Der derzeitige Präsident des Verbandes der Kärntnern Partisanen und Nachfolger von Karl Pruschnig in dieser Funktion, Janez Wutte-Luc, sagte: „Am 4. Mai 1980 ist unser ehemaliger Oberkommandierender und Vorkämpfer, Präsident Jugoslawiens, Marschall Tito gestorben ... Der Verband der Kärntner Partisanen hat an den Begräbnisfeierlichkeiten in Belgrad teilgenommen ... Wir Kärntner Partisanen haben schon während des nationalen Befreiungskrieges gezeigt, daß wir kämpfen können ... damals haben wir gezeigt, daß wir unser slowenisches Volk lieben ... So können wir auch heute den jungen Generationen Vorbild sein, die nach uns die Aufgaben übernehmen und den Kampf weiterführen werden bis zur endlichen Verwirklichung der Ideale, für die unsere besten Kameraden gefallen sind ..."

Noch sind unsere Brüder in Kärnten nicht befreit

Als Marschall Tito am 26. Mai 1945 in Laibach bei strömendem Regen und Hagel auf einer großen Massenkundgebung sprach, ging er auch auf die Frage der Grenzen ein und sagte über Kärnten: „Noch sind unsere Brüder in Kärnten nicht befreit. In eurem Namen und im Namen ganz Jugoslawiens erkläre ich, daß wir auf unsere Brüder in Kärnten nicht vergessen haben, die heute leider noch weiter zittern und leiden unter dem Terror der Gestapo, die nur in andere Uniformen gekleidet ist. Kaum einige Tage sind vergangen, seit unsere Truppen Kärnten räumen mußten, und schon hören wir das Stöhnen und die Hilferufe unserer Brüder in Kärnten. Vor dieser großartigen Versammlung lasse ich unseren Verbündeten sagen, daß von nun an die Verantwortung für alles, was dort geschieht, auf niemand anderen als auf sie selbst fällt."

Am 10. Juni nahmen auch slowenische Delegierte aus Kärnten beim Kongreß des Verbandes antifaschistischer Frauen in Laibach teil. Die Kärntnerin-

nen durchbrachen die Absperrung und drangen zum damaligen Vizepräsidenten der Belgrader Regierung, Edvard Kardelj, vor.

Unter Tränen stellte ihm eine Kärntnerin die Frage: „Wir werden wohl nicht außerhalb der slowenischen Grenzen bleiben?“ lesen wir in einem Zeitungsbericht.

Am 25. Juni 1945 erklärte Tito noch: „Kärnten ist ein Teil unseres Territoriums, das lange unter faschistischem Terror blieb, und man fährt nun fort, gegen diesen Teil des slowenischen Volkes ungerecht zu sein. Unsere Truppen haben sich aus Kärnten zurückziehen müssen, aber wir lassen seine slowenische Bevölkerung wissen, daß sie früher oder später frei und mit ihren Brüdern im Rahmen des demokratischen und föderativen Jugoslawien vereinigt sein wird.“

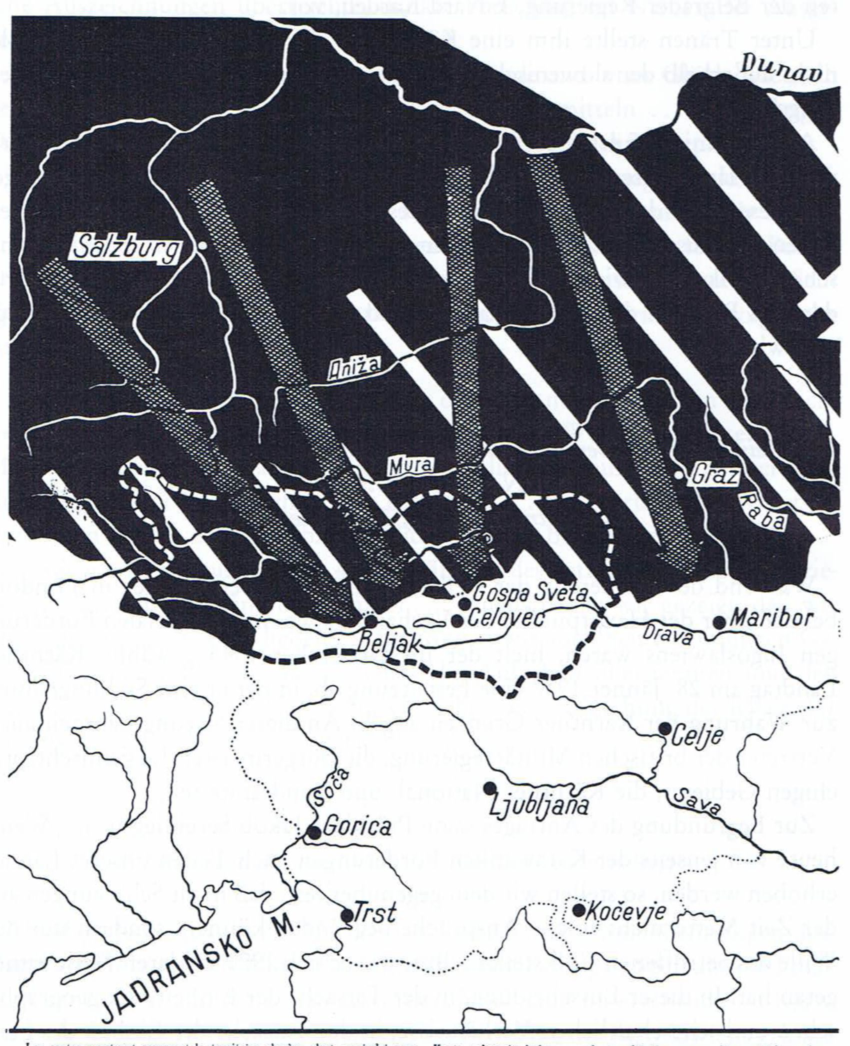
„Kein Kärntner Demokrat denkt daran, irgendwen gewaltsam zu einer Nation zu zwingen.“
(Kärntner Landtag, 28. Jänner 1947)

Während der Konferenz der stellvertretenden Außenminister in London, bei der einer der Hauptpunkte der Verhandlungen die territorialen Forderungen Jugoslawiens waren, hielt der im November 1945 gewählte Kärntner Landtag am 28. Jänner 1947 eine Festsitzung ab, in der er eine Stellungnahme zur Wahrung der Kärntner Grenzen abgab. An dieser Sitzung nahmen auch Vertreter der britischen Militärregierung, die Bürgermeister des gemischtsprachigen Gebietes, die Kärntner National- und Bundesräte teil.

Zur Begründung des Antrages sagte Präsident Jakob Sereinigg u. a.: „Wenn heute von jenseits der Karawanken Forderungen nach Teilen unseres Landes erhoben werden, so stellen wir dem gegenüber fest, daß nicht Schätzungen aus der Zeit Metternichs solche Ansprüche begründen können, sondern nur der Wille des betroffenen Volksteiles selbst, wie er sich 1920 in klarer Weise kundgetan hat. In dieser Entscheidung, in der Tatsache der Einheit, der geographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, in der Tatsache der Einheit des Landes seit mehr als tausend Jahren liegt die Begründung für Kärntens Recht, und daß dies anerkannt wird, haben die Erklärungen der Großmächte in Moskau bewiesen, denen wir vertrauen.“

Zur Abgabe einer Regierungserklärung erteilte der Präsident dem Landeshauptmann-Stellvertreter Hans Ferlitsch das Wort, der u. a. feststellte:

„Es muß bemerkt werden, daß nur die Kärntner Slowenen bisher die weitestgehende Wiedergutmachung erfahren haben. Die Höfe wurden diesen Menschen ohne Rücksicht auf formale Rechtsbedenken zurückgegeben. Es ist mit schwerer Mühe gelungen, bereits 2 Millionen Schilling zu Wiedergut-



Les cartes montrent comment le territoire slovène s'est amoindri sous la séculaire pression germanique. La Carinthie, jadis centre du territoire slovène, en est devenue la partie exrême la plus menacée par la pression germanisatrice.

Karte pokazuju kako se pod stogodišnjim germanskim pritiskom slovenačka teritorija sužila. Koruška, koja je od nekada bila središte slovenačke nacionalne teritorije, postala je njen periferni i od germanizacionog pritiska najugroženiji deo.

THE SLOVENE CARINTHIA CARINTHIE SLOVÈNE
СЛОВЕНСКАЯ КАРИНТИЯ SLOVENSKA KORUŠKA

BEOGRAD 1947

In Belgrad im Jahre 1947 erstellte Landkarte mit den von Jugoslawien beanspruchten Gebieten Kärntens einschließlich Klagenfurt und Villach (aus Kärntner Weißbuch, 1. Band)

machungszwecken flüssig zu machen. Der volle Ersatz des Schadens wird noch im heurigen Jahr geleistet werden können. Kein Kärntner Demokrat denkt daran, irgendwen gewaltsam zu einer Nation zu zwingen. Jeder Versuch in dieser Richtung würde auf entschlossenen Widerstand der Kärntner Landesregierung stoßen. Wenn auf Grund des freien Bekenntnisses der Staatsbürger eine kulturelle Autonomie gefordert wird, wird die Kärntner Landesregierung dem Landtag unverzüglich einen Gesetzesentwurf unterbreiten. Die Erhaltung der Einheit Kärntens soll auch in Zukunft das Ziel unserer gemeinsamen Arbeit in der Gesetzgebung und Verwaltung sein!"

Wie reagierten die damaligen Slowenenführer in Kärnten auf das großzügige Angebot einer kulturellen Autonomie?

Sie gingen darauf gar nicht ein, sondern forderten in Resolutionen und Kundgebungen den Anschluß Slowenisch-Kärntens an Jugoslawien. Was stellen sie sich unter Slowenisch-Kärnten vor?

Dem „Koledar slovenske Koroške" (Kalender für Slowenisch-Kärnten) für 1949, herausgegeben vom Slowenischen Kulturverband in Klagenfurt, entnehmen wir, was sich die Slowenisch-Nationalen unter Slowenisch-Kärnten vorstellen:

„Slowenisch-Kärnten umfaßt etwa 2470 km² mit annähernd 180.000 Einwohnern, von denen 120.000 Slowenen sind, die restlichen aber sind germanisierte Slowenen oder deutsche Einwanderer."

Edvard Kardelj sagte vor dem Rat der Außenminister in Moskau:

„Die jugoslawische Delegation stellt mit aller Entschiedenheit ihre Forderung, daß Slowenisch-Kärnten aus dem deutsch-österreichischen Joch befreit und an die Volksrepublik Slowenien im Rahmen der jugoslawischen Föderation angeschlossen wird."

Kardelj forderte den Anschluß „Slowenisch-Kärntens mit 180.000 Einwohnern und dem Gebiet einschließlich von Klagenfurt und Villach mit damals 80 Gemeinden an Jugoslawien". Diese Forderungen wurden auch von der OF für Slowenisch-Kärnten erhoben und durch Massenkundgebungen der Slowenen in Kärnten unterstützt, die darin die Erfüllung ihres nationalen Traumes seit 1848 erblicken.

Auch Grabsteine, errichtet für gefallene Titopartisanen, geben klare Auskunft über das Ziel ihres Kampfes. (Siehe Seite 296).

„Nach wie vor gilt für uns Kärntner Slowenen der unerbittliche, kompromißlose Kampf bis zum Sieg, bis zur vollkommenen nationalen und sozialen Befreiung, bis zur Vereinigung mit Jugoslawien. Das ist das Vermächtnis unserer Partisanen, und Ehrenpflicht jedes Slowenen in Kärnten ist es, daß er es erfüllen hilft. Wenn wir das Denkmal in St. Ruprecht (Anm. d. Red.: bei Völkermarkt) aufstellen, dann vergessen wir nie und nimmermehr, daß uns 85



„Ewiger Ruhm den drei Partisanen
gefallen am 9. Mai 1945 bei Köttmannsdorf
im Kampf gegen den Faschismus für die Freiheit
von Slowenisch-Kärnten“

(Aus: Erich Fein, Die Steine reden. Wien 1975, S. 136)

Partisanen aus dem gemeinsamen Grab schweigend ununterbrochen wiederholen: ‚Hier ist Jugoslawien‘. (Slovenski vestnik, 24. Oktober 1947)

„Ich erachte es als meine nationale Pflicht . . . zu erinnern, . . . wofür die slowenischen Partisanen drei Jahre lang ihr Herzblut vergossen haben: Für das Vereinigte Slowenien . . . den Anschluß Slowenisch-Kärntens an Titos Jugoslawien“, sagte Karl Prušnik-Gašper bei einer Kundgebung in Fürnitz am 26. September 1948.

Am 10. Februar 1949 überreichte die OF für Slowenisch-Kärnten dem Alliierten Rat in Wien ein Memorandum mit dem Ersuchen, es an die Konferenz in London weiterzuleiten.

In diesem Memorandum heißt es u. a.:

„ . . . den Kärntner Slowenen wurde nicht Gelegenheit gegeben, durch ihre Repräsentanten ihre Wünsche und berechtigten Forderungen nach Freiheit und Zusammenschluß mit dem Muttervolk zu verdolmetschen, wofür sie bewußt und zäh schon ein ganzes Jahrhundert kämpfen . . . Die OF für Slowenisch-Kärnten, als einzige legitime Vertretung der Kärntner Slowenen, weist darauf hin, daß ihnen die tatsächliche freie Entwicklung einzig und allein

durch den Zusammenschluß mit dem Muttervolk in der Föderativen Volksrepublik ermöglicht und garantiert wird . . . Vor allem ist die Frage der Schulen in Slowenisch-Kärnten brennend . . . in der Praxis bedeutet das Schulgesetz (die Verordnung der Provisorischen Landesregierung vom 31. Oktober 1945, die den slowenischen Unterricht auch für Kinder der Deutschkärntner in 62 Gemeinden einführte, Anmerkung d. Red.) nach wie vor Germanisierung der slowenischen Jugend . . . die einzige demokratische Lösung der Frage Slowenisch-Kärntens ist der Anschluß an die Föderative Volksrepublik Jugoslawiens."

„. . . Darum machen wir die Welt immer aufs neue auf die Tatsache aufmerksam, daß . . . das Ziel in diesem Kampf die Vereinigung mit dem Muttervolk war und daß für dasselbe Ziel wir auch heute noch kämpfen und nicht ablassen werden, ehe wir es erreichen . . ." sagte als Redner bei der Anschlußkundgebung in Fürnitz Dr. Luka Sienčnik, laut Slovenski vestnik vom 29. September 1948.

Dr. Franz Petek sagte anläßlich der Enthüllung eines Partisanendenkmals in Suetschach am 24. Oktober 1948:

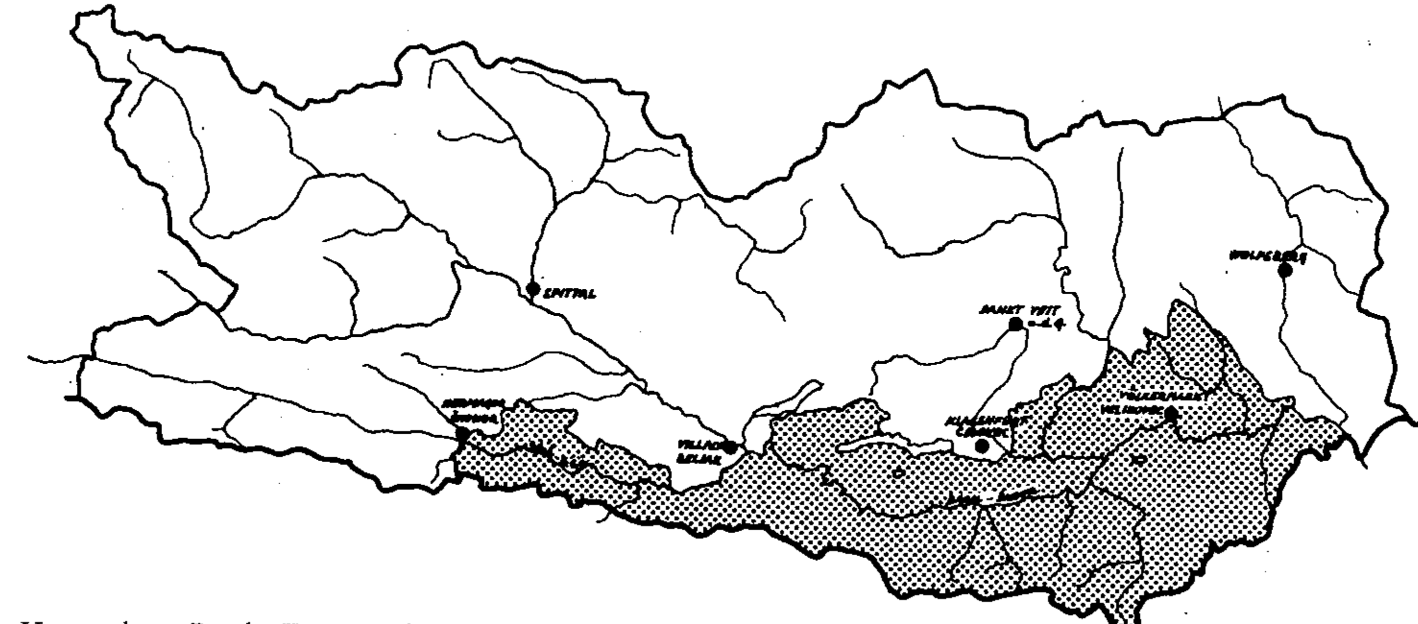
„. . . Alle, die sagen, die Kärntner Slowenen begnügen sich mit Minderheitenrechten, haben sich vollkommen demaskiert. Unsere Helden sind nicht für papierene Minderheitenrechte, sondern für die Freiheit Slowenisch-Kärntens in der Föderativen Volksrepublik Jugoslawiens gefallen! Darum gebührt ihnen ewiger Ruhm." (Slovenski vestnik, 27. Oktober 1948)

Nach Abschluß des Österreichischen Staatsvertrages (1955) begannen die Slowenen in Kärnten den Kampf um die Schaffung eines zweisprachigen Territoriums. Im Memorandum beider slowenischen Zentralorganisationen vom 11. Oktober 1955 lesen wir, was sie unter dem zweisprachigen Territorium verstehen:

„Unter dem Territorium mit slowenischer und gemischter Bevölkerung verstehen wir das Territorium, das in der Verordnung über das zweisprachige Schulwesen aus dem Jahre 1945 bezeichnet ist, einschließlich der Verwaltungs-, Gerichts-, Selbstverwaltungs- und anderer Ämter in Klagenfurt, Villach und Hermagor, die für das genannte Gebiet zuständig sind . . . Beamte und Angestellte auf diesem Territorium haben beide Sprachen zu beherrschen."

„Damals im Befreiungskampf haben die Kärntner Slowenen mit Blut besiegelt, welchem Volk sie angehören, jenem Volk, das im Grundsatzprogramm der OF die Befreiung und Vereinigung der slowenischen Kärntner festlegt . . ." (Slovenski vestnik, 15. Oktober 1976, Klagenfurt)

KÄRNTEN — TERRITORIUM MIT SLOVENISCHER ODER GEMISCHTER BEVÖLKERUNG
KOROŠKA — OZEMLJE S SLOVENSKIM ALI MEŠANIM PREBIVALSTVOM



Herausgeber: Rat der Kärntner Slowenen
Zentralverband slowenischer Organisationen
Redakteur: Dr. Augustin Malle
Druck: Drau-Verlag Ferlach
ČGP-Delo Ljubljana

DIE SLOVENEN IN KÄRNTEN
SLOVENCI NA KOROŠKEM
1974

Die am 14. November 1976 durchgeführte

Geheime Erhebung der Muttersprache

brachte für das von den Slowenen als Territorium mit slowenischer oder gemischter Bevölkerung bezeichnete Gebiet, in dem nach den Forderungen der Slowenen die Bestimmungen des Artikels 7 des Österreichischen Staatsvertrages verwirklicht werden sollen, folgendes Ergebnis:

Teilnahmeberechtigte	116.165	
Abgegeben	102.225	87,99%
davon Muttersprache Deutsch	93.776	91,73%

Was auch immer an die Titopartisanen in Kärnten erinnert, ob es die über 40 Partisanendenkmäler oder die Feiern aus verschiedenen Anlässen des Verbandes der Kärntner Partisanen mit starker Beteiligung aus dem Mutterstaat Slowenien sind, führt zwangsläufig zur beharrlichen Erinnerung der Deutschkärntner an das Geschehen in den Jahren 1942—1945.

Die unaufhörlich wiederholte Betonung des Partisanenkampfes und des einheitlichen slowenischen Kulturraumes wecken Erinnerungen an die Forderung des Anschlusses von Slowenisch-Kärnten an Jugoslawien.

Filip Kolenik, Sekretär des Verbandes der Kärntner Partisanen, sagte am 4. Mai 1980:

„Unsere Hauptsorge muß unserer fortschrittlichen Jugend gelten, die ein Ohr hat für unsere ruhmreiche Geschichte des nationalen Befreiungskampfes; sie wird und muß die Ideen und Errungenschaften unseres Partisanenkampfes verbreiten ... sie muß ununterbrochen für die Ideale unserer Revolution kämpfen."

Kolenik schlug vor, auch in Kärnten ein Denkmal für die Gefallenen im nationalen Befreiungskampf und die Opfer des Naziterrors von 1938 bis 1945 zu errichten, denn „es geht um Menschen, die sich für die Revolution geopfert haben ...

Wir werden niemals unsere im Kampf geborene und mit Blut getränkte Fahne, auf der geschrieben steht Smrt fašizmu — svoboda narodu, aus der Hand lassen. Diese Fahne führt uns im Kampf und ist uns Gewähr dafür, daß wir unseren historischen Weg und die Arbeit fortsetzen werden." (Vestnik koroških partizanov 1983, Heft 3/4)

Dr. Bogo Grafenauer hat sich in einem Festvortrag in Ljubljana zu dieser Frage mit sehr offener Deutlichkeit geäußert. Er sagte: „... in der heutigen veränderten Welt hat die Einheit des slowenischen Kulturraumes, als fundamentale Definition der heutigen slowenischen Politik, das Programm des Vereinigten Slowenien ersetzt." (Delo, 22. März 1984)

Die Betonung der Notwendigkeit der Bewahrung der Tradition des Partisanenkampfes in Kärnten bringt uns die in diesem Buch festgehaltenen Gewalttaten in Erinnerung.

Möge dieses Buch die Erinnerung an die Kärntnerinnen und Kärntner wachhalten, die sterben mußten, weil sie unsere Heimat und unser Volk über alles geliebt haben und unter keinen Umständen bereit waren, sie zu verraten. Sie mußten sterben, weil sie den Titopartisanen und der Verwirklichung ihres Zieles, des Anschlusses von Slowenisch-Kärnten an Jugoslawien, im Wege standen.

Möge es ein Denkmal stillen, verzweifelten Sterbens und ein Zeugnis des Bekennermutes dieser Opfer sein.

Es möge aber auch Anlaß zum Nachdenken über die jüngste Geschichte unseres Landes sein. Verschweigen hilft niemandem! Denn Geschichte läßt sich weder auslöschen noch verändern.

DANK

gilt allen Kärntnerinnen und Kärntnern, die durch ihre Aussagen und Hinweise, durch Übersetzungen aus dem Slowenischen und durch Bildmaterial zu dieser Dokumentation beigetragen haben.

Dank gilt auch der Kärntner Landsmannschaft, die in ihrer Zeitschrift als erste einen Teil dieser Dokumentation veröffentlicht hat.



INHALTSVERZEICHNIS









Ingomar Pust · Titostern über Kärnten 1942—1945